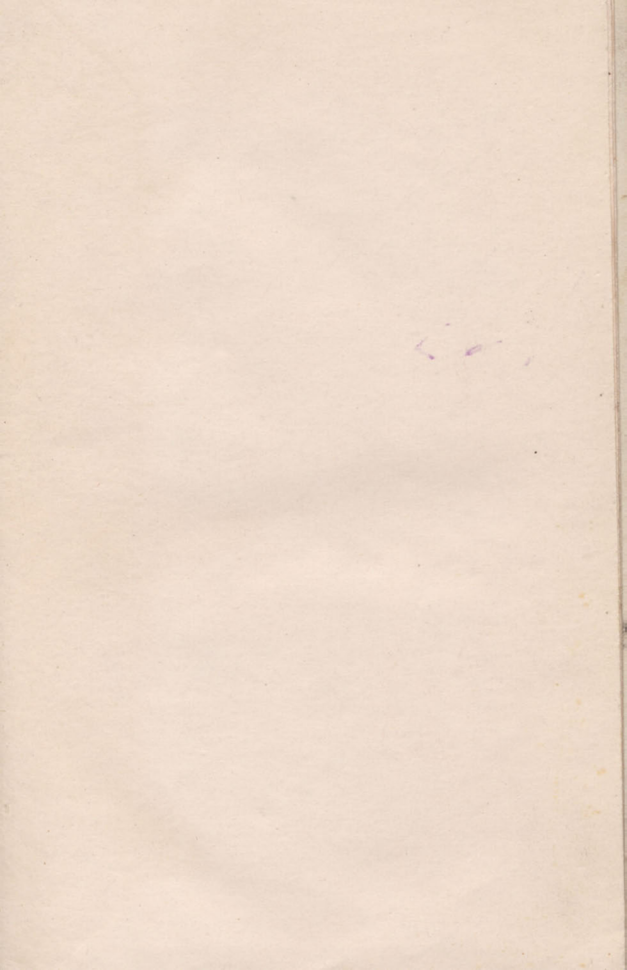
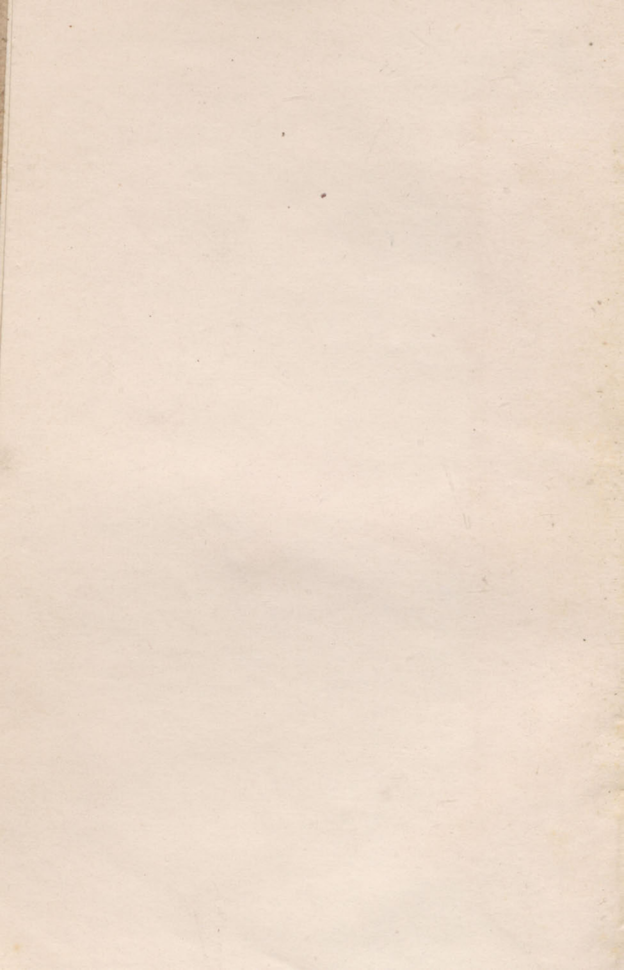

Stadt
Bücherei
Elbing








H. Ramberg del.
A.W. Böhm sc.

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1816.

Achter Jahrgang.

Mit 10 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA

Uebersicht des Inhalts
des achten Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Der nächste oder 9te Jahrgang der Minerva für das Jahr 1817 wird von der Schillerschen Gallerie die Kupfer zu dem Fiesko enthalten, so wie die erste Lieferung von Boydell's Shakspeare Gallerie in 100 Blättern, welche nach und nach sämmtlich in diesem Taschenbuch geliefert werden sollen, und wovon bereits viele Platten in Arbeit sind.

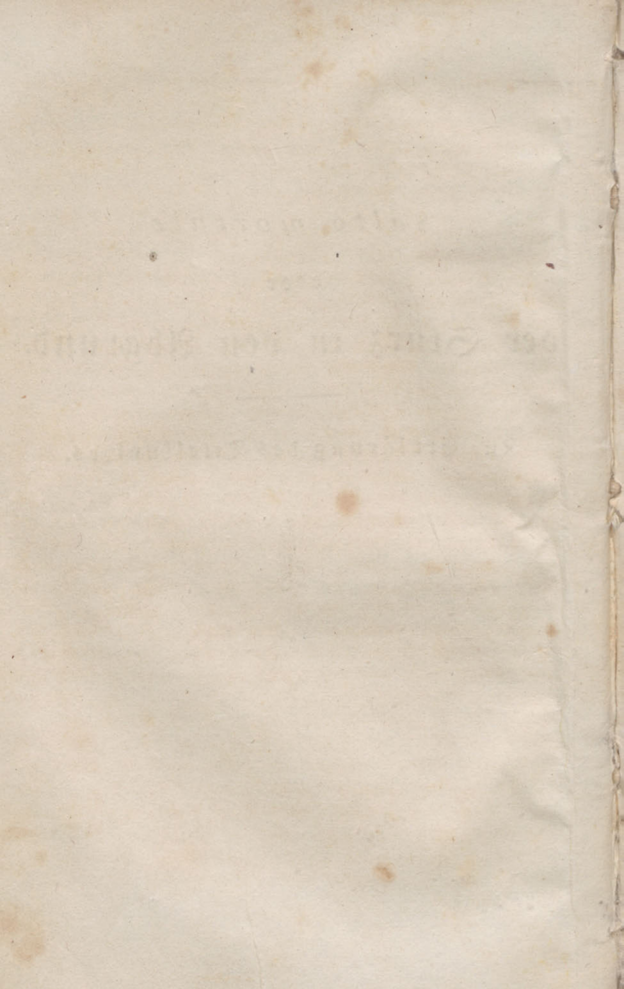
Gerhard Fleischer d. Jüng.

Salto mortale

oder

der Sturz in den Abgrund.

Zur Erklärung des Titelkupfers.



Eumeniden umgewandelten Plagegöttinnen in dem Trauerspiele gleiches Namens ertheilt *) — hier um so schicklicher eingeführt, als diese Rachegöttin dem Verbrecher hier gleichsam zudonnerte; Sterblicher, wer berief dich zum Rächer! mein ist die Rache!

Der zur Hölle stürzende Verbrecher aus Rachsucht wird uns also auf diesem dichterisch erfundenen, malerisch gruppirten, feurig ausgeführten Blatte vorgestellt. Sollte es eines langen Nachdenkens und mühsamen Umherfragens bedürfen, um zu diesem allegorischen Bilde irgend ein dichterisches oder historisches Gegenbild zu finden? Die mit Blut geschriebene Geschichte ganzer Staatsumwälzungen, die Annalen älterer und neuerer Verschwörungen und die Criminalprozesse einzelner Mörder und Mordbrenner enthält überall die schauderhaftesten Belege dazu **). Doch wenden wir unsern Blick von der wirklichen Welt lieber in die dichterische. Schillers Carl Moor in den Räubern ist, so wie ihn der Dichter im regellosesten Aufschwung seiner glühenden Jugendfantasie hervorrief, nach der eignen Idee des Dichters ein solcher Verbrecher aus Rachsucht.

Nach allem, was von Kunstmeistern und Jüngern über dieses erste, zwar noch rohe, aber doch hochgeniale Erzeugniß der dramatischen Muse Schillers tadelnd, oder entschuldigend bemerkt worden ist, mag man doch des Dichters eigne Geständnisse „über dies Opfer einer ausschweifenden Empfindung ***)“ am liebsten hören. Jedermann kennt die

---

*) Aeschylus in den Eumeniden V. 176 ff.

**) Man erinnere sich zum Beispiel nur an den zur Verzweiflung gebrachten Cammardello, in der Frau von der Recke Tagebuch einer Reise nach Italien Th. II. S. 151 ff.

***) So charakterisirt Schiller selbst seinen Moor in der Vorrede zum Fiesko.

Charakteristik der zwei Helden des Stücks, wie sie der Dichter im Vorbericht zur ersten (Manheimer) Ausgabe der Räuber entworfen hat. Aber weniger bekannt ist die Darstellung dieses seines Erstlings aus Schillers Feder in einer Selbstrezension, die der Dichter über dies Stück im Wirtemberger Repertorium der Literatur mit fremder Unterschrift, um fürs erste unerkannt zu bleiben, geliefert hat *). Man höre ihn hier selbst über Carl Moors Charakter urtheilen: „Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. — Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems des Guten. Indem er eine Stadt dem Verderben Preis gibt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheurem Enthusiasmus. Weil er sein Mädchen zu feurig liebt, um sie verlassen zu können, ermordet er sie. Weil er zu edel denkt, um ein Sklave der Leute zu seyn, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Lei-

*) Schade, daß der verdienstvolle, kritische Herausgeber von Schillers sämmtlichen Werken, der diese höchstmerkwürdige Selbstrezension sehr gut kannte (S. Nachrichten zu Schillers Leben S. X.) sich durch einige Rücksichten bewegen ließ, dieser Kritik, die doch so ganz Schillers eigenthümlichen Stempel trägt, die Aufnahme zu verweigern. Bei einem der Nation so theuer gewordenen, ja einzigen Dichter ist ein Urtheil der Art, der treueste Abdruck seines Geistes auf der Stufe der Bildung, die er damals erstiegen hatte, von unschätzbarem Werth, da besonders die Zeitschrift, in der sich die Kritik befindet Wirtembergisches Repertorium der Literatur. Eine Vierteljahrschrift. Erstes Stück (S. 134—164.) völlig vergriffen ist, indem sie schon 1782 auf Kosten der Herausgeber (Abel, Petersen, Schiller) erschien.

denschaft ist ihm fremd. Die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. Reue und kein Erbarmen! Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen: (so seine Herzensergießung) — Den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung, und eine rastlose Thätigkeit des Geistes."

Es bedarf keines kritischen Tiefblicks, um den sämmtlichen Charakteren, die Schiller in diesem seinen Erstlingsstück in schroffen, gigantischen Massen allen Convenienzen zum Trotz keck hinzeichnete, es gleich bei der ersten Begrüßung abzumerken, daß der jugendliche Dichter bei der Abfassung dieses Stücks noch aller wirklichen Welt= und Menschenkenntniß, die nur im lebendigen Umgang mit geistreichen Umgebungen geschöpft werden kann, völlig entbehrte, daß er sich schon in den vielfach beengenden Räumen der militärischen Carlsschule zu Stuttgart ganz in seine eigne fantastische Welt eingesponnen hatte, aus welcher der stets mehr reflektirende, als genial erzeugende Dramatiker im Grunde nie ganz heraustrat, und daß auf diese Weise alles, was durch die frühe Lektüre von Plutarchs Biographien, von Cervantes und Shakespear in ihm befruchtet worden war, in roher, regelloser Ueppigkeit empor schoß, wobei an feine motivirte Charakterentwickelung noch gar nicht zu denken war. Er selbst gesteht in jener Selbstkritik, woraus wir zunächst ein Bruchstück anführten, daß er die Grundzüge zu seinem Räuber Moor in Plutarchs großen Verbrechern und in dem ehrwürdigen (Schillers eigenes Beiwort) Roque im Don Quixote gefunden und sie nun nach Shakspearischer Manier „in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt habe." So entstand in Schillers Seele das Bild des Geistes, den das äußerste Laster nur reizet um der Größe

willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erheischet, um der Gefahren willen, die es begleiten.

Aber eben darum bleibt auch Carl Moor, bei allen einzelnen Verzeichnungen und handgreiflichen (leicht bis zum Abgeschmackten auszumalenden) Uebertreibungen und ekelhaften Bildern des Gräßlichen, doch stets eine Verirrung, die mehr werth ist, als die korrekteste Mittelmäßigkeit und die nur ein seltener Genius sich zu Schulden kommen lassen konnte. Sie wird nie aufhören, auf jugendlich feurige Gemüther und überhaupt auf alle Leser und Zuschauer, die noch einer unbeschriebenen Tafel gleichen, einen gewaltigen Eindruck zu machen. Die Britten haben ihr daher auch stets große Hochachtung gezollt, da sie früh durch eine gelungene Uebersetzung mit diesem Erstlingsdrama unsers Dichters bekannt wurden *). Niemand hat den Charakter des Räubers mehr im Sinne des Dichters selbst aufgegriffen und erklärt, als der gelehrte Schotte, Henry Mackenzie, der sich noch neuerlich durch die Herausgabe der Denkschriften der hochländischen Gesellschaft (Transactions of the Highland Society) und des gälischen Originals von Ossians Gesängen verdient gemacht hat, in einer Abhandlung über das deutsche Theater **). Da heißt es ausdrücklich in der Zergliederung der Räuber: der Held dieses Stücks, von Natur mit den edelsten Gefühlen ausgestattet, wird durch Verrätherei und den Wahn, von den

---

*) The Robbers, a Tragedy. Translated from the German of Fr. Schiller. London, Robinsons 1792. 220 S. in 8. S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften L, 358 ff. wo die lobpreisende Vorrede des Uebersetzers mitgetheilt wird.

**) Account of the German theatre, in den Transactions of the Royal Society of Edinburg. Vol. II. p. 161.

Personen, die ihm am nächsten in der Welt stehn, unmenschlich behandelt zu werden, in einen Zustand von entschlossenem Menschenhaß und Verzweiflung gestürzt. In dieser Lage wird er zur Begehung einer Reihe von Verbrechen hingerissen, die eben durch ihre Größe seinen verstimmten Geist am meisten ansprechen. Er dünkt sich selbst ein Rachewerkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Bestrafung der Verbrechen anderer; er fühlt eine Art von wildem Vergnügen, so die Geissel seiner Mitmenschen zu werden. Da er aber zugleich seine Schuld in dem ersten Abweichen von dem Pfad der Tugend erkannte, so betrachtet er sich durch ein unvermeidliches Gericht zu einer Rolle des Lebens verdammt, die sein Andenken der Schande und seine Seele dem Verderben überliefern muß."

Es kam nicht in Schillers Seele, als er in überströmender, wild aufsprudelnder Jugendfülle diese tragische Darstellung des Kampfes eines nach Größe lechzenden Charakters mit dem Eigensinn des Zufalls und den beengenden Forderungen der bürgerlichen Verfassung entwarf, daß sein Carl Moor wirklich ein Musterbild werden sollte. Es ist, wie der geistreichste aller Beurtheiler Schillers eben so treffend, als kräftig bemerkt hat *), überall ein individueller Charakterzug seiner Poesie, sich in Opposition gegen das Herkömmliche zu stellen, welches den feurigen Jüngling auf der festgeregelten, soldatisch-gebundenen Carlsschule so widrig beschränkt und gleichsam aufs eiserne Prokrustesbette geschnürt hatte. So wie er in den Göttern Griechenlands gegen den christlichen Himmel; so wie er im Charakter des Posa gegen den Katholizismus und Despotismus unter Philipp II. anstürmt, so bricht er in den Räu-

*) Ueber Schillers Genie und Schriften. In der neuen Leipziger Literatur-Zeitung 1805. n. 92. S. 1460.

dern eine Lanze mit allen bürgerlichen Ordnungen und da diese Kühnheit in Schillers Poesie so ganz das Gepräge der ernsten Reflexion trägt, so muß sie den Uneingeweihten, der diese hohe Ironie nicht faßt, entweder geradezu empören und zum Gebrauch bürgerlicher und theologischer Waffen in Bekämpfung solchen Hohns gegen Gesetz und Herkommen anreitzen, oder, wo etwa noch ein Funken poetischer Reizbarkeit in der Brust schlummerte, zu ungereimter Bewunderung und Nachahmung fortreißen. Daher nun die Sündfluth von Räuberdramen und Banditenromanen in unserer Literatur, ein ruchloses Bastardengeschlecht, die, wenn sie neben ihrem vorgeblichen Vater Carl Moor in der Hölle gebettet wurden, durch zwei abscheuliche Quälgeister, Ekel und Langeweile, seine Höllenpein ganz unbeschreiblich vermehren müßten. Bekanntlich sind Abällino der große Bandit und Rinaldo Rinaldini als Repräsentanten dieser aus Schillers Räubern ausgegangnen Sippschaft anzusehn, deren Väter jetzt wohl Ehrenwerthers erzeugt und sich selbst längst von dieser Brut losgesagt haben. Ja es hat selbst in der neuesten Literatur des Auslandes nicht an Erzeugnissen gefehlt, in welchen die Schillersche Idee, geniale Größe mit moralischer Verworfenheit, schwärmerische Liebe mit unersättlichem Blutdurst in der Person eines furchtbaren Räubers zu paaren, mit allem Zauber der Phantasie aufs neue ausgeschmückt wurde. Denn erst im vorigen Jahr krönte der von den Britten hochgefeierte Lord Byron seinen seltenen Dichterruhm durch eine hinreißende, an erschütternden Situationen und großen Schönheiten des Details reiche poetische Erzählung von dem furchtbaren Seeräuber Conrad, der auf einer der Cycladen im Archipelagus sein Räuberreich gegründet hat und nur für seine Medora der stärksten und zartesten Leidenschaft fähig, nachdem er sich lange in Blut gebadet hat, untergeht *). „Ein

*) The Corsair, a Tale. By Lord Byron (London, Murray 1814. 108 S. in 8.) Den Deutschen

Opfer früher Unvorsichtigkeit und Fehlschlagung, nun mit Menschenhaß erfüllt und der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen den Fehdebrief schreibend, hat dieser Conrad, als Werkzeuge seiner Rache, eine Rotte Bösewichter sich ausgesucht, deren Gemüther durch sein geistiges Uebergewicht geblendet und gebändigt werden." Die Aehnlichkeit dieses Corsaren mit Carl Moor wird noch auffallender, wenn man durch spätere Kunde erfährt, daß dieser Conrad früher ein schottischer Laird in dem Hochlande gewesen sey.

Je tiefer also die Eindrücke gewesen sind, die dies Stück seit seiner ersten Erscheinung überall gemacht hat, und je bleibender die Schwingungen, die sich noch bis heute in manche Köpfe fortpflanzten, um so wünschenswerther mag es seyn, daß doch auch hier Gerechtigkeit geübt und in Wort oder Bild — wo es ja noch sinnlicher dasteht — ausgesprochen werde, wohin diese gesetzlose, alles zertrümmernde Genialität doch unausbleiblich führen muß: auf den Altar der Gerechtigkeit, das heißt, aufs Blutgerüste, sagt Schiller selbst am Schlusse des Stücks, oder auch, um noch volk-

---

ist dies wahrhaft geniale Produkt durch einen Abdruck zugänglich geworden, den Prof. Wiedemann in Kiel in einer geschmackvollen Sammlung Modern english Poems by Campbell, Byron and Walter Scott (Kiel 1815.) davon veranstaltet hat, p. 126—198. Man vergleiche die analysirende Anzeige im Quarterly Review No. XXII. p. 428 ff. wo Conrads Charakter so geschildert wird: The victim of early improvidence and disappointment, disgusted with mankind and breathing defiance against Society and all its laws, he has sought, as the instruments of his vengeance, those wretches whose minds he dazzled and subdued by his superior intelligence.

thümlicher zu sprechen, in die Hölle. Da das letztere weit poetischer und darstellbarer ist, als die Hinrichtung durch den Nachrichter und Vollstrecker der hochnothpeinlichen Gerechtigkeit, welches höchstens Stoff zu einer Hogarthischen Szene darbieten kann: so wählte auch Ramberg diesen Ausweg in vorliegender Kupfertafel. Von einem Fantome verlockt, stürzt der Unbändige auf unbändigem Roß in den Abgrund. Sein Schutzengel weint. Sein böser Genius vollendet den Sturz. Die Furie bewillkommt ihn mit dem Hohngelächter der Hölle.

Ein in die Sammlung seiner Gedichte auch in der letzten nach der Zeitfolge geordneten Ausgabe der sämmtlichen Werke Schillers nicht aufgenommenes Gedicht mag, wenn Ramberg für seine Darstellung einer Rechtfertigung bedürfte, zur Genüge beweisen, daß Schiller selbst in jener Periode, wo sein Geist noch nach dem Riesenartigen, Ungeheuern strebte, den Sturz seines Carl Moor gerade so ansah. Das Gedicht, welches zuerst in der Rheinischen Thalia erschien, führt die Ueberschrift: Monument Moors des Räubers. Da heißt es unter andern:

Durch wolkige Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen.
Gierig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken der Völker
Unter seiner verderblichen Pracht.
Aber du hast vollendet,
Majestätischer Sünder,
Deine furchtbare Rolle vollbracht. —

Jünglinge, Jünglinge
Mit des Genies gefährlichem Aether-Strahl,
Lernt behutsamer spielen!
Störrig knirscht in die Zügel das Sonnenroß.

Aber es flammt, hält es ein kindischer Zaum,
Erd und Himmel in lodernden Brand.
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaethon!

So stürzt Moor der Räuberhauptmann in Schillers kühn aufbrausendem Jugenddrama. In den Augenblicken, wo dies seiner inwohnenden Kraft wegen doch nimmer veralternde Drama durch einen genialen Künstler, der Szenen daraus an seine Gallerie Schillerscher Szenen anreihet, aufs neue verjüngt worden ist, wurde jene Poesie zur furchtbarsten Wirklichkeit. Ein Räuberhauptmann in der höchsten Potenz und ohne Parallele in der Geschichte aller Jahrhunderte, stürzt zum zweiten Mal in unglaublicher Schnelligkeit von seiner schwindelnden Höhe herab, mit dem ganzen Pandämonium seiner Bluthunde und Raubgenossen. Der Gigantensturz, wie ihn der hochbegabte Giulio Romano im Palaste del T zu Mantua malte, ist nur Scherz und Spielwerk dagegen. Zweckmäßiger, zeitgemäßer konnte also kaum etwas zur Titelverzierung dieser nun schon zum achten Mal sich erneuenden Minerva gewählt werden, als dieser Sturz in den Abgrund.

Sprachlos, schwindelnd, bleich, mit weit vorquellenden Augen
Blickt das Entsetzen hinunter. Der göttlichen Rache Vollender
Steht an diesem Grab. Hier schläft der Tod nicht *).—

Schillers Räubern ist die nächstfolgende kleine Gallerie gewidmet. Ein Blick auf Schillers Räuberhauptmann gab

*) Klopstocks Messias IX, 758.

Rambergen die Idee, das sich selbst bestrafende Verbrechen aus Rachsucht und Ehrsucht in diesem rasenden Reiter zu versinnbilden und damit dem Stücke selbst gleich in voraus die vollendende Sühne zu geben, die Schiller nur leise andeuten konnte. Die tragischen Leidenschaften Schrecken und Mitleid verstand der Dichter aufzuregen, aber nicht zu besänftigen. Furchtbar, aber gerecht wird hier alles ausgeglichen und jeder herbe Mißton auf immer aufgelöst.

Gallerie
zu
Schillers Gedichten.

Achte Schaustellung *).

Szenen aus den Räubern.

---

*) Bilderszenen nach Schillers Liedern und Romanen eröffneten diese Gallerie mit dem ersten Jahrgange der Minerva von 1809. Aus diesem Vorhofe traten wir im Jahr 1810 in die innere Halle seiner großen dramatischen Dichtungen. Don Carlos, das geniale Mittelglied zwischen dem Jugendfeuer und der Reife des Dichters, trat hier in seinen Hauptszenen zuerst hervor. Darauf folgten im Jahrgange 1811 der Minerva Darstellungen aus Schillers dreigespaltenem Wallenstein. Die vierte Bilderreihe gab uns 1812 Szenen aus der von der Romantik am reichsten begabten Jungfrau von Orleans. In düstern Riesenschatten des Schicksals schreiten die Szenen aus den zwei Schicksalsfabeln der Maria Stuart im Jahrgange 1813 und aus der Braut von Messina im Jahrgange 1814. Ins Wiegenland der Freiheit, an den Vierwaldstädter See, stellte uns Wilhelm Tell in der Szenenreihe von 1815. Jede Schaustellung enthält acht Szenen, nach H. Rambergs Erfindung und Musterzeichnung.

Die Räuber.

Das Außerordentliche wird schon in den Geburtsstunden geweiht und bestimmt. Das nennt man den Horoscop, und in ihm findet man den Ankergrund alles astrologischen Sternenglaubens. Wie es mit den Menschen geht, so gehts auch mit dem Geistigsten, was er erzeugt, mit einer Schrift, mit einem Gedicht, das sein Genius auf Jahrhunderte stempelt. Wie wahr sagt schon der alte Dichter:

> Jedes Büchlein empfängt den Geburtsbrief von dem Verhängniß *).

Das mag vor allem auf ein so excentrisches, in wilder Gluth der feurigsten, aber auch noch unreifsten Jugendfülle gebornes Gedicht, als Schillers Räuber sind, mit Fug und Recht angewandt werden. Man muß es, will man nicht ungerecht richten, durchaus nach seiner alles entscheidenden Geburtsstunde beurtheilen.

Dabei mag Aristarch auf seinem Richterstuhl unangetastet bleiben. Die unerbittliche Kritik muß das Recht behaupten, auch daran ihren, in Aristoteles Kühlkessel gehärteten Maßstab anzulegen. Und wenn uns einer der scharfblickendsten Dramaturgen dieser Zeit, der sich durch eigene Meisterwerke im Helden- und Scherzspiel als ebenbürtiger

*) Habent sua fata libelli.

Beisitzer, das Recht erwarb, auch hier mit zu urtheilen, uns ganz neuerlich versicherte *), es müsse, wenn alles mit rechte Dinge zugehe, mit der dramatischen Kunst in Deutschland endlich doch noch dahin kommen, daß wir, der bloßen Erzählung im Trauerspiel ihr altgriechisches Anrecht zurückerstattend, von dem wilden Szenengewirr überhäufter Handlung in die drei Einheiten des Aristoteles zurücktreten, so ist freilich diesen Räubern, die selbstsündigend auch das Volk der Tragiker sündigen machten, vor allen andern von der Kritik der Stab gebrochen.

Allein das soll uns nicht hindern, dieß seltsam gestaltete, wunderbar begabte Erstling drama unsers großen Dichters auch nach den dämonischen Einflüssen seiner Geburtsstunde zu befragen und indem wir keine der Fehler zu beschönigen suchen, die jene Stunde ihm so reichlich mittheilte, doch der Meinung zu verbleiben, daß, wenn auch nach eines braven Kunstrichters Dafürhalten Don Juan, Hamlet und Faust der Gipfel der modernen Tragödie genannt werden müssen **), Götz von Berlichingen, die Räuber und Gemmingens Hausvater zuverlässig die am meisten befruchtete den Elementargeister unserer Bühnen geworden sind.

Unter den vielen Maleranekdoten ist die keine der schlechtesten, wo erzählt wird, daß der weltberühmte Maler der Schlachten Alexanders und Ludwigs XV, Le Brün, schon in seinem 4ten Jahre mit Kohle Fratzen auf dem Boden malte, die sich recht gut sehen ließen ***). Und

*) A. Müllner über Handlung und Erzählung im Trauerspiel im Morgenblatt 1815. n. 164. S. 654.

**) Dramaturgisches Wochenblatt in Beziehung auf die königl. Schauspieler in Berlin, Berlin, 1815. n. 3.

***) Abregé de la Vie des plus fameux peintres, T. IV. p. 124.

wenn dieß auch noch keine so treffenden Porträts gewesen waren, wie sie einst der griechische Rafael Apelles am Hofe des Ptolemäus Soter in Aegypten mit Kohle an der Wand skizzirte *); es waren doch schon Lebrüns früheste Geniefunken darin zu entdecken. Nenne man immer die Charaktere eines Carl und Franz Moor in den Räubern auch nur angeschwärzte Kohlenzeichnungen; demungeachtet wird kein Unbefangener darin den ersten Flügelschlag eines Originalgeistes verkennen, der, wenn der junge Aar nur seiner Schwingen erst ganz mächtig geworden ist, auch wohl bis zur Sonne emporfliegen wird. Das Urtheil, welches gleich bei der ersten noch anonymen Erscheinung im Jahr 1782 der ehrliche Musäus über dieß Stück fällte, „so wenig man wünschen mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Szene gewöhne und so untauglich dieß Stück auch zur Aufführung auf dem Theater seyn mag; so wohl ist es gezeichnet, so stark ausgemalt! Gewiß ist der Verfasser, kein gemeiner Kopf **)!" hat sich trotz aller Angriffe und Widersprüche bis auf die neueste Zeit in den Critiken urtheilfähiger Kunstrichter stets wiederholt. „Die Räuber," sagt ein Berliner Aristarch, der weit öfter geißelt, als streichelt, bezeichnen den Geist des Dichters weit reiner und größer, als manche seiner spätern Produktionen. Nenne man jenes Werk immer ganz unkünstlerisch, in dem vollendeten Gegensatz der Natur und Kunst wird sich die Kunst selbst leichter ahnden lassen. Himmel, Erde und Hölle sind hier in ungeheuren Formen, durch schroffe Klüfte auseinander gerissen, hingestellt mit einer Kraft und Fülle, die des höchsten Ruhmes werth sind ***). Selbst A. W. Schle-

*) Plinius XXXV, 10. s. 36.

**) Allgemeine deutsche Bibliothek XLIX, 127.

***) Franz Horn schöne Literatur Deutschlands im 18ten Jahrhundert Th. I. S. 191. vergl. Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, S. 218.

gel findet darin einen selbstständigen und bis zur Verwegenheit kühnen Genius *). Gewiß, ein solches Stück muß in der Geburtsstunde selbst sich einer seltenen Constellation zu erfreuen gehabt haben.

Man kann aber diese Constellation nicht kräftiger und wahrer schildern, als es Schiller selbst gethan hat in der Vorrede zur Rheinischen Thalia. In einem Vorwort zu Szenen aus Schillers Räubern darf dieß Selbstgeständniß durchaus nicht fehlen. „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. — Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlern Linien zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir einer begegnete.“ Die Räuber sind der Hauptsache nach wirklich noch während des Aufenthalts Schillers in den Zwingern der Carlsschule entworfen und den Hauptpartieen nach gedichtet worden. Wild und in gigantischen Massen brauste und gohr es im Kopf des Jünglings. Aber er hatte den Plutarch gelesen. Cervantes, Milton, Shakspear

*) Dramaturgische Vorlesungen II, 2. S. 406.

hatten ihn begeistert. An Klopstock hatte er seine Fackel gezündet. Er versuchte sich fast zu gleicher Zeit in lyrischer und dramatischer Form. Beide waren höchst ungeregelt und fantastisch. Bald mag man sich den in Milton's Pandämonium vertieften Schwärmer mit Teufelslarven und Vampiren umringt denken, wie sie Callot in der Versuchung des heiligen Antonius um das Haupt des angefochtenen Einsiedlers malt, bald den vom Elfentanz in Shakspear's Sommernacht bezauberten Seher mit Visionen umringt vorstellen, wie sie an der sicilischen Meerenge die Fata Morgana beim Sonnenaufgang und Untergang hervorrufen soll. Man lese nur unter den noch aufbewahrten frühesten Gedichten — viele, wie der Abend und andre Erstlinge, sind schon ganz untergegangen — die Fantasie an Laura, die Leichenfantasie, die Kindesmörderin, die Schlacht, und schließe daraus, was sich damals schon alles in der Seele des Jünglings abgespiegelt haben mußte. Sein frühester dramatischer Versuch war eine Tragödie: der Student von Nassau, auf eine wahre Anekdote eines akademischen Wildfangs gegründet, die dem Eingesperrten selbst hinter seinem Gitter zugekommen war. Ein anderes Helden- und Blutspiel sollte Cosmus von Medicis heißen. Leisewitzens Julius von Tarent, den Schiller fast auswendig wußte, hatte das Vorbild dazu gegeben. Doch dieß waren nur Vorstudien zu seinen Räubern, wovon der rohe Stoff, so wie ihn Schiller ihn uns selbst vorträgt in der Selbstrezension im Wirtembergischen Repertorium, gleichfalls aus einer bekannten, alten Volkserzählung entlehnt ist. Aus jenen ersten Schöpfungen einer wildaufgeregten Fantasie gingen doch mehrere Bruchstücke in die Räuber über. Aber schon hier äußert sich auch sein Hang, die Vermälung der Lyrik mit der Tragödie, die im griechischen Trauerspiel vermittelst des Chors stets bestanden hatte, wo möglich, wieder herzustellen. Der Schreiber dieser Einleitung weiß es aus Schillers eigenem Munde, daß er die Räuber, etwa im Sinne von Gay's Bettler-Oper, die er aber damals gewiß noch nicht einmal dem Namen nach kannte, als

ein Melodrama dichtete. Zumsteeg, damals sein Mitschüler, den er vorzüglich liebte, hatte großen Antheil an dieser Einkleidung gehabt und die meisten Gesänge darin komponirt. Natürlich hielt dieß alles im Verfolg seiner Studien nicht Stich und das junge aufbrausende Genie des Dichters begnügte sich mit der Ehre, ausrufen zu können: „Das einzige Schauspiel auf Wirtembergischen Boden gewachsen *)!" Indeß sind sowohl die zwei noch in der spätern Sammlung enthaltenen Lieder Hektors Abschied und Amalia, als auch das berüchtigte Räuberlied, wozu sich wunderbarer Weise in den Criminalakten der sächsischen Gerichtshöfe ein in der Geschichte selbst vollkommen bestätigtes Gegenstück findet **), noch Schößlinge von jenem ersten Stamm, der, wenn er auch hier nur noch ein Wildling genannt werden mag, doch warlich schon einen gewaltigen Trieb und Saft zeigte. Es ist zur Gnüge bekannt und wir erfahren es nun auch durch den trefflich unterrichteten Herausgeber der sämmtlichen Schriften in der dem ersten Theile vorgesetzten Nachricht aus Schiller's Leben, mit welchen Schwierigkeiten der Dichter, als er im Jahr 1780 die nun schon ganz umgearbeiteten Räuber durch den Druck bekannt machen wollte, überall zu kämpfen hatte. Er mußte sie, da er keinen Verleger dazu fand, auf eigene Kosten zuerst in eine mit seinen Freunden gemeinschaftlich veranstaltete Sammlung, Anthologie genannt, wie eine verbotene Waare ins Publikum einschwärzen. Doch hatte er vorher sich schon die Freude gemacht, in einer in Stuttgart gedruckten Probeschrift, wodurch er sich als Kandidat der Medizin die ärztliche Praxis erwarb, eine Stelle aus den damals noch ungedruckten Räubern als Ueber-

---

*) Mit diesen Worten beginnt die Selbstrezension im Wirtembergischen Repertorium S. 134.

**) Es wird angeführt in einer Rezension des Wunderhorns in der Leipziger Literatur-Zeitung vom Jahr 1807.

setzung aus einem englischen Original, das freilich nur in Schillers Kopf existirte, zum Beleg seiner psychologischen Beobachtungen über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (dieß war der Titel jener Probeschrift) abdrucken zu lassen und dadurch die Wachsamkeit des mistrauischen und auf diesen poetischen Unfug sehr aufmerksamen Herzogs zu täuschen *). Sollte es je dazu kommen, daß die Schillerschen Räuber einer Aufmerksamkeit würdig gehalten würden, die den Erstlingen großer dramatischer Dichter des Auslandes oft zu Theil wurde, und daß sie mit einem historischen und kritischen Apparat besonders herausgegeben werden könnten: so dürfte man vor allen Dingen auch einen genauern Abdruck der Räuber, wie sie in jener Anthologie zum ersten Mal ans Licht traten, dem Publikum nicht vorenthalten. Denn was wir nun in den Werken Schillers davon besitzen, ist nach der Manheimer Ausgabe abgedruckt, wo der Dichter schon nach Dalbergs Rath und nach mehr als einer gelungenen Aufführung vieles weggeschnitten, mehreres ganz nachgebessert und umgeformt hat.

Es ließe sich überhaupt von diesen Räubern ein eigener dramatischer Lebenslauf schreiben, der durch anziehende Anekdoten gewürzt, leicht unterhaltender ausfallen könnte, als manche andre Helden = und was oft gleichbedeutend ist, Räuberbiographie. Das Stück brachte bekanntlich dem Verfasser zuerst mancherlei Unlust und Verdruß. Des 14tägigen Arrestes nicht zu gedenken, den das seltsame Geschöpf seinem Schöpfer zuzog, als er zur ersten Aufführung derselben nach Manheim heimlich entschlüpft war, so brachte der muthwillige Ausfall, den Schiller seinem Spiegelberg in den Mund legt, das Wort, daß Graubünden das Athen der Gauner sey, ein heftiges Donnerwetter auf des Dichters

*) Man sehe, was Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten Th. IV. S. 449. mit großem Fleiß darüber gesammelt hat.

Haupt *). Zeloten predigten, Polizeimeister eiferten dagegen. Frau von Stael macht, indem sie von dem gewaltigen Eindruck spricht, den dieß Stück bald nach seiner Erscheinung durch ganz Deutschland verursachte, die Bemerkung, „daß die Romane und Tragödien in Deutschland weit wichtiger genommen würden, als in andern Ländern. Man treibe hier alles weit ernsthafter. Ein Stück der Art lesen oder sehen, werfe oft die Würfel über ein ganzes Menschenleben. Was uns Deutsche durch die Kunst hinreiße, wolle man auch sogleich im Leben darstellen. Göthes Werther habe in Deutschland mehr Selbstmorde hervorgebracht, als die feurigsten Augen der schönsten Frau in Frankreich. Poesie, Philosophie, das Ideal wirke auf deutsches Gehirn stärker, als die Natur und die natürlichen Leidenschaften selbst **)." Darum sind wir Deutsche denn auch längst von einem Deutschen, der dieß wohl oft selbst mit der geistreichen Besitzerin von Copet durchgesprochen hat, mit dem Prädicat ernsthafte Bestien ausgestattet worden. Ist dem nun wirklich also? So viel ist Thatsache, daß in den ersten Jahren das Stück auf unreife Knaben und Jünglinge oft wie ein Absud von Tollwurzel gewirkt und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit fantastischem Räuberspuk angefüllt hat. In einer großen Handelsstadt unsers Vaterlandes lebt die Geschichte von den kleinen Räubern, die sich an der großen auf der Bühne ein Vorbild genommen und zu einem Kreuz- und Querzug in den Böhmerwald verschworen hatten, noch in der Erinnerung fort. Die kleinen Räuber,

---

*) Die Graubündner foderten förmlich Genugthuung beim Herzog Carl. Man sehe die von Armbruster zuerst bekannt gemachten Aktenstücke in der Berliner Monatschrift Oktober 1805.

**) De l'Allemagne, chap. XVII. T. II. p. 141. ed. de Villers.

siebzehn an der Zahl, hatten sich, ihrem großen Muster getreu, wirklich mit Pistolen und Säbeln bewaffnet und in der der Vorstadt nahe gelegenen Sandgrube zu versammeln angefangen, ohne jedoch vor der Hand etwas mehr zu versuchen, als einen nächtlichen Zug in die benachbarten Kohlgärten. Die Sache machte aber überhaupt mehr Aufsehn, als sie verdiente. Als die Buben am vierten Tage hungrig und müde geworden waren, ließen sie sich gern fangen, bekamen ihre Stockschillinge und damit war es aus *). Natürlich trat nun aber die höhere Polizeibehörde ins Spiel, und diese durfte wohl auch, mehr des genommenen, als des gegebenen Aergernisses wegen, nicht ganz unthätig bleiben. Es befindet sich in den Archiven dieser obersten Behörde sogar noch ein förmliches Rescript darüber, worin die Aufführung dieses Stücks in dem Lande, wo die kleinen Räuber ertappt worden waren, ganz verboten wurde. Die kernhaftere Jugend verspürt überall einen unwiderstehlichen Trieb und Drang in ihren Muskeln, sich zu raufen und vermeinte Freiheiten zu vertheidigen. Die Akademiker, vor welchen Fichte, als Rector der Universität, jene so unwillkommene Rede über akademische Freiheit deklamirte, die tapfersten Kämpen in manchem Freicorps der neuesten Zeit, sind aufs genaueste mit einander verbrüdert, und der vom Kaiser Joseph so hochgeachtete General Kinsky, Chef des Erziehungsinstituts von Wienerisch-Neustadt, fürchtete nicht mißverstanden zu werden, als er in seiner gediegenen Schrift: für Weltrekruten, den Satz hinschrieb, daß jeder ver-

*) Becker hat im Jahrgang 1785 seiner deutschen Zeitung von diesem Auftritt einigemal gesprochen. Man hat ihn indeß möglichst zu unterdrücken gesucht. Dyk hatte am Schluß des 35ten Bandes der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften ausführliche Glossen darüber gemacht, wie man noch aus dem Register sehen kann. Allein es mußte weggelassen werden.

sprechendere Knabe einmal recht Polisson gewesen seyn müsse. Indeß darf der Ernst der strengern Magistratur bei lauten Ausbrüchen sich nie merken lassen, wie es ihm im Innern eigentlich dabei zu Muthe ist, und es mag aus dieser und andrer Rücksicht sehr gebilligt werden, daß jenes Verbot der Räuber auf der Bühne eigentlich nie aufgehoben, sondern nur, da aller benebelnder Dunst daraus längst verflüchtigt war, nachgesehn wurde, daß es unter der Benennung: Carl Moor wieder auf die Bühne trat. Dieß konnte nach dem Ausbruche der französischen Revolution auch ohne alle Gefahr vor moralischer Ansteckung gestattet werden. Die einst in Wien erscheinende Eudämonia und andere Räucherungsmittel zur Austreibung des Jakobinischen Revolutionsteufels haben zwar nicht verfehlt, die Schillerschen Räuber, deren erste Aufführung nur acht Jahr vor dem Beginnen des Blut- oder Räuberdrama in Frankreich fällt, nicht nur unter die Vorboten, sondern auch unter die Vorbereitungen dieses Völkertaumels zu rechnen. Dieß mag aber leicht an jene Deduktion erinnern, worin erwiesen wurde, das Bahrdts Bibelübersetzung Ursache an dem großen Erdbeben in Calabrien sey. Nur dieß lehrt der Augenschein, daß nach allem, was die neuesten Kriegs- und Staatsactionen ins große Kapitel der Räuber als Beleg abgaben, jene alten Räuber auf den Bretern auch an der Seele des Knaben nur noch als Puppenspiel vorüber gehn müssen. Daß hier von einer bedenklichen Anregung nicht mehr die Rede seyn könne, hat erst vor wenig Monaten noch die Aufführung dieses Stücks auf der Leipziger Bühne zur Gnüge bewiesen. Man hatte bei den bisherigen Aufführungen der Räuber stets das berüchtigte Räuberlied: Ein freies Leben führen wir, aus übertriebener Besorgniß, daß jemand aus dem Parterre einstimmen könnte, weggelassen. Man ließ es diesmal, um der Darstellung wieder mehr Rundung zu geben, absingen, von Waldhörnern hinter der Bühne begleitet. Kein Laut aus dem Parterr. Wie aber das Lied zu Ende war, fiel ein dreihundertstimmiges Gaudeamus aus dem vollen Unterhause ein, das nun

auch von den Waldhörnern begleitet und ungemein ruhig durchgesungen wurde. Beim kräftigen Vivat academia nahmen die Schauspieler aber sämmtlich die Hüte ab, sie lustig emporschwenkend. Dasselbe geschah unten, wie auf ein Commandowort. Das Pereat blieb natürlich weg und am Ende war alles mäuschenstill. Selbst sehr ernsthafte und kalte Zuschauer fühlten sich vom Unvorbereiteten dieser Szene aufs stärkste ergriffen und sangen tüchtig mit.

Bemerkenswerth, doch für den, welcher die Haupttendenz des Stücks nach außen zu in Erwägung zieht, gar nicht auffallend ist es, daß auch die Uebersetzungen und Bearbeitungen für ausländische Theater, die von diesem Stücke Statt gefunden haben, ungefähr dasselbe Schicksal erfuhren, was dem Original selbst begegnete. Das sonderbarste aber ist, daß sich hinter diesem Stück und dessen Fortführung in Paris zur Zeit des furchtbarsten Schreckensystems die gesetzliche Anhänglichkeit an den alten Königsstamm und die Gesinnungen des Royalismus verborgen hielten, und daß dort nicht die gesetzliche Ungebundenheit, die bei uns dem hartangefochtnen Stück einen so bösen Leumund gemacht hat, sondern die versuchte Annäherung an die alten Formen dem Stück verderblich geworden ist. Beaumarchais, dieser proteusartige Vorläufer und Fackelträger der Revolution durch seine sittenlosen Schilderungen und theatralischen Verruchtheiten, bekam Kenntniß von Schillers Räubern und der Wirkung, die sie gemacht hatten. Das Excentrische, Revolutionäre, was diesem Stück als Haupttendenz unterliegt, mußte ja in dem Hexentiegel, in welchen damals in Frankreich das Heiligste und Unheiligste zusammen geworfen wurde, eine sehr willkommene Beimischung seyn. Ein gewisser de la Martelière unternahm es auf Beaumarchais Rath, das Stück so zuzurichten, daß es zugleich gewissen geheimen Absichten dienstbar würde. Er legte es dabei sogleich auf zwei Stück an, wovon das zweite feiner entwickeln und weiter fortspinnen sollte, was ja der plumpe Schiller viel zu rasch abgeschnitten hätte. Dem Räuberhauptmann, hier Robert

genannt, bringt Kosinski, der hier ein verkleideter Liebling des Kaisers geworden ist, am Ende des ersten Stücks *) des Kaisers Gnadenbrief, und aus dem Räuber Robert wird nun der Hauptmann eines Freicorps, corps franc des troupes legères; denn das ist der buntschillernde Schmetterling, in welchen sich die verpuppte Räuberbande nun plötzlich verwandelt. Da dieß erste Stück auf den kleinen Theatern 1792 außerordentlichen Beifall erndete, so trat nun der Bürger de la Martelière im Jahr 1793 auch mit der Fortsetzung hervor **). Der vormalige Räuberhauptmann hat eine Republik im neuesten französischen Styl gegründet, in welcher er die schon im ersten Stück angedeutete Idee eines heimlichen Gerichts nun völlig ausbildet und mit seinen ehemaligen Räubergenossen auch ein Comité du salut public errichtet, welches eben als tribunal redoutable dem zweiten Stück den Namen gibt. Die Höllenbrut, sein böser Bruder, hier nicht Franz, sondern Moritz genannt, hatte sich zwar am Ende des ersten Stücks von einem Thurm herab ins Wasser gestürzt, muß aber etwas von der Natur des ewigen Juden in sich aufgenommen haben, denn er ersteht hier aus seinem nassen Grabe und sucht durch teuflische Cabale den Robert zu stürzen. Dieser wird auf das Zeugniß eines anonymen Briefs angeklagt, den Grafen von Marburg, Adolf, meuchlings getödtet und dessen schöne Gemahlin entführt und eingekerkert zu haben. Das Tribunal glaubt dem boshaften Ankläger, der nun in der Sitzung selbst gegen den Angeklagten den Dolch zuckt. Doch der Richterspruch wird verzögert. Robert beweist seine Unschuld, Moritz wird entlarvt, in einem durch ihn

*) Robert, Chef des Brigands; imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière, Paris 1792.

**) Le tribunal redoutable ou la Suite du Robert le Brigand par le Cit. La Martelière, Paris 1793. Man vergleiche über beide Stücke die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften B. 71. S. 171. und Allg. Lit. Zeit. 1794. T. I. S. 543.

selbst angefachten Volksaufruhr ergriffen und genöthigt, sich selbst zu entleiben. Allein dies alles ist nur Rahmen und Einfassung einer in dem Grafen Adolf aufgestellten Maxime des Royalismus vom Nachfolgerecht eines widerrechtlich verdrängten Sohnes (hier des Grafen Adolf von Marburg) in sein rechtmäßiges Erbtheil, in die Staaten seines Vaters. Und da dieß nur zu bald bei wiederholter Aufführung durchleuchtete, wurden beide Stücke aufs strengste untersagt. Die tragische Muse hatte diesen Wechselbalg schon bei der Geburt verabscheuet und ausgesprochen, daß er in der Seine ersäuft werden müsse, wo sie am tiefsten ist.

Weit getreuer und zweckmäßiger war die englische Uebersetzung des Stücks ausgefallen, deren Verfasser unbekannt blieb *). Sie erschien mit einer behelmten Vorrede des Uebersetzers, worin mit lauter Bewunderung des Dichters gezeigt wird, daß in diesem Stücke die zwei Haupttriebfedern des Tragischen, Furcht und Mitleid, in beständiger Wechselwirkung in Bewegung gesetzt würden. Nur die engherzigen Verfechter der drei aristotelischen Einheiten und altfranzösische Steifheit können einem Meister, der die Fesseln so zu sprengen, und den Grundsatz des Fatalismus so zu behandeln verstehe, Vorwürfe darüber machen!! — Es scheiterten indeß alle Versuche, dieß Stück in London auf die Bühne zu bringen. Und hätte es auch die Feuerprobe des grünen Zimmers (the green room), wo vorläufige Vorlesungen von einem Ausschuß der Schauspieler die Annehmbarkeit und Aufführbarkeit zu entscheiden pflegen, glücklich bestanden; so war vorauszusehn, daß derselbe Bannstrahl des Oberkammerherrn, der über die Londner Theater die Sittenpolizei übt, auch dieß Stück treffen wurde, wie er in frühern Zeiten die Fortsetzung von Gay's Bettleroper, Polly, auf immer von der Bühne verbannte, weil ach-

*) The Robbers, a Tragedy, translated from the German of Frederic Schiller, London, Robinson 1792. 120 S.

tungswerthe Magistratspersonen bemerkt hatten, daß sich seit dem unglaublichen Beifall, dessen die Bettleroper selbst in 68 Vorstellungen nacheinander sich erfreute, indem da auch ein Straßenräuber die Hauptrolle spielt, die Spitzbuben in und um London sich augenscheinlich vermehrt hätten *).

Es ist in unsern Tagen, wo die falsche Sentimentalität mit allen bloß moralischen Theatertendenzen durch die neuere Kunstansicht längst den Abschied bekommen hat, und wo also vom bösen Beispiel in diesem Stück kaum irgendwo mehr die Rede ist, doch immer noch die Frage in Anregung gebracht worden, ob in ästhetischer Hinsicht diese Räuber noch auf dem Repertorium geduldet und überhaupt noch unter die aufführbaren Stücke gezählt werden sollten. Man kann nicht besser darauf antworten, als mit den Worten eines Kenners, der sich darüber gegen uns folgendermaßen vernehmen ließ. „Wiewohl die Räuber in ihrer zerstörenden Kraft und geistreichen Rohheit zunächst auf Geist, Sinn und Streben der Zeit ihres Entstehens wirken sollten (nicht etwa der damaligen Ansicht des Dichters nach, der hier fast bewußtlos nur dem gewaltigen Triebe folgte, sondern der geistigen Verknüpfung der Dinge überhaupt gemäß), so sind sie doch darum jetzt und in der Folge nicht ganz bei Seite zu legen, so wenig als irgend etwas wahrhaft Geistreiches und Originelles. Hat übrigens ihr Geist im Volke ausgegohren, so werden sie nicht mehr, wie sonst, eingreifen. Und dann ists Zeit, sie nur selten einmal, als dramatische Merkwürdigkeit (wie etwa jetzt spanische Stücke oder die Brüder des Terenz) auf die Bühne zu bringen."

Daraus geht aber auch schon die Nothwendigkeit hervor, das Stück, so bald nur immer Reife und Empfäng-

---

*) S. the Life of Gay in Anderson's Complete edition of the poets of Great Britain Vol. VIII. p. 260.

lichkeit dazu in den jedesmaligen Zuschauern vorausgesetzt werden kann, in seiner unveränderten, ursprünglichen Gestalt, in welcher es jetzt sowohl in Schillers dramatischen als sämmtlichen Werken nach der ersten Manheimer Ausgabe abgedruckt steht, nur mit Weglassung einiger (nur beim Lesen allenfalls noch zu ertragenden) Cruditäten, auf die Bühne zu bringen, weil sonst das Lehrreiche darin zur Würdigung des damals herrschenden Geschmacks völlig weggewischt wird und der Zweck verloren geht, warum es jetzt noch einigemal im Jahre als ein altes Erb- und Cassenstück (Stock-play) gegeben werden kann. Man weiß, welche Mißhandlungen und Verstümmelungen sich die armen Räuber bald nach ihrer Bekanntmachung von dem dadurch wenig zu Ehren gebrachten *) Plümicke in einer doppelten Ausgabe gefallen lassen mußten. Schiller selbst versuchte in späterer Zeit mehr als einmal eine völlige Umarbeitung, fand aber, es gehe nicht, ohne das Werk seiner innern Weihe zu entheben und es in seinem Lebendigsten zu zerstören. Daher strich er nur einzelnes heraus und richtete es so zu, wie es noch jetzt in Weimar auf die Bühne gebracht wird und etwa drei und eine halbe Stunde dauert. Alle Theaterdirektionen sollten durchaus diese Bearbeitung vom Weimarischen Repertorium zu erhalten suchen. Aber warum verdient es nun diese Schonung und Aufbewahrung?

Dieß Erstlingsstück der Schillerschen Muse trägt schon die Grundfäden und Hauptzüge des ganzen Charakters der Schillerschen Trauerspiele so vollkommen in sich, daß es schon darum die größte Achtung verdient und ein genaues Studium eben so sehr erfordert, als belohnt. Schon bei der Erklärung des Titelkupfers ist bemerkt worden, daß fast in allen Schillerschen Dramen ein aus dem frühern Schulzwang des Dichterjünglings viel zu einseitig abgeleitetes

---

*) Man denke nur an das besonders dazu ausgeprägte Wort verplümicken ad modum verballhornen u. s. w.

Streben, mit dem Herkömmlichen sich in Opposition zu setzen, bemerkbar sey. So wirft er in den Räubern aller bürgerlichen Ordnung den Fehdehandschuh zu. Zu der poetischen Individualität unsers Dichters gehört unstreitig etwas Schwärmerisches, was auch wohl fehlen könnte und durch dessen Mangel der rein poetische Charakter des Dichters keineswegs gefährdet würde. In Shakspear und Göthe ist alles spiegelhelle Objektivität. So nicht bei Schiller, der, wie es ein trefflicher Kunstrichter ausdrückt, mehr sich in der Natur, als die Natur in sich fühlte. Sein reflektirendes Prinzipium zeigt sich schon hier in voller Stärke. Aus seiner reichen Phantasie allein konnte eine lange Gallerie selbstgeschaffener Personen hervorgehn. So wußte er auch seinem Carl Moor jenen schwärmerischen Anstrich zu geben, wodurch uns alle seine Verbrechen nur als beklagenswürdige Verirrungen, sein schwärzester Augenblick als vorübergehende Verdunkelung von außen herein erscheinen. Ferner: der idealisirenden Reflexion des Dichters schwebt die große Aufgabe unsers moralischen Daseyns stets vor. Aber um so anziehender fand er es, seine edelsten Charaktere, wie Maria Stuart und die Jungfrau, tief sinken zu lassen, oder doch als schuldig darzustellen. Am stärksten spricht sich dieß in der ursprünglichen Zeichnung seines Carl Moor aus. Freilich ward aber hier zugleich noch ein jugendlicher Uebermuth des Dichters sehr bemerkbar, eine verführerische Immoralität sich zuweilen recht mit Lust und Liebe herumtummeln zu lassen. Doch auch da verliert er das ihm ganz eigene Herzerhebende nicht. Kein Verbrechen kann die schöne Lichtseite des Gefallnen ganz verdunkeln. Man lebt mit diesem Dichter stets in einer höhern Welt, wo selbst der Verbrecher noch nach Würde strebt. Und wird nicht am Ende überall doch ein sehr gerechtes Urtheil gesprochen? Carl Moor ist im Begriff der glücklichste aller Sterblichen zu werden. Aber die Bande der Teufel, denen er sich verschrieb, steht gegen ihn auf und erinnert ihn an seinen Eid. Nun ist kein Ausweg. Er ermordet seine Amalie und liefert sich aufs Schaffot. „Das Auge wurzelt in dem erha-

benen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist; er ging auf wie ein Meteor, und schwindet wie eine sinkende Sonne *)." Weiter: daß Schillers Individualität sich von früh an ganz zur tragischen Ansicht des Lebens neigte, zeigen uns seine Räuber zur vollsten Evidenz. Alle seine Geisteskräfte streben schon hier, obgleich da noch alles gährt und braust, zum höchsten tragischen Pathos. Das damals nach Diderot's und Gemmingens Beispiel gewaltig um sich greifende bürgerliche Trauerspiel konnte wohl in Cabale und Liebe später einen ganz verfehlten Versuch hervorbringen, aber ihm nie eigentlich recht an die Seele kommen; noch weniger als das falsche Pathos der französischen Tragiker. Ohne es nur selbst zu ahnden, machte er schon im Vorgefühl der griechischen Schicksalsfabel, die er zwanzig Jahr später in seinem Wallenstein und endlich in der Braut von Messina auf die höchste Spitze stellte, seinen Carl Moor zum Sohne des unabweichlichen Fatalismus. Denn so sehr auch die Form der Räuber von der Form der griechischen Trauerspiele abweicht; der philosophische Ueberblick des ganzen menschlichen Lebens ist bei Sophokles und Schiller derselbe. Schon die Räuber erheben sich in ihren Riesengestalten, die freilich oft nur Rübezahls Schattenspiel am schlesischen Riesengebirge sind, und in ihren halbgrotesken Formen hoch über die Partialität, die nur Flecken und Stücke aus dem großen Mantel des Lebens, den doch die Parzen immer aus Einem Stücke weben, herausreißt. „Die Räuber, sagt der Leipziger Kunstrichter, sind eine tragische Darstellung des Kampfes der emporstrebenden Charakterkraft mit dem Eigensinn des Zufalls und den beschwerlichen Foderungen der bürgerlichen Verfassung. Das herrschende Schicksal wird in dieser Tragödie noch nicht genannt und die Freiheit, die sich ihm entgegenstemmt, noch nicht mit klarem Bewußtseyn des Dichters hervorgehoben."

*) Worte aus Schillers Selbstrezension der Räuber im Wirtemb. Repertorium S. 144.

Aber der Gedanke, den Schiller zwei Jahrzehende später förmlich faßte und durch immer erneuerte Versuche — denn nennt der bescheidene, sich nie genügende Mann nicht alle seine spätern Dramen, auch die gelungensten, nur Versuche — fortbildete, das alte Schicksal wieder ins Trauerspiel einzuführen und diesem dadurch wieder den Altar zu weihn, der statt des verwünschten Soufleurloches auf jeder Bühne allein den vordersten Platz am Orchester einnehmen sollte, lag schon ohne Zuthun und klares Bewußtseyn des Dichters seinen Räubern zum Grunde. Das höchste tragische Pathos verlangt überall einen Ueberblick der ganzen Aufgabe des menschlichen Daseyns. Das Schicksal braucht darum nicht mit eisernem Fuß allzermalmend auf der Bühne als sichtbares Gespenst einherzuschreiten. Es genügt, daß der Dichter den höchsten Standpunkt der Menschheit im Allgemeinen behauptet. Und diese Aufgabe ist schon in den Räubern redlich gelöset. Endlich liegt auch zum Sentenzenreichen und Kühnen in der Diktion und zum Echtpoetischen in der Situation, wodurch Schillers Dramen ganz vorzüglich die Lieblinge der Nation geworden sind, in den Räubern ein ganz unerschöpflicher Reichthum; und wenn diese Fülle nun im Uebermaße schwelgt, wenn dabei die Kunst den rohen Stoff noch nicht überall gebändigt und überwältigt hat, so wollen wir bedenken, daß in aller Kunst das Colossale dem Rein-idealen voranschritt, daß das Gewaltsame der vollendeten Beruhigung voraus eilte, und daß die Griechen selbst nie ein Ideal der leichthinschwebenden schönen Jagdgöttin erhalten hätten, wenn nicht die Göttin mit zwanzig Brüsten früher gebildet und in einem Tempel angebetet worden wäre, der unter die Wunderwerke der Welt gezählt wurde *).

---

*) Die scharfsinnige Ausführung alles dessen, was hier im Umriß gegeben wurde, findet sich in der meisterhaften Beurtheilung über Schillers Genie und Dichtungen in der neuen Leipziger Literaturzeitung 1805. n. 92. vom 19ten Julius.

Nichts ist leichter, als mit dem kalt- und strengmessenden Zürcher Rezensenten *) die psychologischen Fehlgriffe und Uebertreibungen aufzuzählen, die Schiller bei der Zeichnung des feigsten und boshaftesten aller Teufel, die je die Fantasie eines Dichters hervorrief, des Franz Moor verschuldete, oder mit A. W. Schlegel über die verfehlte Nachahmung von Shakspear's Richard III. dabei zu klagen. Niemand hat dieß stärker empfunden und ausgedrückt, als der Dichter selbst in seiner Selbstrezension. Aber man erinnere sich dabei wenigstens der künstlerischen Absicht, die zu diesen Uebertreibungen führte, und daß auch dieß schon aus Reflexion entsprang. Es ist der Contrast, der Schillern hier zu weit führte. Sehr fein bemerkt Frau von Stael **) in ihrer Beurtheilung dieses Stücks, daß ihm eigentlich die alte Parabel vom verlornen Sohne zum Grunde liege. Der Sohn, der immer beim Vater ausgehalten hat, ist der größte Schalk. Aber der schuldige, der verirrte Sohn hat gute Gefühle mitten in der Verworfenheit. Dieser Contrast mag auch sonst wohl zu sehr erbaulichen und frommen Betrachtungen führen; aber er hat eine sehr mißliche Seite, sobald man für den verlornen Sohn zu viel Interesse einflößen will. Man häuft und verdunkelt nun ohne Maß den Schatten auf der andern Seite. Franz Moor wäre nie als ein solcher Ausbund bübischer Verworfenheit gezeichnet, auf seinen physischen Buckel wäre nicht noch die Ladung einer ganzen Sündenwelt gepackt, ja der dienstfertige Diaskevast Plümicke wäre nie genöthigt worden, nur um einige Wahrscheinlichkeit zu retten, ihn gar zum Bastarden umzustempeln, wenn Schiller nicht zugleich dabei den Plan stets vor Augen gehabt hätte, durch die

---

*) S. Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur. Band I. St. I. (Zürich, Orell, Füßli u. s. w. 1784. S. 33 ff.

**) De l'Allemagne T. II. p. 142.

teuflische Abscheulichkeit des ausgearteten Bruders seinen Lieblingshelden, Carl Moor, wo nicht ganz weiß zu waschen und zum Engel des Lichts umzugestalten, doch aber in seinen Verbrechen selbst noch interessant darzustellen. Wir müssen ihn selbst darüber hören. „Noch einen Kunstgriff, so heißt es in seiner schon mehrmals angezoge- Selbstrezension *), benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Charakter einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichen Verbrechen mit günstigerm Erfolg und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unsrer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale des Bestraften. Der erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Wir schlagen uns so gern auf die Partei der Verlierer, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrist der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser auf einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht. Und kann man die Tugend selbst wohl in einem triumphirenderen Glanze zeigen, als wenn man sie in die Intrigue des Lasters verwickelt und ihre Stralen durch diese Schatten erhebt. Denn es findet sich nichts interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster aneinander sich reiben." Diese Darstellung mag zugleich zum Beweis dienen, wie früh schon der große dramatische Dichter das Talent entwickelte, für das Gewagteste und Mißlichste in seinen Stücken immer einen sehr scheinbaren Grund in Bereitschaft zu haben.

Endlich sey uns hier noch die beschränkende Bemerkung erlaubt, daß man zwar allerdings, wie gleich Anfangs ausgeführt worden ist, die meisten Verirrungen und Auswüchse in diesem Stücke auf die Lage des Dichters, auf das Maß seiner damaligen Kenntnisse und Vorstudien rechnen, und will man dieß wenigstens die äußere Constellation des Stücks, unter welcher es geboren wurde, nennen, auch

*) Im Wirtemberg. Repertorium. St. 1. S. 139 f.

diese herbeirufen kann, daß man aber sehr Unrecht haben würde, alle Unvollkommenheiten und grelle Uebertreibungen der Schillerschen Räuber auf den Mangel der Lebens= und Weltkenntniß zu schreiben, die dem feurigen Jüngling in seiner Clausur freilich noch nicht gestatteten, in die Märkte und Redoutensäle des Lebens einzudringen. Motivirter, feiner durchgeführt und geziemender ausgedrückt, wäre freilich manches in diesen Räubern geworden, sanfter hätten sich alle Farben selbst in diesem Nachtstück verschmelzt, wenn ihr Verfasser damals schon die Erfahrung eingesammelt gehabt hätte, die er später so wohl zu benutzen verstand. Aber man glaube doch ja nicht, daß irgend ein poetischer Charakter, der mit innerer Lebensglut ausgestattet, auch andere zu erwärmen vermag, nur aus Erfahrung und Maximen, aus Beispielsammlungen und Beobachtungen zusammengeflickt werden könne. Damit Schiller seinen Carl Moor mit der Lebendigkeit und Wahrheit, die ihn stets über der Erde erhalten und dem Reiche der Schatten und Fantome entnehmen wird, ausstattete, bedurfte er nur des Gottes in sich, der Begeisterung, der Idee. Nicht blos die Minerva entspringt fertig und gerüstet aus dem Haupte des Vaters: Alles, was leben und dauern soll, muß auf diese Weise hervorgehn. Hören wir darüber zum Schluß noch einen der scharfsinnigsten Kunstrichter und ausübenden Lehrer der Aesthetik, dessen Werk die wahre Haustafel und das Encheiridion aller seyn sollte, die über die Quotidienne hinaus etwas zu leisten wünschen: „Jedes Leben, wie vielmehr das helleste, das geistige, wird, wie sein Dichter, geboren, nicht gemacht. Alle Welt- und Menschenkenntniß allein erschafft keinen Charakter, der sich selbst fortführt. So treibt der Weltkenner Hermes häufig christliche Gliedermänner, Gliederengel und Gliederteufel vor sich her. Wer aus einzelnen in der Erfahrung liegenden Gliederknochen sich ein Charaktergerippe auf verschiedenen Kirchhöfen auflieset und verkettet, quält sich und andere mit einem Scheinleben, das er mit dem Muskeldrath zu jedem Schritte regen muß. Große Dichter sind im Leben

eben nicht als große Menschenkenner, noch weniger sind diese als jene bekannt. Göthe machte seinen Götz von Berlichingen als ein Jüngling. Freilich ist Erfahrung und Menschenkenntniß dem Dichter unentbehrlich; aber nur zur Farbengebung des schon erschaffenen und gezeichneten Charakters, welcher diese Erfahrungen sich zueignet und einverleibt, durch sie aber eben so wenig entsteht, als ein Mensch durch Essen. — Die bestimmtesten, besten Charaktere eines Dichters sind daher zwei alte, lang gepflegte, mit seinem Ich geborne Ideale, die beiden idealen Pole seiner waltenden Natur, die vertiefte und erhabene Seite seiner Menschheit. Jeder Dichter gebiert seinen besondern Engel und seinen besondern Teufel. Der dazwischenfallende Reichthum von Geschöpfen oder die Armuth daran sprechen ihm seine Größe entweder ab oder zu." Dieß die Meinung des im Erzeugen, wie im Urtheil über das Erzeugte gleich genialen Kunstrichters *), bei deren Erwägung wohl jedem Leser von selbst der doppelte Gedanke kam, erstlich, daß es der würdige Stoff eines ästhetischen Zergliederns sey, einmal die zwei Erstlingshelden unsrer zwei großen Dramatiker, den Carl Moor und den Götz, in allen den Punkten, worin sie den Prototyp-Charakter aller ihrer nachgebornen poetischen Brüder zeigen, mit einander genau zu vergleichen, und zweitens, daß in Franz Moor Schiller ein für allemal seine Teufel rein ausgeboren hatte, nach welchem er mit den Teufeln es auf immer abgemacht hatte. Denn schwerlich wird jemand selbst den Geßler im Tell für etwas anders als die Gliederpuppe eines Abgesandten aus des Teufels Vorhof halten. —

Kein Stück ist so laut gemißbilligt, so hart getadelt, so streng geahndet und so oft, wo nicht des Landes, doch der Bühne verwiesen worden, als diese Räuber. Und doch hat es einen unaustilgbaren, unvergänglichen Lebenskeim in den organischen Theilen seiner Composition; verkündet in

---

*) Jean Paul Richter Vorschule der Aesthetik. IIte Abtheilung S. 438 — 444.

Die Britten haben ein kleines Lustspiel sehr in Ehren, von Murray: Die vornehme Welt im Erdgeschoß (High Life below stairs), wo die Bedienten unten nachäffen, was sie oben von ihrer Herrschaft thun sahen. Wenn auch nicht gleich die vornehmste, so gibt es doch auch hier auf unserm Bilde eine Welt im Erdgeschoß und auf ebner Erde. Das sind die Hunde, die, wie bekannt, überhaupt in den Räubern eine gar nicht unbedeutende Rolle spielen. Wer mit Hogarths Witzergießungen sich etwas mehr befreundet hat, weiß, wie Hogarth sich an seinem Feind, Churchill, der eine Spottepistel auf ihn gedichtet hatte, durch ein Spottbild rächte, worin der Dichter als Tanzbär erscheint, und mit einer Keule auf Hogarths Bilder losschlägt. Dabei befindet sich auch zur Seite Hogarths Lieblingshund, Tromp, in einer sehr hündischen Handlung abgebildet, indem er dies Pasquill seines Feindes mit einem Wasserstral bespritzt, wovon er selbst der Springbrunnen ist *). Die Dogge, die uns hier erscheint, geht noch weit feindlicher mit dem Briefe um, den Karl Moor im ersten Grimm auf die Erde geworfen, dann Roller wieder aufgehoben, vorgelesen und wieder weggeschleudert hatte. Zwei andere Hunde gegenüber, ein Budel und ein Flachskopf, scheinen der Execution mit einigem Neid zuzusehen.

Die ganze hündische Natur des Neides und die verruchtetste Verworfenheit drückt sich im Gesicht und Stellung des hinten lauschenden und allein die Huldigung nicht mitmachenden Spiegelbergs aus. Man kann nichts tückischeres und Banditenartigeres sehen, als diese Judasmiene. Gift und Dolch steht an der gerunzelten Stirn

---

verderblichen englischen Schweiß dem gierigen Biertrinken der Engländer zuschreibt.

*) S. Hogarth illustrated by John Ireland Vol. II. p. 233.

und der geballten Faust geschrieben. Wie boshaft zerknetet er den Hut mit der Linken! So malt uns Heinrich Fueßly in seiner Milton's-Gallerie den Satan, der im Paradiese den Sündenfall belauscht. Der Zeiger an der Uhr über dem Eingang weiset auf den grausen Gespensterspuk zwischen der 11ten und 12ten Mitternachtsstunde. Die angegebene Stunde paßt vortrefflich zu dieser Szene. Was dort in Akenside's trefflicher Schilderung das Dorf-Mütterchen den furchtsam sich anschmiegenden Kleinen nur vorerzählt:

— von Gespenstern,
Die, Kettenschleppend, Höllenbrände schwingend,
Um Mitternacht des Mörders Bett umspuken, *)

wird hier in der Wirklichkeit vorbereitet. Der Todtenschädel, als Kuppel oder Deckel dieses Zeitmessers, ist sehr bedeutsam von dem Künstler beigefügt worden. Sonst hält der Zeitgott Chronos, oder auch der auf einem Skelet wandelnde Todtenkopf neben der Sense auch den Stundenmesser in der Hand. Hier hat sichs umgekehrt. Hier trägt und hält der Stundenmesser den Todtenkopf. Ist dieser hohläugige Herold der Vergänglichkeit etwa auch ein warnendes Sinnbild für diese Mordbrenner- und Räuberverschwörung, und ruft ihnen zu: seht auf mich, so werden eure Schädel einst auf das Rad gespießt herunterblicken!

Selbst die Säbel und Mordwerkzeuge, die hier aufgehangen das blutige Handwerk dieser Gesellen bezeichnen, sind nicht ohne Bezeichnung. Aber könnten sie nicht durch einen kleinen Zusatz noch weit stärker die Ruchlosigkeit die-

---

*) — of shapes that walk
At dead of night, and clank their chains, and wave
The tords of hell around the murderer's bed.
Akenside Pleasures of Imagination Caut. I, 260.



H. Ramberg del. — H. Schmidt sc.

Die Räuber. II.r Act 3.te Scene.

Ich fühle eine Armee in meiner Faust. _



ser Gottvergeßnen Bösewichter werden? Wir erinnern uns aus den Greuelszenen der letzten französischen Räuberkriege eines Bivouaks der jungen Garde auf einem Gottesacker. An den Kreuzen auf den Gräbern sah man große Reitersäbel aufgehangen. Die Szene, die hier abgebildet wurde, liegt an der böhmischen Gränze. In einer katholischen Wirthsstube darf das Crucifix an der Thür nicht fehlen. Wie nun, wenn dieß auch hier angebracht und von den gottlosen Buben an beiden Enden zu einem Wandhaken gemisbraucht worden wäre?

II.

Die Hauptmanns-Probe.

Die Schlußszene des zweiten Acts, wo Karl Moor, umringt von Soldaten, und durch den Generalpardon, welchen der Kapuziner der ganzen Räuberbande nach der Auslieferung des gefürchteten Moor ankündigt, in die augenscheinlichste Gefahr gebracht, sich selbst aller Vertheidigungsmittel entäußert, ja sogar die rechte Hand an einen Eichenast bindet, um so wehrlos sich dem Verrath bloszustellen, mag wohl so gut eine Hauptmanns-Probe genannt werden, als alle jene verdrießlichen und schmerzlichen Prüfungen und Hudeleien, womit, nach dem Bericht der Reisebeschreiber, in Nordamerika die Wilden den Muth und die Ausdauer in Schmerz und Quaal bei ihren Hauptleuten und Cazikenzu erforschen suchen. Die Szene macht auch in der Verstümmelung, womit sie gewöhnlich auf unsern Bühnen gespielt wird, stets die größte Wirkung. Sie konnte also in unserer Bilder-Reihe hier nicht füglich fehlen. Der sprechendste, ausdruckvollste Moment der Hand-

lung ist gewählt, das wilde Auftoben und Aufjauchzen der Räuber, die allen Lockungen des Paters Hohnsprechend mit ihrem Hauptmanne zu leben und zu sterben fest entschlossen sind, braust wie ein Sturmwind in dieser Szene. Moor hat als ein zweiter Simson Agonistes den hänfenen Strick zerrissen *), womit er sich selbst die Rechte an den Eichenast angebunden hatte, und ruft, die entfesselte Hand emporhaltend: ich fühle eine Armee in meiner Faust!

Es hat seit den ältesten Zeiten Großsprechereien im Kriege und Heldenthaten gegeben, die man in der klassischen Vorwelt von einer militärischen Maske in der griechischen Comödie Thrasonismen, in neuern Zeiten von dem bekannten Praler in Ariosts Orlando furioso Rotomondaten zu nennen beliebt hat. Gewisse Bulletins, die noch vor wenig Jahren von den Welteroberern an der Seine ausgingen, sahen denen, welche vor 2500 Jahren vom Persischen Großkönig aus Susa und Ecbatana in alle Satrapien des Reichs ausflogen, so ähnlich, wie zwei Wassertropfen. Jedermann kennt die berühmte Ausfoderung, die Homer seinem Zeus in der Versammlung der Olympier in den Mund legt von der goldnen Kette, an welche sich alle Götter und Göttinnen anhängend, ihn doch nicht auf die Erde herabziehen würden, wogegen er durch eben diese Kette nicht nur alle Götter, sondern auch Erde und Meere mit zu sich heraufwinden könne **). Hier hat uns schon

---

*) Bound with two cords; but cords to me were threads
Touch'd with the flame —
Milton's Samson Agonistes V. 261.

**) Ilias VIII, 22 ff.

der göttliche Sänger der Ilias ein schwer zu überbietendes Pröbchen einer gewaltig-tönenden Schmetterlingsphrase *) hinterlassen, worüber der Spötter Lucian in seinen Göttergesprächen ein ganzes Scheffelmaß voll attischen Salzes ausgeschüttet hat. Der Rotomonde aber, den uns Göthe in seinem römischen Carneval auf dem Corso in Rom verführt, und der, zufolge einer eignen Sammlung seiner zermalmenden Selbstverkündigungen mit seinen bloßen Blicken die Menschen zu Dutzenden, wie durch Kanonenkugeln, niederstürzt **), spukt hier und da auch noch in den Köpfen und auf den Lippen unserer kriegerischen Jugend mit und ohne Schnurrbart. Gehört nun auch die ganze Armee in der Faust bei diesem Moor etwa in die Liste dieser Rotomondaten? Freilich hat dieß die nur zu nüchterne und kühle Kritik behaupten wollen. Allein mit Unrecht. Ein so gewichtiges Centner-Wort steht in dieser Umgebung nach solcher Aufreizung und Bewegung ganz an seiner Stelle. Und was er hier spricht, macht in der Folge die That auch gut. Darum ist er eben kein Praler und Maulheld. Nur zu häufig setzt sich der Held unter den Händen des verdrießlichen und ermüdeten Dichters in einen ganz andern Menschen um. Urceus exit. So legt, um ein Beispiel selbst aus unsers Dichters spätern Charakterschöpfungen hier anzuführen, Wallenstein mitten unter seinen Predigten des Muthes ein Waffenstück nach dem andern von seiner durch den astrologischen Thurm gefeierten Rüstung ab, bis er nackt genug für den letzten Ver-

*) Der Italiener nennt eine tolle Aufschneiderei farfallone.

**) Yo tengo la virtud del basilisco, que si el con su mirar mata; yo con mio mirando hago caer de diez en diez los hombres, come si fuessen balas de artilleria. S. Rotomondatas Españolas in Venetia 1675. p. 46.

rath da steht. Nicht so unser Carl Moor. In ihm trifft vollkommen des scharfsinnigen Jean Paul's Bemerkung zu: „In Schiller wird mit der Stärke als einer selbstachtenden Natur oft die hassende versüßet oder bedeckt." *)

Ramberg hat bei Anordnung und Gruppirung der ganzen Bande und ihrer Umgebungen alles, was der Dichter andeutete, sorgfältig in Erwägung gezogen. Zu den Füßen des Hauptmanns liegt ein vollständiger Commentar zu dem bekannten Vers Virgils **), welchen einst Hogarth unter seine Congregation von Aerzten schrieb. Er hat alles von sich geworfen, Schwert, Gurtpistolen, Dolch und die Giftphiole. Nur die Kleinheit des Bildes verhinderte den Zeichner, an die linke Hand des Räuberhelden die vier kostbaren Ringe zu stecken, deren Geschichte er dem Pfaffen so eindringlich vorerzählt hat, und die, gestattete der Raum mehrere Darstellungen, unserm Ramberg vortrefflichen Stoff zu vier besondern Szenen darbieten würden, so wie sie einst dem Dichter an dem damaligen Wirtembergischen Hofe sehr unfreundliche Gesichter zuzogen. Sehr malerisch ist das mit Erstaunen gemischte Schrecken des nur mit Mühe entkommenden Kapuziners dargestellt, dessen ganze Erscheinung und Bußpredigt übrigens nur ein Vorspiel zu dem famösen Kapuziner in Wallensteins Lager genannt werden mag, und am besten das Eigenthumsrecht unsers Dichters auf diese so oft belachte und parodirte Rolle darthut ***) Der Räuber Schweizer

---

*) Vorschule der Aesthetik, II. Abtheilung. S. 449.

**) Plurima mortis imago. Aeneis II., 369.

***) Es ist bekannt, daß bald nach der ersten Aufführung dieses Vorspiels einige unberufene Kunstschwätzer die Meinung zu verbreiten suchten, daß die Rolle des

wirft den zerrissenen Pardonbrief dem Pfaffen ins Gesicht, während ein anderer an seinem glattgeschornen Schädel das Kolbenrecht auszuüben, oder, um einer ni drigen Handlung auch eine niedrige Benennung zu geben, ihm die Kolbe mit der Kolbe zu lausen droht *). Jeder hat 5 Pistolen geladen und drei Kugelbüchsen dazu, sagt oben Ratzmann: daher die Pistolenbatterie auf Schweizers Brust. Moor ist eben vom Pferde gesprungen: daher der Pferdekopf, der hinter der Eiche hervorguckt. Auf keinen Fall aber durften die Hunde fehlen, von welchen Moor oben, wo er den Schlachtplan entwirft, ausdrücklich sagt: Alle Hunde müssen los und in ihre Glieder gehetzt werden, daß sie sich trennen, zerstreuen und auch in den Schuß rennen. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir auf alle Einzelheiten dieses mit großem Feuer und Leben komponirten Conversationsstücks im böhmischen Wald aufmerksam machen wollten. Nur die geistreiche Stufenleiter hier zur Rechten im Vorgrund dürfen wir nicht ganz unbeachtet lassen, wie sie von der grinzenden, Zähne fletschenden Bestie da unten zum Cerberus-Wächter, einem Mischling von Zigeunerweib und Wegelagerer, und von diesem zum borstigen Meuchelmörder und Gaudieb emporsteigt, wobei es schwer auszumitteln seyn wird, welche von diesen drei Bestien das hassenswürdigere Ungeheuer ist.

Kapuziners nicht von Schiller, sondern von dem Dichter des Jahrmarkts von Plundersweiler geschrieben sey.

*) „Der Kopf am Menschen, besonders ein glatter geschorner Kopf, heißt im gemeinen Leben mehrmals die Kolbe." Adelung im Wörterbuch unter dem Worte: Kolbe. Der ganze Artikel verdient nachgelesen zu werden.

III.

Der Schutzengel.

Und wenn alle Kraftphrasen und Gewaltthaten, die Räuber Moor und seine Bande ausgehen lassen, nur Eisblumen wären, frostig durch Uebertreibung, Amaliens Liebe und heldenmüthige Aufopferung ist ein Frühlingsgarten voll lebendiger Maiblumen. Sie ist, der Zürcher Recensent mag sich auch noch so sehr zerarbeiten *), um zu beweisen, daß sie nur eine schwärmerische Schwätzerin sey, und nirgends handle, der vom Himmelslicht umglänzte Engel in diesem grausenden Nachtstück, der einzige Stral aus einer bessern Welt in diesem Kirchhof voll Zerstörung und Gräberduft. Wer Ruysdael's Judenkirchhof bei Amsterdam auf der Dresdner Gemäldegallerie auch nur in einem unvollkommnen Kupferstich sah, wird dieß Gleichniß ganz fassen. Was dort zwischen Zertrümmerung und Graus der einzige, die Wolken zerreißende, nach einem entwölkten Jenseits hindeutende Schimmerstreif ist, das ist Amalie in Schillers Räubern. Dieß fühlte die geistreiche Verfasserin der genialen Delphine, gewiß eine urtheilsfähige Richterin im Urtheil über weibliche Charaktere, und versichert, es gebe wenig so Herzergreifende Situationen **), als die

*) Bibliothek der Literatur. (I. Bds. 1s Stück. Zürich 1784.). S. 40.

**) Les scènes d'amour entre la jeune fille et le chef des brigands qui devoit être son époux, sont admirables d'enthousiasme et de sensibilité; il est peu de situations plus touchantes que celle de cette femme parfaitement vertueuse, s'intéressant toujours



Ramberg p. Fr. Bolt sc. 1814.

Die Räuber. 1r Act. 2te Scene

Alle. Wir sind's zufrieden.

gehobener Rechte ausspricht und nun das ganze Pandämonium, seinem Adramelech huldigend, die Hüte und Mützen aufwerfend, ihm: wir finds zufrieden! zubrüllt. Hier ist Ramberg ganz in seinem Elemente. Anordnung, Gruppirung, Ausdruck in dieser ganzen Sippschaft ist voll Feuer und Wahrheit. — Schiller selbst hatte schon in der Ausgabe von 1781 den wunderbaren Zwiespalt geschlichtet, der in der frühern Ausgabe durch die Versetzung des Stücks in die Zeiten des aufgehobenen Faustrechts entstanden war und über welche er sich in der Selbstrezension *) schon mißbilligend genug erklärt hatte: „in der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens versetzt worden, und doch war das Stück in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeschnitten. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlequins. Man findet Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften." Das Costum des Räuberhauptmanns und seiner Spießgesellen hätte allerdings durch das Hinaufschieben in jene Zeiten, wo Göz von Berlichingen spielt, in altdeutscher Form malerischer gemacht werden können. Aber welcher Unsinn und Widerspruch in der ganzen Handlung! Nur ein Plümicke konnte so etwas beibehalten. Ramberg hat dem Karl Moor sehr passend eine Husarenuniform angezogen. Sie ist allen Schauspielern, die diese Rolle zu spielen haben, aus mehrern Gründen anzurathen. Moors Stellung ist der lebendigste Commentar zu den Worten: „Mörder, Räuber, mit diesem Wort ist das Gesetz unter meine Füße gerollt." Bedeutsam hat ihm der Maler den Medaillon, der das Bild seiner Amalie einfaßt, umgehangen. Die italienischen Courtisanen verhingen sonst, wie uns Kaisler berichtet, das Bild der Madonna in ihren Zimmern, wenn — Besuch kam. Armer Moor, warum verschleiertest du nicht in diesem Augenblick, wo du deine

*) Wirtemberg. Repertor. 1s Stück. S. 163.

Seele der Hölle verschworst, dieß Bild der reinsten Liebe? Wie sinnig ist schon an dieß Umgehänge die blutige Schlußszene des ganzen Dramas von dem Künstler angeknüpft. Keinem Schauspieler, der den Karl Moor macht, sollte dieses Conterfeis im Rundschildchen (Medaillon) ermangeln. Es wird ihm in einigen spätern Szenen sehr nützlich und zur Hand seyn! — Auch die dampfende Punch-Bowle, die Herr Ramberg als die begeisternde Pythia und Dunstquelle für diese Evergumenen auf den Altar dieses Höllenbundes gesetzt hat, sollte bei dieser Vorstellung nie fehlen. Jedermann wird sich dabei von selbst an die Punschszenen in Hogarths Leben des Liederlichen, und was Lichtenberg dabei über diesen Begeisterungssaft gesagt hat, erinnern. Schiller selbst würde mit dieser Aufpflanzung des Punschnapfes statt der vergiftenden Pandora-Büchse der alten und neuen Welt, wie Schlözer die Branntweinflasche einst mit vollem Rechte nannte, um so mehr einverstanden gewesen seyn, als er selbst, ein erklärter Liebhaber des Punsches, eins der vielgesungensten Punschlieder, die Vermählung der vier Elemente, gedichtet *) und sich einst in einem fröhlichen Abendkreise laut über die schnöde Undankbarkeit, daß man den Heringseinsalzer Beukelson verewigt, den Erfinder des Punsches aber vergessen habe, sehr scherzhaft erklärt hat **).

---

*) Unter den 5 Compositionen desselben zog Schiller doch die von Reichard in seinen neuen Liedern geselliger Freude, IIter Heft S. 38 allen andern vor.

**) Darum dankt er seinem ihm damals benachbarten Freunde Joh. Heinr. Voß recht herzlich für die Apotheose des Stahlpunsches in Voss Gedichten Th. VI. S. 5 ff. Schiller liebte das Bier nicht, weil es schwer und fett mache, und freute sich daher, als er hörte, daß der gelehrte Arzt Gruner in Jena eine Stelle in Erasmus Briefen gefunden habe, in welcher Erasmus den zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts so

seinen zwei Hauptcharakteren und in den meisten Nebenfiguren jenen von den Göttern selbst geweihten Liebling, von welchem Horaz singt:

> Wen, Melpomene, du einmal
> Sahst mit gütigem Aug', als er geboren ward;

und wird sowohl auf den Bühnen, die ihren Vortheil mit der Theilnahme des Publikums und mit der Erziehung der Zuschauer in Einklang zu bringen wissen, als in unsrer Literatur stets als Denkstein der Zeit, wo sich das deutsche Theater, der französischen Vormundschaft müde, selbstständig zu gestalten anfing, angesehn werden. Zur Inschrift, wenn ihm einst die von uns gewünschte besondre Ausgabe mit kritischen Erläuterungen und Belegen zu Theil werden sollte, wüßten wir kein besseres Wort, als den Doppelvers aus Schillers Votivtafeln.

Das Naturgesetz.

> So wars immer, mein Freund, und so wirds bleiben, die Ohnmacht
> Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Gewiß verdient dieß Stück selbst in seiner genialen Rohheit vor vielen andern den Stoff zu einer Abtheilung in Schillers Gallerie nach des geistreichen, unerschöpflichen Rambergs Vorzeichnungen zu geben! Die meisten sprechen sich durch sich selbst so deutlich aus, daß der kommentirende Buchstabe sein Scholiastengeschäft wohl ganz aufgeben könnte, wenn nicht bei Mehrern der Grund, warum gerade diese Szene gewählt wurde, und die Ursache, warum es der bildende Künstler gerade so und nicht anders auffaßte, einiger, obgleich kurzer Winke zu bedürfen geschienen hätte.

I.

Die Verschwörung.

Man frage nicht, gegen welchen Tyrannen oder Machthaber diese Rotte hier sich verschwört. Spiegelberg hat ihnen das Evangelium aus der Hölle gepredigt. Sie wollen rauben, nothzüchtigen, mordbrennen. Die Verschwörung ist gegen Gesetz, Zucht, Sitte, bürgerliche Verfassung gerichtet. Die ganze saubere Gesellschaft hat sich somit selbst außer dem Gesetz (zu outlaws) erklärt. Die Szene ist in einem Wirthshaus an der böhmischen Gränze. Dem wirtembergischen Dichter war der böhmische Wald, was etwa dem sächsischen der thüringische Wald seyn würde. Mit der geographischen Bestimmung wird es nicht so genau genommen. Hamlet studirt in Wittenberg; Carl Moor in Leipzig. — Dieser hat eben den furchtbaren Absagebrief von seinem teuflischen Bruder bekommen. Er ist wüthend hinausgesprungen ins Freie und tritt nun, in übersprudelnder Kraftfülle Gift und Verderben gegen die ganze Menschheit kochend, wieder unter die Sauf- und Raufgesellen, die ihn aus Leipzig begleitet hatten. Schweizer, von Spiegelberg, freilich zu einem andern Zweck, bearbeitet, hat das Wort zum Grafen ausgesprochen: du mußt unser Hauptmann seyn! Der Funken aus Alektos Mordfackel hat gezündet. Als Anführer einer solchen Bande kann er ja das Racheschwert gegen das verhaßte Otterngezücht, Mensch, schwingen. Kommt, tretet um mich her, schwört mir bei dieser männlichen Rechte! hat er gerufen. Alle, bis auf einen, schwören nun, seine Hand ergreifend, Gehorsam bis zum Tod.

Ein andrer Künstler hätte vielleicht diesen Schwur, als den eigentlichen Verschwörungsakt, zur Darstellung im Bilde gewählt. Es hätte dann auch diese Bilderreihe, wie die von Wilhelm Tell, mit einer schwurbestätigenden Handverschränkung und Handaufhebung anfangen können. Doch soll der Räuberhauptmann noch weit kräftiger hervorgehoben und der inhaltreichste Augenblick gewählt werden. Dieß ist, wo Moor den furchtbarbindenden Gegenschwur mit



amberg del. H. Schmidt sc.

Die Räuber. IVr Act. 5te Scene.
C. Moor. Ich verstehe _ Lenker im Himmel _

IV.

Erste Weihe der Nemesis.

War es schon durch alle Geschichte und Erfahrung bewiesen, daß sich nie eine Verschwörung in Robespierrischen Staatsumwälzungen und in Lipstullianischer Räuberbande bildete, in welcher sich nicht gegen das Oberhaupt der Verschwörung sogleich wieder eine geheime Meuterei und ein neuer Kern der Verschwörung durch irgend einen Süchtling, sey es in Ehre, Wollust oder Habsucht, hervorthat; und mußte Schiller schon deswegen und um der allgemeinen historischen Wahrheit treu zu bleiben, neben Carl Moor einen Spiegelberg in seinem Räuber-Pandämonium auftauchen lassen: so dient ihm die Einflechtung dieses Ungeheuers, das sich durch keine Tugend loskauft *), zugleich zur Folie und Ehrenrettung seines Räuberhauptmanns, für welchen zu interessiren ja sein erstes und einziges Bestreben seyn mußte. Die Rolle dieses Bösewichts muß daher auch mit besonderer Kunst gespielt und keineswegs nur einem gemeinen, seine Rolle bloß durch Windmühlenschlag zersägenden und abbrüllenden Handwerker bei der Bühne zugetheilt werden. Bei keiner der untergeordneten Rollen in diesem personenreichen Stücke hat auch der Dichter die Katastrophe vom ersten Auftreten an so verständig motivirt und den Sturz des Verbrechers mit so viel Zubereitung herbeigeführt.

Was wir hier abgebildet sehen, ist die Schlußszene dieser kunstreich eingewebten Episode. Der von Rachsucht

---

*) Monstrum nulla virtute redemtum a vitiis, Juvenal IV., 2.

und Ehrgeiz entflammte Spiegelberg wollte durch den Meuchelmord des Hauptmanns einen neuen Beweis von der alten Thierfabel, wo immer ein Raubthier das andere auffrißt *), im echten Naturell einer Tigerkatze ablegen. Der treue Schweizer, der das verruchte Mordspiel schon längst im Stillen belauscht hatte, fällt in dem Augenblick, wo Spiegelberg mit Ratzmannen sich davon schleicht und sein Bubenstück ausführen will, über den Buben her, und sticht ihn nieder. Plötzlich erscheint der Hauptmann. Schweizer klagt sich selbst des Mordes an. Aber es galt ja selbst nur einen Meuchelmörder. „Von hinten hat er dich ermorden wollen!" Moor überblickt sogleich das feinere Gewebe des Schicksals, die geistige Berührung in dem aus dunkler Wolke lichthell hervortretenden Gottesgericht, der Wolkenhand mit der Wage. „Weihe dieß Messer, ruft er dem Vollstrecker dieses Gerichts zu, der dunkeln Vergelterin. Das hast Du nicht gethan." Moor steht wie ein Halbgott unter diesen verwilderten Bestien, die nur die grobe körperliche Hülle der That anstaunend, den inwohnenden, sich jetzt so deutlich offenbarenden, in Blutschrift angeschriebenen Geist nicht einmal ahndend, im dumpfen Hinbrüten, welches der Künstler in den verschiedenen Stellungen des ganzen Kreises meisterhaft ausgedrückt hat, Spiegelbergs Leiche eben so gedankenlos anstarren, als die nur nach Blut schnuppernde Fleischer-Dogge, die nur der Riemen, der sie fesselt, vom Lecken des gewohnten Labsals abhält. Es ist einer der feinsten, von vielen Lesern und Zuhörern gar nicht verstandenen Züge, den der Dichter hier anbrachte, daß er den rohen Gesellen, den Schweizer, den wahren Sinn jenes Du gar nicht fassen und in Unwillen über den Zweifel, welchen der Hauptmann über den wahren Urheber der That noch hegen könne, mit verbissenem Ingrimm davon schleichen läßt. — Da ruft nun

*) Der Grieche drückt dieß durch sein in keine neuere Sprache zu übersetzendes ἀλληλοφαγία aus.



H. Ramberg. del: A.W. Bohm.

Die Räuber. IV.ter Act. 5.te Scene.

Amalia. Du, mein Carl, sey mein Genius wider diesen Fremdling, –

Unterhaltungen dieses edeln Mädchens mit ihrem gesunkenen, durch ihre Nachbarschaft aber wieder in das verlorne Paradies zurückgeführten Liebhaber.

Mit feinstem Takt wählte Ramberg aus den verschiedenen Situationen, wo sich Carl Moor und Amalia begegnen, gerade diejenige aus, welche als ein wahres Gegenstück zu den verlassenen Ariadnen und Didonen angesehen werden konnte, da hier der Verlassenen zwar der Verlasser zurückkehrt, dieser aber sich selbst verlassen und verrathen hat. Schiller selbst gibt in seiner mehrmals angezogenen Selbstrezension *) darüber den richtigsten Fingerzeig: „Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strale, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken, und ist ein Weib neben dem Mann." Die Szene im Garten, welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation.

In welchen Himmel entrückt uns diese Szene, die mit gleicher Zartheit vom Maler gezeichnet und vom Kupferstecher ausgeführt wurde! Nichts ist unbedeutend in diesem üppig umwebten und umblüheten Rosensitze. „Hier, ruft Amalia selbst, hier an diesem Busch pflückte er Ro-

---

au fond du coeur à celui qu'elle aimoit avant qu'il se fut rendu criminel. Frau v. Stael de l'Allemagne. T. II. p. 143. Wer uns aus Schillers frühestem Leben seine Laura genauer deuten könnte, würde über das Urbild, das ihm zur Amalia saß, ganz urtheilen können.

*) S. 153.

sen, und pflückte sie nur für mich!" Wie das Mädchen das Bild des Geliebten an ihren Busen drückt, so drückt da auf der Marmorvase, aus welcher Flora's Lieblinge emporblühen, der zärtliche Amorine ein Turteltäubchen der Venus an sich. Welch eine Wonne verklärt sich im Gesicht des sie belauschenden Liebhabers, über welchen nicht ohne eigenthümliche Beziehung der Pinienapfel emporragt, das schöne, mystische Zeichen des Bacchanals, das hier aber wohl auch auf andere nächtliche Orgien und auf das furchtbare Wort: wie, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählte? bezogen werden könnte. Wäre irgend etwas noch als Beiwerk hinzu zu wünschen, so wäre es die Laute, die hier hinter dem einen Rosenstock hervorblickend uns an das berühmte Lied zur Laute: willst dich, Hektor, ewig mir entreißen? — welches doch bei keiner Vorstellung der Räuber ungesungen bleiben sollte — geziemend erinnern würde.

Ueber den Ausdruck des in Liebe hinschmelzenden und doch dem Zauber, der sie zum Treubruch zu verleiten scheint, sich entwindenden holden Geschöpfes in Miene und Stellung bleibt dem Erklärer nichts zu sagen übrig. Der Beschauer hat sichs bis zur letzten Sylbe schon selbst gesagt. Das eine sey uns zu bemerken erlaubt, daß wir vor mehreren Jahren die nun auch zu den elysischen Hainen abgerufene große Künstlerin, die man schon lange den weiblichen Iffland und Deutschlands erste Schauspielerin zu nennen gewohnt war, Friederike Bethmann, als Amalia diese Szene gerade so geben sahen. In der Nänie, die den seltenen Verdiensten der Künstlerin durch Aufzählung ihrer Hauptrollen einen Cypressenkranz windet, mag dann auch diese Darstellung nicht ganz vergessen seyn.

Moor die gewichtigen Worte: Ich verstehe, Lenker im Himmel, ich verstehe! Diese ruhig in sich geschloss'ne Stellung, dieser himmelan gehobene Blick, diese Fassung und Sammlung, die sich in seinem ganzen Wesen ausspricht, ist unserm Ramberg trefflich gelungen. Auch hat der richtige Takt den Künstler vor dem Allzuzierlichen in der Kleidung bewahrt, welches ein Berliner Dramaturg neuerlich bei Maurers Darstellung dieser Rolle auf dem Theater in Berlin mit vollem Rechte zu tadeln fand *). Die drei Pistolen im Gurt erinnern jeden an die drei Schüsse, womit seine Ankunft sich ankündigte. Ueberhaupt fand der fantasiereiche Künstler den einzigen darstellbaren Punkt in dieser gewaltig bewegten Räuberszene. Ein anderer hätte vielleicht einige Worte später aufgegriffen und wäre bei dem Befehl: schafft mir diese aus den Augen, stehn geblieben. Wie ganz anders, aber auch wie nichts sagend wäre nun die Darstellung geworden. Wir hätten einen gewöhnlichen Leichenträger den Erschlagenen fortschleppen sehn. Höchstens hätte ein andrer die Leute herbeigebracht. Wie verfehlt und erstorben!

Eine Bemerkung sey uns noch erlaubt diesem anzuschließen. In dieser Szene kömmt uns ein neuer Beleg, wie ein kleiner Mißgriff zu größern führt, ein unbedeutend scheinender Uebelstand immer fortsündigend zu größern und noch größern Unschicklichkeiten und Lächerlichkeiten ausartet. Schiller läßt den wüthenden Schweizer über Spiegelbergen mit einem Dolchmesser hinfallen. Dieß wirft er nach Banditenbrauch, nachdem er den tödtlichen Streich geführt hat, über den Ermordeten. Dieß befiehlt Moor dem Mörder der Nemesis zu weihn. Darin ist ein richtiger Sinn

*) S. Dramaturgisches Wochenblatt (Berlin 1815.) n. 6. S. 48.

und eine gehörige Einsicht in die Räuber- und Mördersitte. Dafür gab nun ganz unpassend der alles verdrehende und verunstaltende Plümicke in seiner sogenannten Bearbeitung für die Bühne dem Mörder einen Degen in die Hände *). Natürlich führt dieß weiter. Sind einmal Degen zur Hand, so müssen sie auch bei so fertigen Spadassins und Klopffechtern gebraucht werden. So brauchen die Plümickeschen Räuber nun wirklich ihre Degen und kommen ins Handgemenge, eine ganz unvergleichliche Augen- und Ohrenlust für ein gewisses Kennerpublikum, das aus Jünglingen von unsern Hochschulen bestand, die den Fechtmeister für den ersten aller Professoren erklären. Ists einmal so weit gekommen, so läßt sich noch manche sehr erbauliche Variation in diese Gladiatorspiele bringen. Man vernehme folgende pseudotragische Erweiterung und Verherrlichung dieser Szene aus den Jahrbüchern der Hallischen Melpomene, aus jener Zeit versteht sich, wo die Wölner und Hofmanns einem Unwesen vergeblich zu steuern suchten, das jetzt ein ernster Zeitgeist gewiß auf immer gebannt haben wird. Bei einer kleinen Gesellschaft oder Wandelbühne, die zu Hogarth's Conterfei des ambulirenden Thespiskarrn das lebendige Urbild dargeboten zu haben schien, in der Nachbarschaft von Halle hatten einige Musensprößlinge selbst zur Abwechslung Rollen in den Räubern übernommen. Der Impresario fand dabei seine Rechnung besser, als bei den schulgerechtesten Kunstleistungen seiner eignen Bande. Denn diese Besetzung hatte sein Haus mit allen Ordensbrüdern und verwandten Kunstdilettanten des benachbarten Musensitzes gefüllt. Es fiel manches Ungewöhnliche vor. Das

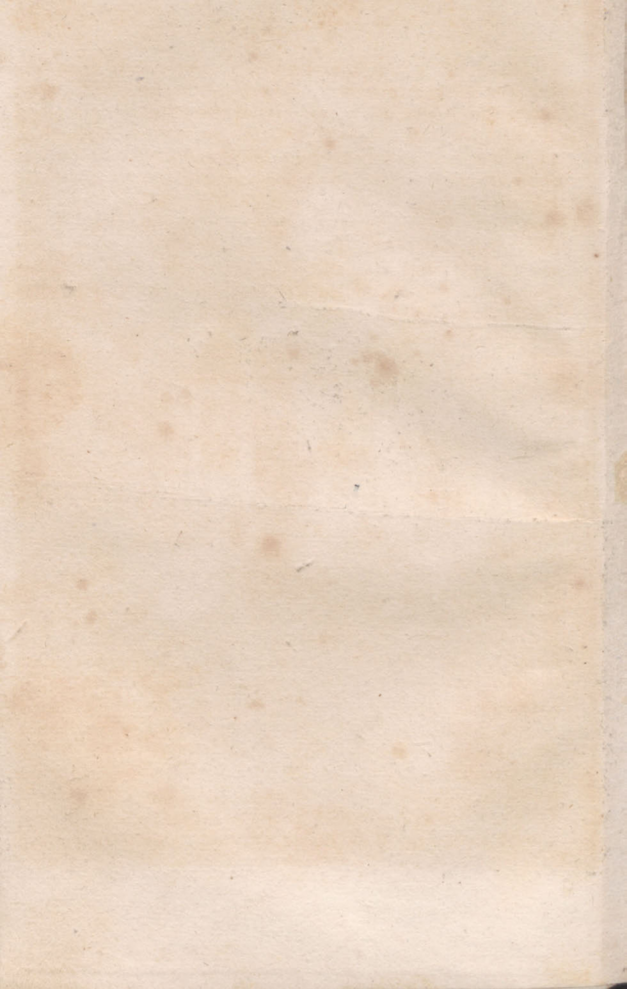
---

*) Die italienische Banditensprache, die doch gewiß die gebildetste für dieß Fach ist, unterscheidet sorgfältig den Messerstich (coltellata) von dem Degenstich (stoccata.)



H. Ramberg: del. A.W. Böhm sc.

Die Räuber. IV.r Act 5.te Scene.
d. a. Moor. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!



Ungewöhnlichste aber war wohl, daß das ganze Publikum den von Schweizer und Spiegelberg meisterhaft durchgefochtenen Zweikampf — es waren zwei Studenten, die diesen Streit auf Leben und Tod aufs natürlichste darzustellen übernommen hatten — nicht nur mit rauschendem Beifallklatschen bedeckte, sondern auch, nachdem Spiegelberg schon todt hingestreckt lag, ein gewaltiges da Capo rief. Was war zu thun? Der gebliebene Spiegelberg bezwang selbst den König des Schreckens, den Tod, richtete sich ganz gelassen wieder auf, und erschien, wie der eiserne Talbot in der Jungfrau, zum erneuerten Todeskampf und zur wiederholten Niederlage.

V. VI.

„Der verworrene Knäuel des Schicksals wird aufgelöst."

Das Thurmverlies, die Gruft des lebendig begrabenen Vaters hat sich geöffnet. Zum ersten Mal hat Carl Moor das Diebesinstrument, das wir hier noch in seiner krampfhaft zuckenden Hand sehen, selbst gebraucht und die Pforte des vierfach verschlossenen Kerkers seines alten Vaters gesprengt. Mit dem Jammerruf nach Erbarmen kommt der alte Moor auf allen Vieren hervorgekrochen, mit dem Leichentuch, worin er zum lebendigen Grab fortgetragen worden war, kaum seine Blöße verhüllend. Eine furchtbare Auferstehung! Es war gewiß die Absicht, die Empfindungen des grausen Entsetzens in Carl Moors Blicken aufs lebhafteste auszudrücken. Treten sie im Kupferstich weniger hervor, so liegt die Schuld wenigstens nicht in der Stellung, die eben so sehr

durch das Zurückfahren vor diesem schauderhaften Anblick, als durch den Rückschlag des aufgesprengten eisernen Thores motivirt wurde. Zwei Vögel sind in dieser Szene sichtbar, ein figürlicher und wirklicher. Der erstere ist Hermann der Rabe, wie er sich selbst nennt und von dem jammernden Alten auch angerufen wird, da er die Speise bringt. Habe Dank, Rabensender, fürs Brot in der Wüste! Hermann ist vor dem Befreier auf die Knie niedergefallen. Der andere ist der heulende Kauz oben im Gemäuer, von welchem Hermann sagte: fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter! Hätte der Dichter dabei auch nicht bloß an das Käuzlein in den verstörten Stätten gedacht, so wäre doch die Erscheinung dieses Nachtvogels, wovon nur Eine Gattung im Dienste der Minerva einst ehrlich gesprochen wurde, schon an sich zur Bezeichnung des mitternächtlichen Grausens und daß hier die Finsterniß ein Bubenstück berge, ganz unerläßlich gewesen. Hogarth hat auf dem dritten Blatte seiner vier Stationen der Grausamkeit *), da wo der Mörder dem schwangern Mädchen um Mitternacht auf dem Kirchhof die Kehle abgeschnitten hat, diese so schauderhafte Unthat auch mit Eulen und Fledermäusen in den obern Regionen ausgestattet.

Das Blutdrama schreitet rasch vorwärts. So erblicken wir auf der sechsten Tafel, die als Landschaftsszene gehalten von unserm Darnstedt sehr brav ausgeführt wurde, den Moment, wo die durch den Pistolenschuß aufgeweckten Räuber sich um den jetzt in Ohnmacht gesunkenen Greis, in dem sie den Vater ihres Hauptmanns erkennen, in dichten Haufen gedrängt haben, und der zur höchsten Wuth aufgereizte Sohn dem entheiligten Greis die furchtbarste Rache im dreifachen Zetergeschrei oder Haroruf schwört. Alles

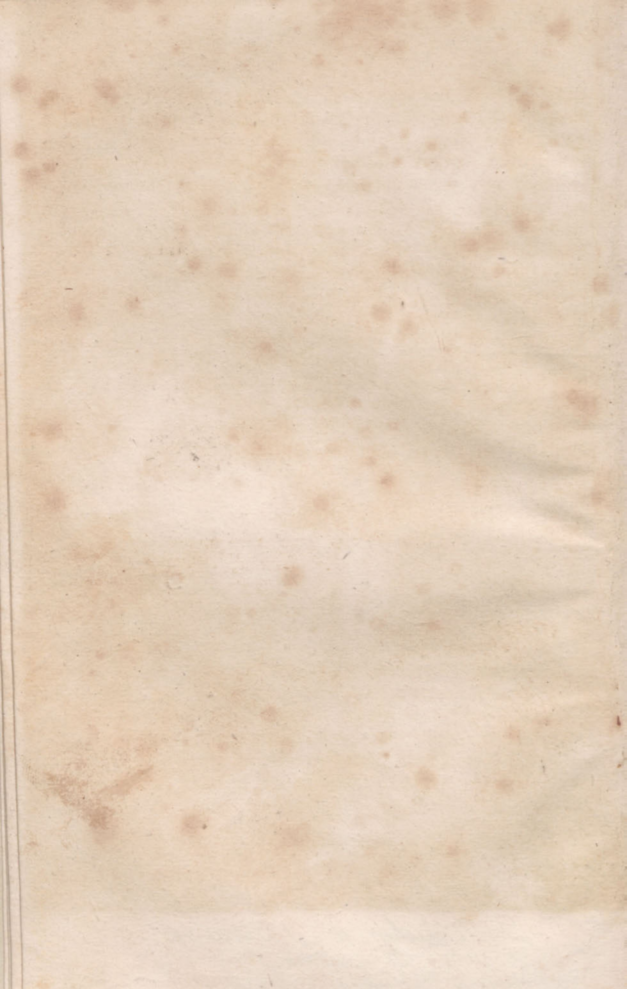
*) Ireland's Hogarth illustrated. T. II. p. 60.



amberg del. F. A. Darnstedt sc.

Die Räuber. IV.ᵗᵉʳ Act. 5.ᵗᵉ Scene.

C. Moor. Rache, Rache, Rache dir!
grimmig beleidigter entheiligter Greis!



übrige erklärt sich von selbst. Sehr verständig hat Ramberg die Beleuchtung in diesen zwei Nachtstücken nicht bloß vom Mond, sondern auch von Hermanns Laterne ausgehn lassen und in der zweiten Szene alles erweitert und die Figuren nur zur historischen Staffirung der trümmererfüllten Waldszene gemacht. Sonst wäre es ihm wohl ein Leichtes gewesen, die uns näher gerückte Szene, wo die Landschaft bloße Umgebung und Bestimmung geblieben wäre, zu einem bestimmten Moment hinzuleiten, z. B. wo der Hauptmann zum Räuber Schweizer sagt: Rühre diese heiligen Locken an! Um einen angemessenen Vorgrund zu erhalten, nahm er an, daß nicht alle Räuber durch den Pistolenschuß sogleich aufgeschreckt wurden. „Wie Blei liegt der Schlaf in uns; seit drei Tagen kein Auge zu!" So mag so ein klotziger Eisklumpen wohl auch jetzt erst erwachen. Seine Bestialität ist mit der übrigen umgebenden Thierheit in den sprechendsten Einklang gebracht.

VII.

Vorspiel der Höllenfahrt.

Was je die feurigste Fantasie des Lesers bei Klopstock's Gleichniß von dem in seinem Blute auf dem Schlachtfelde sich wälzenden Gottesläugner nur dunkel ahndete, das soll uns diese Szene, die einzige, wo das Ungeheuer, welches Schiller selbst ein Pasquill auf die Menschheit nannte, Franz Moor, vor Augen tritt, verkörpern und vergegenwärtigen. Ramberg hat sie nach dem Text in Schillers dramatischen Werken aufgefaßt, nicht nach der gewöhnli-

chen Vorstellungsart, wo nach der frühern Angabe des Dichters der nur erdrosselt scheinende Bösewicht wieder zum Leben zurückgebracht und nun erst in den Wald geschleppt wird, um dort sein Urtheil zu empfangen. Hier stürzt er wirklich erdrosselt auf den Boden und haucht seine schwarze Seele auf immer aus.

Iffland, dessen Spiele bloß darin *) ein gerechter Vorwurf gemacht werden konnte, daß er die äußere Häßlichkeit des von der Natur selbst verunstalteten und darin eben seine tückische Bosheit motivirenden nicht nöthig zu haben glaubte, der aber übrigens in den letzten zwei Akten alles so vollendet darstellte, daß das Lob jener Weimarischen Zuschauerin: welcher Teufel stand Ihnen zur Copie **)? vollkommen gerechtfertigt wurde, Iffland selbst äußerte einst in einer Unterredung mit dem Schreiber dieser Erklärungen: Schiller habe vollkommen Recht gehabt, den Franz Moor so schnell von der Welt wegzuschaffen, allein der Deutsche wolle nun einmal überall ein förmliches hochnothpeinliches Halsgericht gehalten haben und so

---

*) Bekanntlich ist Iffland oft darüber getadelt worden, daß er viel zu sehr gemildert und alle seine Kunst in dem reuigen, vom Gewissen gefolterten Sünder verschwendet habe, weswegen auch Ochsenheimer ihm in dieser Rolle vorgezogen worden ist. S. Neue Bibliothek der schönen Wissensch., Band LXXI. S. 168 ff. Allein die Kraft auf den rechten Moment sparen, heißt darum nicht die Rolle humanisiren. Dasselbe thut jetzt Devrient in Berlin. S. dramaturgisches Wochenblatt vom 19ten August 1815. n. 7. S. 51.

**) S. Böttiger's Entwickelungen des Ifflandischen Spiels S. 292.



...mberg del. H. Schmidt sc.

Die Räuber. V.r Act. 1.te Scene

Schweitzer: Mordcanaille, wo bist du?_

müsse schon, zur Erbauung der Zuschauer, das Hinabstürzen in den Thurm nicht weggeschnitten werden. Ramberg hat dieß Blutgericht auf eine andere Weise zu verstärken und Schrecken auf Schrecken zu häufen gewußt. Statt daß der Räuber Schweizer von hinten hervor aus dem Vorgemach durch die erbrochene Thür hereinstürzend das schauderhafte: Mordkanaille, wo bist du? hervorbrüllt, läßt er eine Leiter an das Fenster, woher man Licht in dem Schloßhofe erblickt hatte, anlegen und so einige Mordgefährten heraufklettern. In dem Augenblick, wo hinter dem Sessel des Verbrechers das Fenster durch einen Flintenschuß zusammen kracht und die Scheiben herumfliegen, haut Schweizer mit dem Säbel herein und ruft dem herabgestürzten, röchelnden Unhold die Citation aus der Hölle in die Hölle zu. Man hört dadurch auch noch das Geprassel, Krachen und Klirren in voller Explosion, womit ja bei einer solchen Höllenszene die Teufel ein- und ausfahren müssen. — Wer übrigens Opie's Richard III. in der Shakspear-Gallerie gesehn hat, wird den Maßstab haben, nach welchem Rambergs Darstellung des sich selbst erdrosselnden Judas-Franz beurtheilt werden muß. Der deutsche Künstler steht, wenn man die Kleinheit des Bildes und die beschränkten Kräfte des Kupferstichs in Anschlag zu bringen nicht vergißt, dem Britten keineswegs zurück. Selbst die abgefallene Perücke des Unholds ist charakteristisch. Wäre es ein Gemälde, so würden wir an der Farbe des aufsträubenden Hauptthaars den Judas noch deutlicher erkennen. Und ist nicht jede künstliche Haartour auch schon eine Lüge? —

VIII.

Die Scheidung durchs Schwert.

Carl Moor, in ekstatischer Wonne aufblühend, hielt Amalien umarmt. Ein Räuber tritt grimmig hervor, und ruft, indem er das Schwert — hier nicht das Ceremonienschwert, welches den Scheinbarangetrauten beim Beilager fürstlicher Bräute trennt — zwischen beide streckt; Opfer um Opfer! Amalia für die Bande! Nun läßt Carl ihre Hand fahren und ruft das furchtbare: Ilicet, es ist aus! Amalia umklammert seine Knie, den Tod von ihm erflehend. — Es mußte dem mit Figuren zeichnenden Künstler gestattet seyn, das nebeneinander zu stellen, was der bloß in Worten malende Dichter in kürzesten Zwischenräumen nacheinander vorgehn läßt. Nichts über die sprechende Gruppirung dieser Blutdürstigen, deren treuestes Abbild auch hier wider die unten heraufspringende Dogge ist. Das wird und mag sich jeder selbst nach Belieben ausdeuten. Nur auf den verdorrten Baumast da oben und auf den Sturz der abgehauenen Eiche da vorn wollen wir noch aufmerksam machen. Es ist in allem ein Kern voll Bedeutung.

Schlüßlich wäre hier noch die große Frage zu erörtern: mußte Schiller so enden? Daß Amalia wenigstens nicht leben konnte, daß sie durch ihres Geliebten Hand fallen mußte, hat der Dichter schon in seiner Selbstrezension zur Gnüge erwiesen. Aber die Idee, ihn sich selbst so zahm der obrigkeitlichen Bestrafung überliefern zu lassen, hat fast allgemeinen Widerspruch gefunden. Nie willigte indeß Schiller in die sinnlose, alle Charakterwahrheit zerstörende Schlußszene, wie sie Plümicke ins Stück hineinge-



Ramberg del. Die Räuber. V.r Act 2.t Scene. Fr. Bolt sc.

C. Moor: Es ist aus! —

pfuscht, darin aber leider die meisten Schaubühnen Deutschlands, nur die Weimarische nicht, zu zahmen Nachbeterinnen gehabt hat *). Recht erwogen gibt es keine andere Genugthuung und Abbüßung solcher Blutschuld, und zwischen Himmel und Erde weiter keine Versöhnung mit der bürgerlichen Verfassung, welcher der jugendliche Dichter in seiner sichtbaren Vorgunst von dem glänzenden Frevel des Räuberhauptmanns so manches Schnippchen geschlagen zu haben schien, als dieß rechtliche Erkenntniß. Dieß erkannte auch Müllner neuerlich in seinem, jetzt vielleicht einzig stehenden Trauerspiel, in der Schuld. Seinem Verbrecher aber, der Mörder und Ehebrecher zugleich ist, stand ein andrer Ausweg offen, den auch der Dichter mit dem glücklichsten Erfolg eingeschlagen ist. Indeß bleiben in diesem Schluß, wie ihn Schiller selbst gibt, allerdings viele schneidende, das feinere Gefühl tief verwundende Härten, die kein bloßes Umarbeiten des Stücks je vertilgen wird, ohne das Innerste desselben anzugreifen und zu zerstören. Schiller selbst fühlte dieß in spätern Jahren so lebhaft, daß er auf denselben Gedanken kam, den der französische Bearbeiter mit so geringem Kunstvermögen so unglücklich ausführte, nämlich, den Stoff noch zu einem zweiten Stücke auszuspinnen. „Unter den dramatischen Stoffen, so erzählt uns der vertraute Freund und Berichterstatter von Schillers Leben **), mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Manheim beschäftigte, war auch ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte.“ Allein das Unausführ-

---

*) Auch bei der letzten Vorstellung der Räuber auf der Leipziger Bühne hatte sich dieser angeflickte Lappen noch zu erhalten gewußt.

**) In Schiller's sämmtlichen Werken, Band I. S. XIV.

bare dieses Unternehmens leuchtete ihm bald ein und er dichtete lieber seinen Don Carlos. Er pflegte daher wohl auch im Scherz seine Räuber einem ungerathenen Buben zu vergleichen, welcher der väterlichen Zucht auf immer entlaufen sey und zu dem sich der Vater nur in vertrauter Zwiesprache mit Freunden bekennen möge. Aber wie er nun einmal da ist, mag er sich selbst um dieser widerwärtigen Schlußszene willen doch nicht seines unläugbaren Rechts der wohlangestammten Erstgeburt begeben und die unverkennbaren Zeichen einer sehr edeln Abkunft von einem Vater von überschwenglicher Kraftfülle und Geistesstärke sich von der Tölpelhaftigkeit ungeschickter Wappenpinsler wegwischen lassen. Oder wollen wir uns etwa in die Reihen der Beifallklatschenden mengen, wo Abellino der große Räuber das Haus füllt, wenn nach den scheußlichen Verbrechen des Banditen, vor welchen selbst der obersten Gallerie die Haut schaudert, nun Flodoardos Reden in Honigseim der Liebe getaucht allen zarten Knäblein und Mägdlein wie Zuckerbrot schmecken, und um das Ganze würdig zu enden, der große Bandit am Schluß die Nichte des Dogen als Braut nach Hause führt *)? —

*) Fr. Horn schöne Literatur Deutschlands Th. II. S. 249.

Marie Forstern an Therese Walling.

Im April 18 . .

Mit einem Kopfe voll Gedanken und einem Herzen voll Sorgen komm' ich zu Dir, liebe Therese, und klage Dir mein Leid. — Ach zu Dir! Wenn ich das doch wirklich könnte! Aber Du bist weit von mir, und so komme ich nur zu meinem Papier, das ich mit meinem Kummer vollschreibe und mich leichter fühle, wenn ich denke: über einige Tage hält es meine gute Therese in der Hand, liest es und erfährt, wie es ihrer armen Freundin geht und hat Mitleid mit ihr.

Ja, Therese! Es geht mir recht übel. Mein Vater — nun, ein Kind soll wohl nicht über seine Aeltern klagen — aber ich müßte ganz verzweifeln, wenn ich nicht irgend jemand auf der Welt sagen dürfte, wie es mir ist. Und kann ich denn dafür, daß mein

Kummer und mein Vater so nahe zusammen treffen, daß er die einzige Ursache desselben ist? Kann ich endlich dafür, daß Willbachs Aussichten sich nicht bessern wollen, daß er die Stelle wieder nicht bekömmt, auf die — wie unbeträchtlich sie ist, — wir wie auf den Einlaß in's Paradies, warten? Ach, wir hätten klein gelebt, aber wir wären vergnügt gewesen! Nun ist's abermals, und schon zum dritten Mal nichts, und so geht Jahr an Jahr herum, und unsere Hoffnungen werden immer schwächer.

Da schmählt nun mein Vater, ihm reißt die Geduld bei dem langen Warten. Ich ginge nun schon in's zwei und zwanzigste Jahr, sagt er, ich schleppte mich seit meinem achtzehnten in dem unglückſel'gen Verhältniß — ich würde mich wohl vier oder sechs Jahre damit schleppen, darüber verblühen, alt werden, keinen andern Mann finden und ihm zur Last bleiben, als eine alte Jungfrau, die in der Welt zu nichts nütze wäre, als sich und Andern das Leben zu verbittern.

Sieh, liebe Therese, solche harte Worte muß ich nun alle Tage anhören. Wie schwer mir das wird, was ich dabei leide, kann ich niemand sagen, selbst Dir nicht — am wenigsten meinem Vater. Ich habe keine Antwort als Thränen, ich weine auch fast den

ganzen Tag, und wie oft — ach Gott, wie oft wünsche ich mich in's kühle Grab und denke, wenn ich da unten läge bei der seligen Mutter, und die dunkle, schwere Erde auf mir und der grüne Rasen darüber, da möchte ich Ruhe haben, und nichts von all dem Schelten und Jammern hören, und Alles vergessen und vergessen werden.

Aber wenn ich so denke, dann fällt mir Heinrich ein und sein Jammer, wenn ich stürbe. — Nein, das darf ich nicht wünschen! Er ist ohnedies niedergeschlagen genug, und hat schon mehr als einmal den unglückseligen Gedanken geäußert, daß er mich lassen, mir entsagen will, um meines Vaters Unwillen von mir zu wenden und mich von keiner andern Partie, bei der ich mein Glück finden könnte, abzuhalten. Du lieber, guter Heinrich! wie kann ich denn glücklich seyn ohne Dich?

Es stürmt jetzt so Manches über den armen Willbach her. Sein Jugendfreund, ein Baron Arthur von Ottensen, mit dem er studirt, den er eine Zeitlang auf Reisen begleitet, und in Italien einmal mit Gefahr seines Lebens vor den Dolchen der Banditen geschützt hat, die dem Baron wegen einer schönen Frau nachstellten, — dieser Baron Arthur ist gerade jetzt gefährlich krank, und Heinrich muß fürchten, ihn zu

verlieren. Jetzt sollte ich ihn trösten, aber was kann ich ihm mit meinem gedrückten Gemüth sagen?

Nun habe ich Dir alle meine Leiden geklagt, und es ist mir, als trüge ich sie leichter. Leb' wohl, theure Freundin, und schreibe mir bald!

Dieselbe, an Dieselbe.

Im April 18 . .

Ich danke Dir für Deine schnelle Antwort. Deine Liebe und Theilnahme war mir ein wahrer Trost, sonst kann mir ja ohnedies niemand Etwas geben, und ich muß mich eben in Geduld fassen. Geduld! Geduld! das war immer mein Wahlspruch, und wird es auch wohl so ziemlich zeitlebens bleiben.

Was Du mir da wegen des Barons schreibst, wäre wohl schön, aber auf keine Weise thunlich. Zwar ist Ottensen sehr reich, und er hat es Heinrichen mehr als hundert Mal angeboten, daß er zu ihm ziehen, und Alles, was jener besitzt, mit ihm theilen soll; aber erstlich dürfte er dann nicht daran denken zu heirathen, denn Ottensen, der kränklich und hypochondrisch ist, würde seinen Freund mit keiner Frau theilen wollen, und zweitens wäre es auf keinen Fall von Dauer, denn Ottensens Gesundheit ist ganz

zerstört. Er hat in Neapel, glaub' ich, zuerst einen Sturz mit dem Pferde gemacht, wovon seine Brust verletzt wurde, und dann, als er von dort wieder nach Rom zurückkehrte, mußte er durch einen Ort, der — ich meine, die pontinischen Sümpfe heißt, und wo es äußerst ungesund, ja gefährlich seyn soll, zu reisen. Hier griff die böse Luft seine geschwächte Brust noch mehr an, und er konnte kaum Rom erreichen, wo die Kunst geschickter Aerzte ihm das Leben erhielt, aber keine lange Dauer desselben verhieß. Nun aber darf er über sein Vermögen, wenn er unverheirathet stirbt, nach seinem Tode nicht schalten, denn so hat es sein Vater bestimmt, der ihn dadurch zwingen wollte, seinen Widerwillen gegen das Heirathen zu überwinden; Ottensen aber verzichtet lieber auf den freien Gebrauch seines Reichthums, als daß er ein verhaßtes Bündniß einginge, und so ist von dieser Seite für Heinrich auch keine bleibende Aussicht.

Ein seltsamer Mensch muß dieser Baron Arthur auf jeden Fall seyn, — verständig, gutmüthig, wohlthätig, wie Heinrich sagt, aber sonderbar in seiner Lebensart, menschenscheu, und deswegen, und wegen seiner Kränklichkeit immer einsam. In der Liebe war er auch sehr unglücklich. Ein Mädchen, das er sehr geliebt hatte, war ihm auf eine abscheuliche Art untreu

geworden, und jene Dame, um derentwillen er bald das Leben verloren hätte, starb kurze Zeit darauf unter schrecklichen Schmerzen in seinen Armen — an Gift, wie man fürchtete, das ein eifersüchtiger Liebhaber, der bereits durch die Aeltern mit ihr versprochen gewesen war, ihr beigebracht hatte.

Ich kann es dem Baron nicht verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen sich scheut, ein drittes ähnliches Verhältniß anzuknüpfen, und muß ihn über Alles das recht von Herzen beklagen.

Er hat an Heinrich schreiben lassen — er fürchtet, diesmal den Anfall nicht zu überstehen, und wünscht seinen Freund noch einmal vor seinem Ende zu sehen. Ich mag und darf Heinrich von dieser letzten heiligen Freundschaftspflicht nicht abhalten und ihm einen Trost nicht entziehen, dessen sein Herz so sehr bedarf. Auf der andern Seite zittre ich vor seiner Abwesenheit. Ach Gott, wie werde ich denn das Leben, das stille, einförmige Daseyn ertragen ohne ihn? Und dann fürchte ich auch, daß der Anblick aller der traurigen Szenen und das Todbett eines geliebten Freundes einen sehr nachtheiligen Eindruck auf seine Stimmung machen werde. Nun, wie Gott will! Folgt Heinrich dem Rufe des Barons, so will ich denken, es hat so seyn müssen, und es wird also gut seyn.

Ach, Therese! Ich bin recht niedergeschlagen, und es gibt Stunden, wo ich mich herzlich an des Barons Stelle wünsche, der jung, reich, angesehen, nach allen seinen Wünschen leben und so glücklich seyn könnte und nun sterben wird! Das ist's eben; der Mensch hier auf Erden soll nicht glücklich seyn!

Dieselbe, an Dieselbe.

Im Junius 18 . .

Zwei trübe, lange Monate sind mir in tiefer Einsamkeit vorübergegangen, seit Heinrich fort war, und jetzt erst habe ich Hoffnung, ihn wiederzusehn. Er war die ganze Zeit auf Ottensens Landgute, der sich nun zu Heinrichs großer Freude wieder erholt und sich entschlossen hat, ihn hieher zu begleiten, weil ihm der Arzt Zerstreuung und Luftveränderung angerathen hat. Heinrich will ihn bei uns einführen. Ich freue mich nicht sehr darauf, denn ich bin am liebsten mit Heinrich ganz allein; doch kann ich auch nicht läugnen, daß ich neugierig bin, den Baron kennen zu lernen, von dem ich schon so mancherlei gehört habe.

Ach, wie ich glücklich bin, daß Heinrich wiederkömmt, kann ich Dir gar nicht sagen! Mein Leben ist doch gar zu still und einförmig; meines Vaters Lage, noch mehr aber seine Denkart schließen mich fast von allen jugendlichen Freuden aus, und ich denke doch der Zeit recht gut, wo es nicht so war, der Zeit nämlich, wo meine gute Mutter noch lebte und arbeitete, und schaffte, und Freudigkeit und besserer Erwerb durch ihren Fleiß in das Haus kam. Damals sahen wir Freunde bei uns, wir gingen, wiewohl selten, aus, ich hatte mein Clavier, sie selbst unterrichtete mich im Französischen, in mancherlei schönen Arbeiten, worin ich ihr an die Hand ging. Seit sie todt ist, floß mein Leben unter vielen Entbehrungen und seltenen Erholungen in tiefster Stille hin, bis ich Heinrich kennen lernte. — Da kam wieder Freude und Lebhaftigkeit in mein Daseyn, ich ertrug alles leichter, unsre Beschränkung, meines Vaters Launen; meine gänzliche Einsamkeit: denn Heinrichs Liebe und Umgang ersetzte mir Alles. Und nun mußte ich ihn so lange entbehren! Gottlob, diese trübe Zeit ist bald zu Ende; ich will auch in der Freude meines Herzens denen, die mich quälen, Alles vergeben und vergessen.

Dieselbe, an Dieselbe.

Im Julius 18..

Gottlob, liebe Therese! — Er ist hier, — und eine bessere Zeit in mancherlei Rücksicht scheint mit ihm gekommen! Vor acht Tagen traf er ein, sein erster Weg war zu mir. — Ach, in dem Augenblick des Wiedersehens war Alles, was ich vorher ausgestanden hatte, versunken, verwischt, und ich ganz glücklich! Am folgenden Tage brachte er seinen Freund mit. Mir war es unangenehm, ich mag es nicht läugnen; mich hätte die Gegenwart jedes Zeugen gedrückt, am meisten die eines Menschen, der durch seine ganze Lage, selbst durch seine Wunderlichkeiten etwas sehr von uns Verschiedenes seyn mußte.

Ich wollte es auch Heinrich sagen, aber dann bedachte ich, daß der Baron sein Freund ist, daß es ihn schmerzen müßte, wenn ich ihn nicht gern bei uns sähe, und endlich — damit ich es nur frei gestehe, — verdroß es mich, daß Heinrich nach einer so langen Abwesenheit so wenig Sehnsucht hatte, mit mir allein zu bleiben, und mir schon am zweiten Tage einen weltfremden Menschen zuführte. Das aber hätte ich ihm nun vollends gar niemals zeigen mögen.

Es kam indessen doch ganz anders. Der Baron ist ein recht artiger feiner Mann, den man, wenn

er nicht so krank aussähe, wohl schön nennen könnte; so aber machen die großen dunkeln Augen mit den langen Wimpern in dem todtblassen Gesicht eine sonderbare Wirkung, und schauen Einen aus den tiefen Zügen wie wehmüthig an, und die lange, schlanke Gestalt ist vorgebeugt und scheint sich nicht aufrecht tragen zu können. Uebrigens thut er, was mir recht gefällt, nichts weniger als krank, oder ängstlich, er spricht — zwar leise, aber viel und lebhaft, und was er sagt, ist angenehm und unterhaltend. Manches Mal ist er sogar munter, er und Heinrich erzählen von ihren Reisen, von allerlei theils sonderbaren, theils lächerlichen Zufällen, Sachen und Menschen, das Gespräch bewegt sich lebhaft und reißt nie ab, was wohl sonst zuweilen der Fall war, wenn Heinrich verstimmt zu mir kam, und ich ihm Alles durcherzählt hatte, was ich in meinem Gedächtniß auftreiben konnte, um ihn zu erheitern. Selbst mein Vater ist auf solche Weise befriedigt, und es kömmt mir vor, als behandle er den guten Heinrich mit mehr Achtung und Antheil, weil er sieht, daß ein so reicher vornehmer Mann sein guter Freund ist. Ach, Gott gebe, daß das Alles so fortwähren, und des Barons Anwesenheit auch auf die Hauptsache, auf Heinrichs Beförderung günstig wirken möge! Ein Mann, wie er, wird wohl Bekannte

und Freunde unter den Großen haben, und da könnten seine Empfehlungen viel thun. Ich hoffe wieder, wie Du siehst, und diese Hoffnung und Heinrichs Gegenwart gibt mir wieder Freudigkeit. Leb' wohl.

Dieselbe, an Dieselbe.

Im Julius 18 . .

Es werden jetzt vierzehn Tage seyn, daß ich Dir in einer fröhlichen Stimmung schrieb. Damals ging es mir recht gut. Ich kann nicht sagen, daß ich jetzt über irgend Etwas eigentlich zu klagen hätte, aber es thut sich schon wieder da und dort manches hervor, was besser — anders wäre. Du wirst mich schelten, ich höre es schon, und mir vorwerfen, daß ich niemals zufrieden sey und immer Etwas zu klagen oder zu wünschen haben müßte. Ja, liebe Therese, vielleicht hast Du auch Recht, vielleicht liegt die Schuld an meinem gar zu ängstlichen reizbaren Wesen. Ich weiß wohl, daß Heinrich mir oft diesen Vorwurf gemacht hat, ich will auch nicht behaupten, daß die Schuld nicht großen Theils an mir liege, und will mich bemühen, mich zu bessern, nicht so viel zu grübeln und die Dinge lieber zu nehmen, wie sie nun einmal sind; aber dessen ungeachtet kann ich den widrigen Eindruck, den

sie auf mich machen — zumal im ersten Augenblicke — nicht bemeistern.

Du weißt am besten, wie aufrichtig und treu ich meinen Heinrich liebe, aber Du weißt auch, daß ich in der letzten Zeit oft gegen Dich geklagt habe, daß er manchmal so abgespannt, so wortarm — so — daß ich es nur mit dem wahren Wort nenne — so belangweilt und langweilig bei mir gesessen, und endlich sogar immer Bücher mitgebracht hat, um nur Stoff zur Unterhaltung zu finden. Das hat mich oft innerlich geschmerzt, ich habe es ihm auch gesagt, weil aber immer ein Zank daraus entstand, und er dann meist ein Paar Tage schmollte, so schwieg ich zuletzt, und trug, was nicht zu ändern war, in Geduld. Wußte ich doch, daß er mich im Grunde herzlich liebte, und Alles für mich zu thun im Stande war!

Diese Auftritte kommen nun wieder, wenn wir allein sind. Er ist ungleich, jetzt verstimmt, jetzt abgespannt, und doch fühle ich, daß es ganz anders geht, wenn Ottensen dabei ist. Da spinnt sich die Unterhaltung viel rascher und lebendiger fort, und das sollte nicht seyn; unser Gespräch sollte nie inniger, nie genügender seyn, als wenn wir allein sind. Findest Du das nicht auch? Und begehre ich wohl zu viel, wenn ich das fordre?

I.

So war es nicht gemeint.

Von

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Dann ist noch Etwas, was mich leise drückt, und was ich durchaus nicht erklären kann. — Ich bemerke einen seltsamen Abstand zwischen des Barons und Heinrichs ganzer Art zu seyn und sich zu benehmen. Es ist in dem Ersten so etwas Leichtes und doch Sicheres, etwas Einnehmendes und doch Hohes, wodurch wir Alle — und Heinrich eben auch, — in einer Art von Entfernung gehalten werden. Ich fühle das wohl, wenn Heinrich immer den Baron zuerst eintreten läßt, ihm einen Stuhl bringt, ihm reicht, was er verlangt; es sieht wie Unterordnung aus, und das thut mir weh. An dem Baron ist auch die Schuld nicht, denn der behandelt Heinrich wie einen Freund, ja wie einen Bruder, und ist fern davon, solche Dinge zu verlangen; ja vielmehr sehe ich, daß er es verhindert, wo er kann; aber es macht sich immer wie von selbst, und es ist mir in solchen Augenblicken, als sollte ich für Heinrich erröthen. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und nichts gefunden, was diese Erscheinung erklären könnte, als vielleicht Ottensens Kränklichkeit. Diese macht, daß er beständig der Aufmerksamkeit derer, die ihn umgeben, bedarf, daß sie mancherlei Rücksichten für ihn haben müssen, und daß Heinrich dann diese gern für seinen kranken Freund hat. Wenn das ist, so muß ich ihn wohl noch mehr

darum achten, aber ich muß mir es auch oft vorsagen, um an Heinrich nicht irre zu werden.

Dieselbe, an Dieselbe.

Im August 18 . .

Therese! Welch ein ungeheures Unglück bricht über mich los! Denke Dir mein entsetzliches Schicksal, wenn ich Dir sage, daß der Baron bei meinem Vater um mich geworben hat! Du kennst des Vaters Denkungsart, unsere Dürftigkeit, seinen Widerwillen gegen Willbach — ich brauche Dir nicht mehr zu sagen, — ich weiß auch nichts zu sagen, als daß ich verzweifle!

So war es ein richtiges Vorgefühl, was mich erschreckte, als Willbach mir den ersten Besuch des Barons ankündigte! Ich wußte damals nicht, warum mir das sogar unangenehm war, ich tadelte mich im Stillen darüber; jetzt weiß ich, daß mein ahnendes Herz Recht gehabt hat. Dieser unglückselige Mensch ist zu meinem Verderben in unser Haus gekommen!

Mein Vater hat bestimmt erklärt: Ich müsse ihn heirathen. — Es hat schreckliche Auftritte gegeben, ich habe eine Begegnung erfahren, die ich durch Wiedererzählen mir nicht noch einmal lebhaft vorstellen mag.

O, Therese! Es ist was fürchterliches um die ungemessene Liebe zum Gelde!

Ich habe meinem Vater alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe ihn beschworen, zu bedenken, ob denn ein Mensch, der, wie dieser Baron, schlecht genug denkt, um seinem Jugendfreund, dem er das Leben schuldig ist, sein Einziges und Liebstes, seine Braut zu rauben, wohl im Stande seyn würde, ein Weib glücklich zu machen — ob er sich entschließen würde, sein Kind einem anerkannten Diebe oder Räuber in die Arme zu werfen, — und was Besseres — bei Gott, ist ja dieser Baron nicht. Sind das die Sitten der Großen und Reichen, das ihre Grundsätze? O, dann sey mir die Niedrigkeit und Armuth doppelt, dreifach gelobt, bei der man wahre Ehrliebe und eine Tugend findet, die sich scheuen würde, einen so frevelhaften Raub so ungescheut zu begehen!

Du wirst sagen, ich sey außer mir, und Du hast Recht! Seit acht Tagen, seit sich mein Unglück erklärt hat, bin ich noch zu keiner rechten Besinnung gekommen. Alles stürmt auf mich, ich kann keinen Gedanken fassen, ich kann nur mit Angstgeschrei zum Himmel rufen, und wenn der nicht durch ein Wunder rettet — verzweifeln; denn sonst ist kein Ausweg übrig.



Auch an Willbach finde ich keine Stütze. Ich habe mich in meinem Schmerz an ihn gewandt, er ermahnte mich, meine Pflicht zu thun; da nun einmal sein Schicksal ihm keine Aussicht böte, mir seine Hand zu reichen, so habe er mir feierlich entsagt, und mich seinem Freund abgetreten. Ich war halb todt bei dieser Szene. Er hatte eine unbegreifliche Fassung. — Ja, die Männer, die Männer! die empfinden ganz anders, als wir. Freilich zitterte seine Stimme und seine Hand, als er die meine in die des boshaften Menschen legte, und mich ihm mit wenigen aber rührenden Worten empfahl; doch was war diese Bewegung gegen meine Betäubung, die mich einer Ohnmacht nahe brachte!

Und Ottensen? Es ist unbegreiflich, wie dieser Mensch, der mir so schätzbar, und durch sein unglückliches Schicksal oft so liebenswürdig vorkommt, so böse seyn, wie sich unter einer einnehmenden Außenseite so viel Tücke verstecken kann! Er empfing meine Hand mit kalter Ruhe, ja mit einem schadenfrohen Lächeln, als wollte er sagen: Hab' ich Dich endlich? Du sollst mir nicht wieder entkommen! Der Schmerz seines Freundes, meine Verzweiflung, die ich ihm gar nicht zu verbergen suchte, galten ihm ganz gleich.

Ich habe mit Willbach sehr heftige und höchst

unangenehme Auftritte gehabt. Ich habe ihm geradezu erklärt, daß Er allein Schuld an meinem Unglücke sey, und daß, wenn Er nicht eingewilligt hätte, ich Alles gewagt und den ganzen Zorn meines Vaters würde haben über mich ergehen lassen. Er zuckte die Achseln, sprach von seiner Verpflichtung gegen den Baron — Er, der ihm das Leben gerettet — von dem, was man einem Freunde, zumal einem unglücklichen schuldig sey, der vielleicht nur kurze Zeit mehr zu leben hätte, und endlich von den Vorwürfen, die er sich ewig machen müßte, wenn er nicht Alles gethan, — ja sich nicht selbst mit allen seinen Wünschen zum Opfer gebracht hätte, um die letzten Tage dieses Freundes zu verschönern.

Ist das Tugend? ist es Kälte? Ich begreife es nicht. Wenn es Tugend ist, dann bin ich noch unglückseliger, von einem solchen Herzen gerissen zu seyn. Ist es aber Kälte? O Therese! nun bin ich auf dem schmerzlichsten Punkt in der ganzen Reihe meiner Leiden gekommen — gegen den meines Vaters Mißhandlungen, Ottensens hämische Freude und Alles, was ich ausstehen kann, nichts ist! Wenn es Kälte wäre?

Ich bin gestern auf dem Grabe meiner Mutter gewesen und habe ihr mein Leid geklagt und mit heißen

Thränen gebetet, daß Gott mich vor Verzweiflung und vor einem unglücklichen Gedanken bewahren möchte, der, seit ich zu ahnden glaube, daß Heinrichs Opfer Kälte ist, mich jedes Messer und jedes hohe Dachfenster, woraus man sich rasch stürzen und so der Qual in einem Augenblick ein Ende machen könnte, mit einer Art von Begierde betrachten läßt, und das ist ja Sünde. — Ach Gott, wohin werde ich noch gerathen!

Wenn ich nur bei meinem Peiniger und künftigen Tyrannen eine Spur von Zärtlichkeit wahrnehmen könnte, die seinen Schritt rechtfertigte! Aber er ist ganz ruhig in meiner Gegenwart und hat meinen letzten verzweifelten Versuch, ihm meine Abneigung vor dieser Heirath geradezu zu erklären, so ohne Unwillen, ja mit einer Art von — Wehmuth und Mitleid aufgenommen, und ist dabei so fest auf seinem Sinne geblieben, daß ich nun gar keine Hülfe mehr vor mir sehe. Seitdem ist er stiller als sonst, sieht mich oft mit einem düstern Blicke an, redet mir liebreich zu und verspricht mir, daß es mir einst noch recht gut gehen werde. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen ihn betragen soll; ich muß ihn verabscheuen, als den Mörder meines ganzen Glücks, und es ist mir doch unmöglich, es ihm ganz so zu zeigen, als ich es

empfinde. O, Therese, was wird noch aus mir werden?

Die Baronin von Ottensen an Therese Walling.

Im August 18 . .

Seit drei Wochen habe ich meinen Namen verändert. In meinem Herzen, in meiner Lage, in meiner Lebensweise ist keine Veränderung vorgegangen. Der Baron hat — das einzige, was er mir nach dem Sinne that, — eine stille, geräuschvolle Hochzeitfeier veranstaltet. Ich wurde ihm angetraut. Wie es diesen Tag war, an dem ich lebend in's Grab gestiegen bin, weiß ich nicht, ich kann Dir also nichts davon erzählen. Der Baron hatte mir schöne Kleider und eine Menge Schmuck geschickt; ich erhielt durch Thränen und Festigkeit, daß ich nichts davon anlegen durfte. Ich blieb in meinen gewöhnlichen Kleidern und so bin ich noch. Den Tag nach der Hochzeit reisete der Baron nach seinem Gute ab; er trug mir an, ihn zu begleiten. Die Art, wie er es that, zeigte mir, daß ich wagen durfte, es abzuschlagen. Du wirst mich vielleicht tadeln? Du wirst sagen: Das Weib gehört zum Manne, und Du hast einmal geschworen, ihn nicht zu verlassen. Das ist wohl wahr, auch bin ich

oft recht unruhig über diesen Punkt; aber er selbst verlangt es ja nicht, und es ist mein heiliger Vorsatz, sobald er es wünschen, sobald er nur eine leise Andeutung äußern wird, als ob er meiner bedürfte, so gehe ich auf der Stelle zu ihm, und will gewissenhaft als eine treue Hausfrau jede meiner Pflichten gegen ihn erfüllen.

Sieh, Therese, das ist der einzige Punkt, auf dem ich in dem widerwärtigen Gewirre von Gedanken, Schmerzen und Besorgnissen mit einigem Wohlgefallen verweilen und einigen Trost daraus schöpfen kann. Ich will meine Schuldigkeit gegen ihn, der nun einmal vor Gott mein Gemahl und Herr ist, redlich thun.

Aus dieser Absicht habe ich Heinrich, der seit dem Tage vor der Vermählung bis zu des Barons Abreise unser Haus nicht mehr besuchte, geschrieben, daß er mich nun ganz meiden und mir durch sein Wegbleiben die schweren Pflichten, die er selbst mir hat aufladen helfen, leichter tragen machen soll. Er hat auch meinen Wunsch geehrt, aber demungeachtet seh' ich ihn viel öfter, als mir lieb ist, bald um's Haus herumschleichen; bald in der Kirche. Ich glaube, das sollte er nicht thun; aber, wie schon gesagt, die Männer denken und empfinden ganz anders, als wir, und wir können sie eben so wenig begreifen, als sie uns.

Der Baron hat mir bei seiner Abreise eine schwere Rolle Geld in die Hand gelegt, zu kleinen Ausgaben, wie er sagte. Ich habe sie, als er weg war, geöffnet, es waren hundert Souveraind'or. Er hat mir gesagt: sobald ich etwas bedürfte, möchte ich ihm schreiben, oder schreiben lassen — merk' Dir das: schreiben lassen, — und er würde mir Alles schicken, was ich brauche.

Was heißt das? Therese! Schreiben lassen? Entweder glaubt er, ich kann gar nicht schreiben, oder wenigstens nicht recht ordentlich, und warum hat er dann ein solches Gänschen geheirathet? Oder er glaubt, ich will ihm nicht schreiben? So weiß er ja, daß ich ihn hasse, und macht sich nichts daraus, und nimmt mich auch nicht zu sich, und bemüht sich nicht, diesen Haß zu bekämpfen und mir die Gesinnungen einzuflößen, die mir als christlicher Ehefrau geziemen. Ist das recht? Ist das redlich? O Pfui! Pfui! In was für Hände bin ich gerathen, Therese? Und wer hat mich ihnen überliefert? Ein Vater, und ein Mensch, für den ich willig mein Leben gegeben hätte!

Ich habe meinem Vater die Rolle gezeigt, er schien ganz glücklich darüber, und so habe ich sie ihm geschenkt. Das war es ja, um was er mich und mein ganzes zeitliches Glück verkauft hat, wofür ich bald

mein ewiges Heil verloren hätte, hätte der Geist meiner guten Mutter, die ich brünstig angerufen, nicht über mich gewacht. So mag er denn den Sündenlohn hinnehmen!

Therese, ich fühle, daß ich sehr bitter werde, und so ist es besser, abzubrechen.

Dieselbe, an Dieselbe.

Im Oktbr. 18 . .

Das dachte ich nicht, Therese, daß es dahin kommen sollte, daß ich wünschen und recht sehnlich verlangen würde, von dem Baron zu sich gerufen zu werden! Und doch ist es so. O, gesegnet das Unglück, wenn es allein kommt, sagt das Sprichwort, und so muß auch ich sagen. Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß ich Dir einmal schrieb, der Vater des Baron von Ottensen habe seinem Sohn nicht erlaubt, mit seinem Vermögen zu schalten, wenn er unverheirathet stürbe, und in diesem Falle einen Brudersſohn, Ludwig von Ottensen, zum alleinigen Erben der großen Güter ernannt. Dieser Brudersſohn — ach, Therese, was gibt es für Menschen in der Welt! soll nun, wie ich jetzt erfahre, seit längerer Zeit Alles angewandt haben, um seines Vetters Abneigung gegen

jede Heirath zu nähren, und sich sogar mit seinem Arzt verstanden haben, damit ihm dieser einen solchen Schritt bei seiner schwachen Gesundheit als lebensgefährlich widerrathe. Nun hat Baron Arthur diesen Schritt doch gethan. — Gott weiß! nicht zu seinem und nicht zu meinem Glücke — und der Vetter ist ganz rasend vor Zorn darüber geworden. Er hat seinem Verwandten auf eine unanständige Art Vorwürfe gemacht, und denke Dir die Kränkung für mich: er verbreitet die ehrenrührigsten Gerüchte über mich und meine unglückselige Heirath mit seinem Vetter. Es ist nichts schlimmes, nichts schändliches, was er nicht meinem Vater und mir nachsagt, und man hat mich gewarnt, nicht allein auszugehn, weil dieser niedrige Mensch mir auflauern und, wie er schon gedroht hat, auf öffentlicher Straße der Buhlerin seines Vetters den Schimpf anthun will, den sie verdient.

O, wenn dieser Ludwig wüßte, wie unglücklich mich seines Vetters Einfall gemacht hat, er würde nicht gegen mich wüthen, er würde Mitleid mit mir haben. Aber das ist doch nur der geringere Theil meiner Leiden, das schmerzlichste kommt mir von der theuersten Hand, von Heinrich selbst. Ich habe Dir gleich nach meiner Hochzeit geschrieben, daß ich ihn gebeten, mich zu vermeiden; daß ich aber mit schwerem

Herzen bemerkt, wie diese Bitte nicht den gehörigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denke Dir, Therese! ich finde ihn alle Augenblicke auf meinen Wegen; und vor einigen Tagen, als ich eben traurig an meiner Arbeit sitze, tritt er plötzlich ein. Ich war ganz allein zu Hause. Ich zitterte wie ein Espenblatt, und war unvermögend, zu sprechen. Da eilte er auf mich zu, schlug seine Arme um mich, und überwältigt von Liebe und Schmerz sank ich weinend an seine Brust und lag recht lang und recht mit Vergnügen so, während er mir eine Menge Zärtlichkeiten vorsagte. Endlich nannte er des Barons Namen, und Gottlob, daß er es that! Bei diesem Klange standen alle meine Pflichten und das Unrecht, das ich gegen den Baron hatte, vor mir. Das sagte ich Heinrich, und denke Dir mein Erstaunen, als er nun anfing, mir die Sache auseinander setzen zu wollen und mir zu beweisen, daß ich unbeschadet meiner Pflicht und dessen, was ich Ottensen schuldig sey, immer noch einen Freund haben könnte, der mir, und dem ich von Herzen gut seyn, und dessen Gesellschaft mir manche trübe, einsame Stunde erheitern könnte. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich aus Heinrichs Munde solche Grundsätze hören mußte. Ich wandte mich wirklich mit einer Art von Scheu von ihm

ab und erklärte ihm endlich, daß, wenn auch er weder etwas pflichtwidriges, noch gefährliches in diesem Umgange sähe, ich doch anders denken müßte, und bat ihn endlich mit Thränen, meiner zu schonen und nimmer zu kommen. Er thut es aber nicht, er läßt sich bald da, bald dort sehen, und wenn er nichts anders weiß, so hat er eine Nachricht, oder eine Erkundigung nach meinem Wohlseyn von dem Baron zu bringen. Was ich hierbei leide, kann ich Dir nicht sagen. Ach, ich sehe Heinrich selbst so gern, ich bin innerlich froh, wenn er kömmt, und doch muß ich mich über diese Freude strafen und wünschen, ja, ihn bitten, daß er wegbleibe. Ach, ich wollte, ich wäre einmal an dem Ort meiner Bestimmung und so von allen den Verfolgungen und Gefahren fern!

Dieselbe, an Dieselbe.

Freyenberg, den 25sten Okt. 18 . .

Du wirst aus dem Datum sehen, daß ich nicht mehr zu * *, sondern auf dem Schlosse meines Gemahls bin. Er hat mir vor ungefähr vier Wochen einen sehr freundlichen Brief — den ersten, den ich von ihm erhielt, geschrieben und mich gebeten, „da gewisse Verhältnisse und Gerüchte — (ich habe wohl verstan-

den, was er meinte), — es nöthig machten, unsre Verbindung öffentlich zu erklären, und mir vor der Welt den Rang und die Stelle zu geben, die mir gebührt, so möchte ich mich bereit halten, zu ihm zu reisen, und ihm verzeihen, daß er nicht selbst käme, mich abzuholen, weil er von neuem krank sey. Er würde sich bemühen, mir die Einsamkeit auf dem Lande und das Leben mit einem wunderlichen Kranken so erträglich als möglich zu machen." Der Brief war sehr artig, und da er mit dem, was mir meine Vernunft in den jetzigen Umständen als das Beste anrieth, vollkommen übereinstimmte, antwortete ich auf der Stelle, daß ich bereit sey, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als der Brief fort war, fiel es mir wie ein Berg aufs Herz. Der Abschied vom Vater, die gänzliche Losreißung von Heinrich, das Eintreten in eine fremde Lebensart, und über alles das, das Zusammenseyn mit einem Menschen, der mir so wenig Ursache gegeben hatte, Gutes von ihm zu erwarten! Heinrichen traf die Nachricht wie ein Donnerschlag; aber auch er mußte des Barons Verfahren billigen. Wir waren Beide sehr betrübt, selbst mein Vater war durch den Gedanken, sein Kind zu verlieren, bewegt, und so gingen ein Paar Tage recht schmerzlich, aber schön hin. Am dritten entstand auf einmal ein großes Ge-

rassel in unserer engen Straße, Alles fuhr an die Fenster, da hielt der Reisewagen des Barons mit prächtigen vier Pferden bespannt, zwei Bediente saßen auf dem Bocke, ein alter Geistlicher, von sehr würdigem Ansehen und eine hübsche Frau von mittleren Jahren stiegen aus, und traten bei uns ein. Es war der Schloßkaplan und die Kammerfrau, die mich bedienen sollte. Sie brachten einen Koffer mit Kleidungstücken und sehr schöne Wäsche für mich mit. Am andern Morgen war Alles zur Abreise bestimmt. Ich mußte mich von der Kammerfrau anziehen lassen, was mir sehr sonderbar vorkam. Heinrich war gekommen, mich noch einmal zu sehen. In dem Augenblick der Trennung verlor auch er seine Fassung, er zitterte sichtlich und seine Thränen brachen hervor. Er drückte mich heftig in seine Arme und ich fühlte mich, nach Allem, was ich bereits gelitten hatte, einer Ohnmacht nahe. Du gehst, rief er mit schmerzhaftem Ton: — Du gehst — in eines Andern Arme. O Gott, was hab' ich gethan! — Er warf sich todtenbleich und schluchzend auf's Kanapee. — Ich zitterte. Mein Vater unterstützte mich. Der Kaplan trat ein, um mir zu sagen, daß Alles bereit sey. Jetzt sprang Heinrich mit verzweifelnden Blicken auf, er umschlang mich noch einmal. — Du gehst nicht! rief er, — ich lasse Dich

nicht, — es ist mein Tod, es ist Dein Untergang! Der Kaplan begann mit sanfter Miene ihm Vorstellungen zu machen, ich vernahm nur ihren Anfang — meine Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, befand ich mich im Wagen und bereits auf der Landstraße. Die Kammerfrau hatte mich in ihre Arme gefaßt, der Geistliche hielt mir riechende Essenzen vor. Ich war vor Schmerz außer mir, ich wollte aus dem Wagen springen, zu Fuß nach Hause laufen; des Geistlichen erst sanfte, dann ernste Ermahnungen brachten mich nach und nach zur Besinnung. Ich sah mein Unrecht ein, meine Pflicht, mein Schwur fing wieder an hell und klar vor meiner Seele zu stehn. die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung ließ nach, so daß ich mich zu fassen und in einer leidlichen Stimmung zu halten vermochte. Der Kaplan hatte mich vorbereitet, daß ich den Baron wohl im Bette treffen würde, das Betragen seines Vetters habe ihn sehr gekränkt, auch um meinetwillen, und jede Kränkung habe den schädlichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Wir näherten uns jetzt dem Schlosse, das vom Abhang eines Berges mitten in Gärten prächtig heruntersah. Eine breite Allee führte darauf zu — unter einem hohen Thorweg hielt der Wagen, mehrere Bediente kamen sogleich herbei, man fuhrte mich eine breite Marmortreppe hinauf,

wo jedes gesprochene Wort, jeder Tritt wiederhallte. — Mir kam Alles so feierlich, so seltsam vor. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines schönen, reich vergoldeten Saales, und hier trat uns der Baron im Ueberrock, aber völlig gekleidet, von mehrern seiner Leute begleitet, mit großer Freundlichkeit entgegen. Dieses gütige, bei seiner Kränklichkeit wirklich achtungsvolle Betragen, noch mehr aber ein Blick auf sein blasses Gesicht, sein leidendes Aussehn, machten, daß der Unwillen schwieg, den ich gegen ihn hegte, und ich ihn unwillkührlich freundlicher grüßen mußte. Es freut mich herzlich, sagte er leise, aber sehr liebreich, daß Du Dich entschlossen hast, zu mir zu kommen. Dies Haus ist künftig das Deine; Alles, was Du siehst, steht Dir zu Gebot, und ich werde mich bemühen, Dir das Leben darin so angenehm als möglich zu machen. Ich konnte nicht antworten, denn sonst hätte ich weinen müssen, ich verneigte mich blos. Komm, liebe Marie! sagte er, ich will Dir Deine künftige Wohnung zeigen. Er faßte hierbei meine Hand, und als sie zitterte, sagte er leise auf Französisch: Fassen Sie sich, wir sind nicht allein. Ich sah ihn an, — es war etwas so Trübes, Ernstes in seinem Blick. — Haben Sie Geduld mit mir, antwortete ich ebenfalls in jener Sprache, ich will mich bemühen, Ihnen keinen Verdruß

zu machen. — Er lächelte, und drückte mir flüchtig die Hand. Mir ward leichter, ich ging weniger ängstlich an seiner Seite, durch viele, viele Zimmer, wovon immer eines schöner als das andere war. — Endlich traten wir in eines, das mit grünem Seidenstoff tapezirt und mit aufgezogenen Vorhängen — (Draperien nennt sie der Baron) — rings umhängt war. Auf ein Paar Stufen, die mit einem prächtigen Teppich überlegt waren, stand ein Bett mit reicher Vergoldung und zarte Vorhänge vom schönsten gestickten Musselin flossen von der Decke in geschmackvollen Falten darauf nieder. Ein Schreibtisch, einige kleine und größere Sopha, ein großer Spiegel, Wand- und Kronleuchter, alles reich vergoldet, vollendeten die prächtige Einrichtung. Das ist Dein Schlafzimmer, Marie! sagte er, und hier — indem er ein allerliebstes Kabinet öffnete, ganz mit schneeweißem Perkal drapirt, in welchem ein Nachttisch mit Silbergeräth besetzt stand — Dein Ankleidezimmer. — Ich stand erstarrt. — So viel Herrliches hatte ich nie gesehn, und diese Herrlichkeiten sollten mein seyn! Nein, nein, Herr Baron, sagte ich, das ist zu schön für mich. — Geben Sie mir eine einfachere Einrichtung, ich bin das nicht gewohnt, ich würde mir hier noch fremder vorkommen. Du wirst es gewohnen, Marie, der Mensch gewohnt

Alles, das glaube mir, erwiederte er sanft, aber ernst. Ich lasse Dich mit deinen Gedanken allein. Hier ist die Klingel; die Kammerfrau erscheint, wenn Du sie brauchst. Er ging, Alle, die uns gefolgt waren, begleiteten ihn. Jetzt stürzten meine Thränen hervor, ich warf mich lautschluchzend auf das nächste Kanapee und überdachte meine ganze so höchst traurige und seltsame Lage. Das Einzige, was mich freute, indem ich Alles, was mir begegnet war und was mir noch bevorstand, überdachte, war, daß ich nicht mehr den entschiedenen Haß gegen den Baron in meiner Brust fühlte, der doch in meiner Lage nun einmal sündlich gewesen wäre, ja daß ich spürte, ich hätte Mitleid mit ihm. Meine Thränen flossen immerfort, aber ich fühlte meine Brust erleichtert und brachte es endlich dahin, daß ich mit Ergebung in Gottes Willen, ihn um Beistand zu meinen künftigen Pflichten, um Vergessenheit des Vergangenen und Geduld und Kraft für das Gegenwärtige anrufen konnte. Die Kammerfrau trat nach einer Weile ein und fragte nach, ob es mir gefällig wäre, mit dem Arzt, dem Kaplan und noch ein Paar Personen an der Tafel, oder in meinem Zimmer zu essen. Und der Baron? fragte ich. Der ißt allein, antwortete sie, oder vielmehr gar nicht, — der arme Herr leidet sehr viel. „Ich bitte, sagen Sie dem

Baron, was er entscheiden wird, will ich thun.“ Er ist's, der mich schickt; — „so werde ich allein speisen,“ sagte ich. Ich hatte erwartet, mit meinem Gemahl zu essen, da er meiner nicht bedurfte, so war ich froh, nicht unter fremden Menschen seyn zu müssen.

Nach dem Essen trat der Kaplan ein und erkundigte sich, ob es mir gefällig wäre, das Schloß und die Gärten zu besehen; er habe den Auftrag vom Baron, mich herumzuführen. Der Baron geht nicht mit? — Er kann nicht, erwiederte der Kaplan, es war viel, daß er es vermocht hatte, diesen Morgen aufzustehn und so lange aufzubleiben. Ich willigte ein, die Kammerfrau brachte mir einen schönen Ueberrock von feinem Wollenzeug und einen sehr schönen ostindischen Schawl. Wir gingen. Das Schloß liegt sehr angenehm. Aus den Fenstern der Vorderseite, wie von den höhern Partieen im Garten, übersieht man die Ebene. Die Gärten sind im neuesten Geschmack angelegt, eine Menge prächtige Zimmer im Schlosse, aber, alle die wenigen ausgenommen, die der Baron und ich bewohnen, so wie die Gärten selbst, haben ein Ansehen von Einsamkeit und Unbewohntheit. Der Kaplan machte mir es leicht begreiflich. Der Vater des Barons hat vor drei Jahren Alles für seinen Sohn, wenn er von Reisen zurückkäme, zurichten lassen, und ist bald nach

dessen Ankunft gestorben; der Sohn aber war seither immer krank, hat keine Freude an dem Allen, und so ist das Höchste, was er thut, daß er eben nichts verfallen läßt. Der Kaplan erzählte mir hierauf noch viel von dem Baron, woraus ich sehen konnte, daß er — mir ganz unbegreiflich, — ein sehr guter, ja ein edler Mann seyn müsse. Aber wie hat er an Heinrich und mir so handeln können?

Ich kam spät in mein Zimmer zurück, ich fragte, ob ich den Baron noch sehen würde? Er sey bereits eingeschlossen, das sey Abends immer seine Sitte. Ich kann sagen, daß mich das verdroß. So schlug ich denn auch das Anerbieten des Arztes aus, der mich auf Befehl des Barons mit Musik wollte unterhalten lassen, und überließ mich in der tiefen Einsamkeit der ländlichen Stille ganz meinen schwermüthigen Gedanken. Am andern Morgen wurde ich gefragt, ob es mir gefällig wäre, mit dem Baron zu frühstücken, da ihm seine Gesundheit nicht erlaubte, herüber zu kommen. Ich war sogleich bereit, man führte mich durch mehrere Zimmer und den großen Saal, dann abermals durch zwei Zimmer voll Bücherschränke, endlich in ein großes Zimmer, das halb verhängt und nur dämmernd erleuchtet war. Der Baron stand vom Kanapee auf, er fragte mich, wie ich geschlafen hätte, er erkundigte

sich freundlich nach Allem, ob ich etwas brauchte, ob mir was mangele und bat mich zuletzt so sanft, daß es mich beinahe rührte, ihm zu verzeihen, wenn seine Kränklichkeit mich von mancher Unterhaltung, die für meine Jahre passend wäre, abhalten und seine Launen mir zuweilen eine trübe Stunde machen würden. Ich erwiederte so aufrichtig und herzlich ich konnte, daß er sich hierüber keine Sorge machen möchte. An Unterhaltungen wäre ich auf keine Art gewöhnt, und wenn ich künftig etwas beitragen könnte, ihn zu zerstreuen und seine Leiden zu vermindern, so würde mich dies recht freuen. Er war sehr freundlich, man brachte das Frühstück. Die Ehrfurcht, mit der alle seine Leute ihm und auf sein Gebot auch mir gehorchten, die — fast möchte ich sagen, feierliche Stille, die in seinem Krankenzimmer herrschte, die Einrichtung desselben, die Gemälde darin, die er mir späterhin erklärt hat, und die nichts, als traurige Geschichten aus längstvergangenen Zeiten vorstellen, sein Betragen gegen mich und gegen Alles, was ihn umgibt, macht einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war immer, als ob ich in der Kirche wäre, und dürfte nicht laut sprechen und mich nicht viel umsehen.

Ueber eine Weile kam die Kammerfrau und fragte, ob es mir gefällig wäre, mich anzukleiden. Ich sah

den Baron an, es war mir, als sollte ich ihn um Erlaubniß fragen. Geh, liebe Marie, sagte er, und laß Dich von ihr putzen, ich werde Dich hernach meinen Leuten vorstellen. Ich ging. Die Kammerfrau hatte Alles bereitet, mein Haar wurde geschnitten, gekräuselt, geordnet, wie ich es noch nie getragen, dann brachte man mir ein seidenes Kleid mit langer Schleppe und reicher Besetzung und zuletzt einen sehr schönen Schmuck. Ich wollte diesen durchaus nicht annehmen, die Kammerfrau bedeutete mich aber, daß es der Wille des Barons sey, so ließ ich es denn geschehen; denn warum sollte ich ihm in solchen Keinigkeiten zuwiderhandeln? Mein Gott, glücklich kann ich ihn ohnedies nicht machen! Als ich fertig war, führte mich die Kammerfrau vor den großen Spiegel, und ich gestehe Dir, daß ich im ersten Augenblick die Gestalt nicht kannte, die mir hier entgegentrat; aber das sah ich doch, daß sie besser aussah, als die arme Marie Forstern in ihrem kattunenen Hausjäckchen und ihrem kleinen Häubchen. Man führte mich hierauf wieder zum Baron hinüber. Schon in der Bibliothek fand ich den Hauskaplan, den Doktor und einige Hausoffiziere. In seinem Zimmer stand er, völlig gekleidet, im schwarzen Frack mit Federhut und einem Orden an der Brust; (ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß er ein Paar

Jahre gedient und sich sehr ausgezeichnet hat.) Ich war überrascht. So hatte ich ihn niemals gesehen, mir niemals vorgestellt. Ich fühlte, daß ich erröthete. Er trat auch zu mir und ich bemerkte, daß er meinen Anzug musterte, doch mußte ihm Alles gefallen, denn er nahm mich freundlich bei der Hand, sagte: Du siehst recht gut aus, Marie, und führte mich in den Saal. Hier waren die Beamten, der Pfarrer, die Aeltesten der Gemeinen u. s. w. versammelt. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll, wie wir eintraten, und Einer aus der Versammlung trat vor und hielt eine Rede an Ottensen und mich. Der Baron hatte mich unterrichtet, wie ich antworten sollte, ich that es, nicht ohne die größte Beklemmung, und nun kam Alles herbei, um uns die Hände zu küssen, was ich nach Ottensens Wink gestattete, er aber schüttelte jedem freundlich die Hand. Meine Linke, die er beständig während der Ceremonie hielt, zitterte, und ich sah wohl, daß er über diese Verlegenheit und dies Zittern lächelte. Endlich war Alles vorbei, zu meiner und Ottensen's großer Freude, denn ich bemerkte, daß ihn die Ceremonie angegriffen hatte. Er wurde sichtlich immer bleicher; dennoch führte er mich bis in mein Zimmer, und bat mich dann mit ihm zu speisen. Ich stand eine Weile allein und wie betäubt, ich wußte nicht

mehr, wie ich in dem großen Spiegel mein Bild wieder erblickte, ob ich noch dieselbe sey, die ich vor drei Tagen gewesen.

Als ich mich umgekleidet hatte, rief man mich zum Speisen. Ich fand den Baron ganz allein; das machte mich ein wenig verlegen, denn ich fürchtete, in einer so langen Unterredung vielleicht viel Ungeschicktes zu sagen. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Er wußte mich in ein recht lebhaftes Gespräch über meine Kindheit, meine Erziehung, meine selige Mutter zu verwickeln. Ich war offenherzig, meine Furcht verschwand und ich hatte seit Langem keine zwei Stunden so vergnügt zugebracht. Nach Tische wurde angespannt, ich sollte spazieren fahren, aber allein mit dem Arzt und Kaplan. Ottensen geht nicht aus dem Zimmer, er führt überhaupt eine sonderbare und sehr einsame Lebensart. Alle Abende, wie es zu dunkeln anfängt, schließt er sich ein, dann darf niemand in sein Zimmer, selbst wenn er noch so krank ist, und der Arzt, so wie alle seine Leute, klagen sehr über diese, wie über viele andere Wunderlichkeiten, die seine Gesundheit noch mehr untergraben und seinen gewissen Tod befördern müssen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gewißheit, die ich so oft schon hatte aussprechen hören, mir in dem Augenblick so befremdend auffiel. Und

sollte denn gar keine Hoffnung seyn, keine Möglichkeit, ihn zu retten? Er ist ja noch so jung — fragte ich den Arzt. Er zuckte die Achseln, die Lunge ist angegriffen; gerade seine Jugend und seine reizbare Lebhaftigkeit sind es, die das Uebel unheilbar machen. Der Kaplan blickte finster und schweigend vor sich nieder, mir entschlüpfte ein Seufzer, ich konnte nicht umhin, das traurige Schicksal des Barons zu beklagen, und bei jedem Dorf, jedem Wald, der ihm gehörte, zu denken — Ach, wie lange wird er alle diese schönen Sachen noch besitzen, und wie wenig kann er davon genießen!

Sieh, liebe Therese! hier hast Du eine ausführliche Schilderung der zwei ersten Tage, die ich bei dem Baron zubrachte, und so ziemlich ein Bild meiner ganzen Lebensart. Sie ist sehr still und regelmäßig, aber das ist mir nicht unangenehm, und der Baron sorgt dafür, daß es mir nicht an Zeitkürzung und Abwechslung gebricht. Er hat von mir gehört, daß ich zu Lebzeiten meiner seligen Mutter etwas Klavier gespielt habe, sogleich hat er mir ein schönes Fortepiano in mein Gesellschaftszimmer stellen lassen, der Organist muß mir Stunden geben, und mit dem Doktor, der hübsch Violine spielt und singt, übe ich mich. Es geht schon ziemlich gut, und wir studiren etwas ein

für den Geburtstag des Barons, der in einigen Wochen fällt. Dann gibt mir der Sekretär Unterricht im Zeichnen, und um mich im französischen und deutschen Style zu üben, muß ich allerlei lesen, übersetzen und schreiben, was dann der Baron sich selbst die Mühe nimmt, zu verbessern. Auch hat er mir Seide, Perlen, Baumwolle und alle Geräthschaften zu den schönen Arbeiten bringen lassen, von denen er weiß, daß ich sie verstehe. Meine Zeit wäre angenehm besetzt, mein Leben still und sorgenfrei, wenn ich mit meinem gedrückten Herzen eines Glückes fähig wäre. Ach, Heinrichs Bild verfolgt mich überall, und es ist doch sündlich, diesen Gedanken Gehör zu geben! Ich thue, was ich vermag, um mich zu beschäftigen und sie zu verbannen — aber es gelingt mir nicht, und nun will ich noch Eins versuchen, ich will mich dem Kaplan, der mir von allen Leuten im Hause das meiste Zutrauen einflößt, offenherzig anvertrauen, und ihn um seinen Rath und Beistand gegen mich selbst bitten.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Novbr. 18 . .

Es ist doch seltsam, ja ich kann wohl sagen, es ist hart, wie man hier mit mir spielt, und was ich noch

erleben werden müsse. Du weißt, daß ich Dir sagte, ich wollte mich dem Kaplan anvertrauen. Es ist ein würdiger und vernünftiger alter Mann, der die Menschen kennt, und zu dem ich mir gleich im ersten Augenblick ein Herz fühlte. Ich habe es gethan und es nicht bereuen dürfen. Er hörte mich liebreich an, entschuldigte meine Schwäche, lobte meinen ernstlichen Vorsatz, gab mir einige gute Rathschläge und kommt nun öfters, besonders Abends, wenn der Baron sich einschließt, auf mein Zimmer, wo wir entweder gute Bücher lesen, oder mit einander plaudern. Meine Lage ist natürlicherweise der Hauptgegenstand dieser Unterhaltungen, und so drehen sie sich meistens um den Baron. Ich lerne ihn sowohl aus des Kaplans Erzählungen, der ihn von Kindheit an kennt, als auch durch eigne Erfahrung immer mehr schätzen. Es ist erstaunlich, wie viel Geduld er mit mir hat, wie er dafür sorgt, meinen Verstand zu bilden und mein Urtheil über die Welt und die Menschen zu berichtigen. Das werde ich ihm ewig danken. Dann auch erfahre ich Manches von seiner Lebensgeschichte. Er hat viel Unglück ausgestanden, und es ist ihm wohl Vieles, was uns seltsam scheint, zu verzeihen. Seine Freundschaft für W i l l b a c h ist etwas sehr schönes in seinem Gemüth. Stelle Dir aber mein Erstaunen vor, als

ich hörte, daß nicht, wie ich nach Heinrichs Reden glauben mußte, ihre Väter Freunde gewesen, sondern, daß der alte Willbach Wirthschaftsrath von Ottensens Vater war, und daher also diese Art von Unterordnung komme, die ich immer mit einigem Mißvergnügen wahrgenommen und mir nicht zu erklären gewußt habe. Warum hat mir Heinrich dies — verläugnet, kann ich eben nicht sagen — aber warum hat er so gesprochen, daß ich an ein gleiches Verhältniß zwischen ihnen glauben mußte? Das ist mir nicht lieb.

Indessen wurden die beiden jungen Leute miteinander auferzogen, sie theilten ihre Studien und trennten sich erst, als Ottensen Offizier wurde, wozu er Heinrich gern überredet hätte, der aber nie Lust zum Soldatenstand gehabt hat. Auch hierin liegt etwas, worin mir Ottensen besser gefällt, als Heinrich. Nach dem Frieden machte der Baron die Reise nach Italien, worauf ihn Heinrich begleitete, und hier war's, wo er ihm das Leben rettete. Seitdem hängt der Baron schwärmerisch an ihm, und findet darin eine Art von Glückseligkeit, Alles für den Freund zu thun, der ihm, dem Einsamen, Vereinzelten, das einzige liebe Wesen auf der Welt ist. Und dennoch hat er ihm seine Geliebte genommen? Das erkläre, wer kann!

Das Alles gewann mich sehr für den Baron, und ich kann sagen, daß ich mich immer freute, wenn er mich zum Frühstück oder Mittagessen zu sich bitten ließ, oder wenn ich mit meinen Schreibereien zu ihm kommen durfte; denn wir führen ein gar seltsames Leben, und niemand würde glauben, daß wir verheirathet wären. Ich betrete sein Zimmer nie ungerufen, er kömmt gar nie in meines. Das ist auch ein Punkt, der mir unangenehm ist, denn er zeigt von der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der mich mein Gemahl, der mir doch Liebe und Treue geschworen hat, betrachtet. Und warum hat er mich denn geheirathet? Warum hat er ein Band zerrissen, das — Ja! Heinrich hätte mich glücklich gemacht, glücklicher, als ich jetzt bin, obwohl ich auch nun über manchen Punkt in Rücksicht seiner anders denke.

Indessen, so viel trübe Stellen auch in meinem Leben sind, ich würde sie mit Geduld tragen, ich würde immer denken können, daß ich mit einem Menschen lebe, der noch viel unglücklicher ist, als ich, der bei Jugend, Schönheit, Reichthum und so vielen guten Eigenschaften immer leidet, und sichtbar und mit Bewußtseyn dem Grabe zuwelkt. Aber es ist nicht recht von ihm, daß er mit meiner Neigung für Heinrich sein Gespötte treibt. Stelle Dir nur vor, was er mir

heute that. Ich habe längst bemerkt, daß sie sich schreiben, und nicht ohne Herzklopfen Heinrichs Hand auf mancher Aufschrift erkannt, wenn der Bote das Briefpacket brachte. Heut morgens sitzen wir eben beisammen, wie der Kammerdiener die Briefe bringt; einer fällt ihm aus der Hand, ich hebe ihn auf, erkenne Heinrichs Schrift, gebe ihn dem Baron und werde feuerroth dabei. Er schweigt, und als der Kammerdiener draußen ist, reicht er mir sehr freundlich die Hand und sagt: Es ist nothwendig, liebe Marie, daß wir über Einen Punkt aufrichtig und freundschaftlich miteinander reden. Ich erschrak, und meine Hand zitterte in der seinen, denn ich fürchtete Vorwürfe. Ich konnte nicht antworten. „Es ist natürlich, und darf mich nicht befremden, wenn Dein Herz sich nicht schnell aus seinen alten Verbindungen und Beziehungen hat reißen können, ja, Du würdest Tadel verdienen, wenn sie Dir schon gleichgültig wären. Ich, liebe Marie, habe keine andere Absicht in der Welt mit Dir, als Dein Glück. Ich sehe, Du bist oft niedergeschlagen, und das Leben in meinem Hause ist wohl nicht darnach, Dich aufzuheitern, darum — — er hielt inne, — darum — wenn es Dich beruhigen, wenn es Dich sehr glücklich machen kann, so schreibe an Heinrich — ich habe nichts dawider und verlange Deine Briefe nicht zu sehn."

Ich kann Dir nicht sagen, Therese, wie mir in dem Augenblicke war. Beschämung, Unwillen, Schmerz und Erstaunen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ich sprang auf und fing heftig an zu weinen. Das legte der Baron ganz falsch aus. Sieh, Marie, sagte er mit großem Ernst: wie Dich das ergreift! Ich sehe deutlich daraus, daß Dein Herz noch fest an seinen alten Banden hängt, darum eben — er stand gleichfalls auf — thu' Dir keinen Zwang an! Es wird mich nicht schmerzen, — schreib' an Heinrich! Du sollst so glücklich seyn, als ich Dich machen kann. Ich sah ihn an, seine Züge waren ungemein finster, sein Blick so düster und trüb, als ich ihn lange nicht gesehn hatte. Nein, Herr Baron! rief ich: das werde ich nie thun! Wenn Ihnen auch an meiner Treue nichts liegt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig bin, so muß ich mein Gewissen rein erhalten. Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer und war so außer mir, daß ich noch bis jetzt nicht ruhig genug geworden bin, um dem Kaplan, den ich Abends erwarte, Alles ordentlich erzählen zu können.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Dezbr. 18 . .

Welch ein köstlicher Schatz es um einen wohlmeinenden und erfahrnen Freund ist, das lerne ich im Umgang mit dem guten Pater Theophilus, so heißt der Kaplan, täglich mehr einsehen. Wie manche Sorge hat er schon von meinem Herzen genommen, wie manche Unruhe in meiner Brust gestillt, und wie manchen schönen Weg zu nützlicher Thätigkeit gezeigt! Er weiß jeden gleich auf den rechten Punkt zu stellen, woraus eine zweifelhafte Sache am besten betrachtet werden kann, und mit unendlicher Sanftmuth und Geduld alle Winkelzüge und verworrenen Falten des Herzens aufzulösen.

Ganz stürmisch und im Innersten bewegt von der letzten Szene wegen des Briefs, eilte ich Abends, als er eintrat, ihm entgegen, und klagte ihm nicht ohne Heftigkeit das Unrecht, was ich erlitten zu haben glaubte. Er hörte mich gelassen an, ließ sich jeden Umstand erzählen, und als er Alles gehört und eine Weile nachgedacht hatte, sprach er: „Aber woher wissen Sie denn, gnädige Frau, daß es dem Herrn Gemahl Ernst mit dieser Erlaubniß war? Wäre es nicht möglich, daß er Sie auf eine Probe hätte stellen wollen?“ Ich

stutzte — daran hatte ich noch gar nicht gedacht. „Sie haben sie rühmlich bestanden und gewiß Ihrem Gemahl viel Vergnügen mit Ihrem gerechten Unwillen gemacht.“ Er setzte mir nun Alles auseinander, ich fing an, es zu glauben, und eine unbeschreiblich wohlthätige Empfindung verbreitete sich durch mein Innerstes. Aber der Baron war so finster, beinahe erzürnt, sagte ich. „Er hat Ihre Thränen mißdeutet, wie Sie richtig aus seinen Worten geschlossen haben. Kann es einem Manne wohl gleichgültig seyn, wenn er glaubt, daß die bloße Erwähnung eines älteren Liebhabers seiner Frau eine solche Bewegung verursache? „Ich schwieg, es ward mir viel leichter, der Gedanke, daß ich dem Baron nicht ganz unbedeutend sey, hatte etwas Angenehmes für mich. Er soll sich nicht in mir geirrt, er soll sich nie über mich zu beklagen haben, sagte ich endlich, und ich werde Sie bitten, Pater Theophilus, mir auf meinem, gewiß nicht leichten Weg beizustehn.

Seitdem war ich denn weniger ängstlich, wenn ich bei Ottensen war, und ich bemerkte wohl, daß auch er mich mit etwas mehr Achtung behandelte. Vorher wurde ich nur wie ein erwachsenes Kind betrachtet, und ich konnte mich nie so recht als Frau vom Hause fühlen. Vieles mag auch wohl von dem gewaltigen Abstande zwischen meiner vorigen und der Lebensart einer

Dame kommen. Frauen dieses Standes haben sich um eine Menge Dinge nicht zu kümmern und zu bemühen, die in beschränkten Haushaltungen der Hausmutter zur Last fallen, sie bewegen sich freier und daher auch leicht mit mehr Annehmlichkeit und Anmuth in ihrem Kreise; doch sah ich wohl ein, daß es auch hier Pflichten zu erfüllen gäbe, und da mich Ottensen seit jener Probe viel freundschaftlicher behandelte und mich viel öfter zu sich bitten ließ, so nahm ich mir neulich einmal das Herz, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen. Ich kam nämlich in sein Zimmer, als er eben mit ziemlich verdrießlicher Miene bei seinen Rechenbüchern saß und den Haushofmeister gescholten hatte. Er klagte über Kopfschmerz und Uebelbefinden, das ihm der Auftritt und das lange Rechnen verursacht hatte. Herr Baron! sagte ich, — ich weiß wohl, daß ein großer Unterschied zwischen Ihrem und dem Haushalt meines Vaters ist, aber ich kann ordentlich schreiben, wie Sie wissen, und rechne sehr gut; wollen Sie die Geduld mit mir haben und mich in der Art, wie Sie Ihre Rechnungen geführt haben wollen, unterweisen, so würde es mir Freude machen, Ihnen dies Geschäft abzunehmen. Seine düstre Miene erheiterte sich — „Wolltest Du das, Marie? Es ist nicht leicht" — Ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber guter Wille

vermag viel, und den habe ich gewiß. Ich legte die Hand auf die Brust — Er lächelte sehr freundlich. „Du bist ein gutes Weib!“ „Ich bin Ihr Weib,“ sagte ich, und erröthete bis unter die Haare, denn noch niemals hatte ich diese Beziehung vor ihm ausgesprochen, ja ich hatte es noch nie vermocht, sein Du zu erwiedern, — „so ist es ja billig, daß ich Ihr Hauswesen führe, es würde mir ein angenehmes Gefühl, das der Nützlichkeit geben, wenn Sie mir's anvertrauen wollten.“

„Wenn es Dein Ernst ist — von Herzen gern! Du wirst mich einer großen Plage überheben.“ Und ich werde stolz darauf seyn, Ihnen Etwas leisten zu können. Er hieß mich neben ihm auf dem Sopha sitzen, nahm dann die Bücher und erklärte mir Alles. Ich faßte ziemlich, denn ich hatte meiner seligen Mutter Rechnungen geführt. Er schien zufrieden. Aber das ist nur ein Theil des Hauswesens, fuhr ich fort, erlauben Sie mir, mich auch nach und nach des Ganzen anzunehmen. Ich möchte gern für Ihre Küche, Ihre Bedienung sorgen dürfen. Ich werde es schon begreifen und Sie werden zuletzt finden, daß eine Frau das Alles doch treuer und aufmerksamer besorgt, als Dienstleute und Fremde.

Marie! sagte er unendlich gütig, aber auch sehr

ernst: Ich bin ein Kranker, und noch überdies ein wunderlicher, trauriger Mensch. Ich bin nicht immer so still und sanft, wie Du mich siehst, denn Dich sehe ich nur in meinen guten Stunden. Solche oftmalige, solche nahe Berührungen, als die Besorgung aller meiner unzähligen, wahren und eingebildeten Bedürfnisse hervorbringen würde, könnten das reine Verhältniß, das jetzt zwischen uns waltet, stören. Laß mich des Gedankens genießen, daß ich Dich blos zu meiner Freude und Deinem künftigen Glücke in meinem Hause habe! Ich erkenne Deinen guten Willen, aber dringe nicht in mich und glaube, daß, wenn Du so fortfährst, wie Du angefangen hast, Du Dir einst sagen kannst, Du habest wesentlich beigetragen, die letzten Tage eines Unglücklichen zu verschönern!

Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich mir diese Worte waren, und er sagte sie so ruhig, mit so viel stiller Fassung! Mein Auge wurde naß, aber ich verbarg es, denn ich fürchtete, ihn damit zu kränken; doch konnte ich mich nicht enthalten, seine Hand, die er auf meinen Arm gelegt hatte, leise zu fassen und an meine Lippen zu drücken. Er war bewegt, er preßte meine Hand an seine Brust, dann sagte er: „Geh, liebes Weib, laß mich jetzt allein! Morgen sehn wir uns beim Frühstück, und wenn es Dir recht

ist und ich nicht gar zu krank bin, alle Tage. Ich bezeugte ihm meine Freude über diesen Vorsatz und ging, denn ich sah, daß er der Ruhe bedürftig war.

Ich erzählte dem Kaplan Abends einen Theil der Unterredung mit dem Baron. Er war sehr erfreut darüber und hob, als ich fertig war, Augen und Hände zum Himmel, indem er sagte: Gott gebe, daß Sie zur glücklichen Stunde geredet haben, gnädige Frau, und daß es Ihnen gelingen möge, den Baron nach und nach zu bewegen, daß er Ihnen die ganze Führung des Hauswesens und besonders seine Pflege überlasse. Ach, ich glaube, es könnte Vieles anders und besser seyn und bleiben, woran so vieler Menschen Glück hängt.

Mir zuckte ein Gedanke durch die Seele, ich wagte nicht, ihn auszusprechen. — „Erklären Sie sich, Pater Theophilus."

Gnädige Frau! Das Schweigen ist einmal gebrochen über einen der wichtigsten Punkte. Ich sehe Sie als ein von Gott gesandtes Werkzeug an, uns Alle glücklich zu machen, indem Sie uns den Baron erhalten. Er setzte mir nun Alles auseinander und bewies mir ziemlich deutlich, daß Ottensens Krankheit nichts weniger als unheilbar sey. Ein düsterer Sinn, durch viele Unglücksfälle erzeugt, jener Sturz mit dem

Pferde in Neapel, und endlich die Bemühungen niedrigdenkender Menschen, deren eigennützige Hoffnungen durch das Testament des Vaters auf Ottensens Tod gerichtet worden, Alles das wirkt jetzt zusammen, um den Baron an sein nahes Ende glauben zu machen, und es wird es, setzte der Kaplan hinzu, zur Freude jener Elenden und zu aller Guten Verzweiflung auch gewiß herbei führen, wenn er nicht mit Gewalt ihren Einwirkungen und den Eingebungen seiner Melancholie entrissen wird. Jetzt sieht er sich für verloren und daher, weil er sehr religiös ist, die ihm noch gegönnte Zeit für eine Vorbereitung auf die Ewigkeit an, die nichts Schreckendes, die nur Erlösung von Leiden und heitere Hoffnungen für ihn hat. Ich weiß aber gewiß, daß Zerstreuung und ein natürliches, zweckmäßiges Verhalten ihn retten und ihm, wo nicht eine dauerhafte, doch eine erträgliche Gesundheit sichern würde.

Ich hörte mit steigender Freude zu. Ach, es zogen so viel schöne Hoffnungen und Aussichten in meiner offnen Seele ein! Der Kaplan gab mir nun einige gute Rathschläge. Ich befolge sie sachte, sachte, um weder den bösen Menschen, die den Baron umgeben, Verdacht einzuflößen, noch ihn durch zu auffallende Schritte zu erzürnen, und ich versichere Dich, daß ich auf diesem Wege schon Manches erhalten und manchen

guten Erfolg erlebt habe. Bald als Versuch, bald wie zum Scherz habe ich mich der Bereitung seines Frühstücks, seines Mittagsmahls angenommen, er fühlt den Unterschied, und ich sehe deutlich, wie viel das zu seiner Besserung beiträgt. Pater Theophilus Bemerkungen haben meinen Blick geschärft, ich sehe die Gegenwirkungen der bösen Partei in unserem Hause, die in jenes gottlosen Vetters Solde steht, deutlich, ich thue aber, als bemerkte ich nichts, und so gelingt es mir am besten, sie zu entkräften. Ottensen gewöhnt sich immer mehr an mich, ich bin viel, oft den ganzen Tag bei ihm, ich lese ihm vor, ich übersetze unter seiner Anleitung aus fremden Sprachen, die Er mich gelehrt hat, auch Pater Theophil leistet uns öfters Gesellschaft. Arthur wird dadurch zerstreut, vergißt, über seine Krankheit zu grübeln, und ist darum weniger krank. Der Himmel gebe nur, daß das so fortgeht! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Etwas zu seiner Erhaltung beitragen und ihm so viel Freude machen könnte, als mein Herz ihm zu geben vermag! Liebe kann ich ihm ja ohnedies nicht geben; man liebt nur ein Mal, habe ich oft gehört, und das ist und muß bei mir vorbei seyn. Aber ich achte meinen Gemahl, ich will ihm von Herzen wohl, und fühle mich glücklich, wenn ich etwas für ihn thun

kann. Das ist das Pflichtgefühl, und sein Lohn ist innere Zufriedenheit.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Februar, 18 . .

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, liebste Freundin! Mein Leben ist so einförmig und doch so beschäftigt, so voll innerer allgenügender Thätigkeit, so voll stiller Freuden, und wieder voll theurer Sorgen, daß ich Dir selten, oder unaufhörlich schreiben müßte. Begebenheiten tragen sich wenig zu, und die Geschichte meines Innern ist doch so reich!

Nur Einen Auftritt sollst Du wissen, der freilich für jeden Andern unbedeutend, für mich aber auf mein ganzes Leben entscheidend war.

Du wirst Dich erinnern, daß ich für Arthurs Geburtstag, der im Jänner fiel, ein Musikstück einstudirt hatte. Ueberdies hatte ich ihm noch eine Brieftasche gestickt, auf der ein Kranz von bunten Blumen sich um eine goldne Sonne zieht, mit der Umschrift: „Sie duften für Die, die sie entblühen machte." Es sollte ihm zeigen, wie tief ich seine Bemühungen, meinem Geist eine bessere, höhere Richtung zu geben, anerkenne. Da ich aber nichts ohne

Pater Theophil's Rath thun mag, so vertraute ich ihm meinen Plan ein Paar Tage vorher. Er erschrack beinahe, und fragte mich, wer mir den unglücklichen Gedanken wegen der Musik eingegeben. Ich nannte den Doktor. Das hätte ich denken können, rief der Geistliche, daß ein solcher Rath von solcher Hand käme. Wissen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß der Baron keine Musik hören kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu fallen? Er hat sie einst leidenschaftlich geliebt und mit seiner zweiten Geliebten in Italien, die sie vortrefflich verstand, oft getrieben; seit ihrem schrecklichen Tod flieht er jede solche Erinnerung, und wer ihn liebt, vermeidet es gern, ihn damit zu quälen.

Ich erschrack. So viele Tücke hatte ich keinem Menschen zugetraut; aber ich sah den Zweck derselben ganz durch. Den Vorschlag wegen der Brieftasche billigte der Kaplan, nur, sagte er mir, dürfte ich nicht hoffen, sie Arthurn an seinem Geburtstage überreichen zu können. Dieser Tag, der für alle seine Freunde und seine Unterthanen ein Tag der Freude sey, würde stets von ihm in trauriger Einsamkeit und düstern Betrachtungen zugebracht. Seit so manche Unglücksfälle und fortwährende Leiden ihm das Leben als kein wünschenswerthes Geschenk mehr ansehen machten, sey ihm dieser Tag unselig, er schließe

sich vor allen Menschen ein, spreche mit niemanden und versenke sich in alle trüben Erinnerungen, die ihm sein Schicksal darbietet.

Mich betrübte das sehr, und wurde mir ein neuer Antrieb, so viel von mir abhängt, dieses verdüsterte Leben zu erheitern. Am Vorabende des erwarteten Tages ließ ich mich schon am Morgen ankleiden, so wie ich wußte, daß es Arthur zum liebsten an mir sieht, weiß, einfach, aber sehr gewählt, und ging zum Frühstück hinüber. Als ich hereintrat, die Brieftasche in der Hand, festlich gekleidet, errieth er meine Absicht, kam mir schnell entgegen und legte mir mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand auf den Mund: „Ich errathe, was Du sagen willst, gute Marie! Ich danke Dir von ganzer Seele, aber wenn Du mir Freude machen willst, so sprich kein Wort darüber. Was kann an dem Daseyn eines Unglücklichen liegen?“ Mir trat eine Thräne in's Auge, ich drückte seine Hand an mein Herz und gehorchte durch mein Schweigen. Nun hatte ich kaum den Muth, ihm die Brieftasche zu geben, er nahm sie mir freundlich aus der Hand, las, was darauf gestickt war, und ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein schönes bleiches Gesicht fliegen zu sehen. Du bist so gut, liebe Marie! sagte er, und schlug den Arm um mich. Du schreibst mir zu viel zu, was ich nicht

verdiene. Es ist die einzige Freude meines gehaltlosen Lebens, Deine reine Seele sich entwickeln zu sehen. Der Strahl der untergehenden Sonne weckt keine Blumen.

Er zog mich zu sich auf's Kanapee, er sprach so freundlich, so gut mit mir, und legte die Brieftasche gar nicht mehr aus der Hand, als wenn er die Stickerei durchstudiren wollte. Ach, so wenig er selbst glücklich ist, so sehr versteht sein zarter Sinn, Andern Freude zu machen!

Er hatte — zum ersten Mal, seit wir verheirathet sind, den Kaplan zum Mittagessen gebeten. Wir waren zu Dreien. Ich hatte ihm ein Paar Lieblingsgerichte bereitet. Er war so dankbar dafür, so heiter, er scherzte sogar, und war unendlich liebenswürdig in dieser seltnen Entfaltung seines reichen Gemüths.

Auch nach dem Essen blieben wir auf sein Verlangen bei ihm. Er saß zwischen uns Beiden, war aufgeweckt und das Gespräch belebt, bis es gegen Abend ging. So wie es zu dämmern anfing, wurde er ernster und seine Gedanken nahmen eine feierliche Richtung. Seine abnehmende Gesundheit, die Gewißheit seines Todes, den er mit dem kommenden Frühling erwartete, wurden der Inhalt seiner Reden. Pater Theophilus suchte ihm die Möglichkeit einer Besserung wahrscheinlich zu machen, er verwarf diesen Ge-

danken mit Heftigkeit, ja ich möchte sagen, mit Abscheu; es schien, als sehne er sich nach dem Augenblicke der Auflösung, und als der Geistliche nicht müde ward, ihm seine Gründe darzulegen, brach er endlich mit einer Lebhaftigkeit aus, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Nein, Pater Theophilus, bemühen Sie sich nicht, die Ruhe und Fassung, mit der ich dem Tode entgegen sehe, zu stören! Sie würden mir ein großes Gut rauben und mir gar nichts dafür geben, nicht einmal eine Hoffnung — denn ich muß sterben, und ich will sterben, für mich ist kein Glück mehr in der Welt! Bei diesen Worten zog er rasch seine Hand aus der meinigen, in der sie seither spielend gelegen hatte, und verhüllte sein Gesicht. Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen. Dieser heftige Wunsch zu sterben — diese Sicherheit seines Verlusts zerrissen mein Herz, ich fühlte, daß mir das Weinen hervorbrechen wollte und eilte aus dem Zimmer. Außer der Thüre hörte ich ihn sagen: Was ist das? was fehlt der Frau? und gleich darauf folgte mir Pater Theophilus. Er fand mich in Thränen, suchte mich zu trösten und beredete mich, in das Zimmer zurückzugehn. Auf einmal trat Arthur selbst heraus. Was hast Du denn Marie? sagte er, ist Dir nicht wohl? — Ich sah ihn an — der Gedanke, daß diese edle Gestalt in kurzem

kalt und starr, diese Züge vom Tode gefesselt, dieses liebevolle Auge erloschen seyn sollte — ergriff mich schmerzlich, mein Gefühl überwältigte mich, ich flog auf ihn zu, schlang meine Arme fest um seinen Hals und rief unter lautem Schluchzen: Nein, Arthur! Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht verlassen! Er drückte mich schweigend und fest an sein Herz, dann legte er die Hand unter mein Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe und sagte unendlich weich: „Liebst Du mich denn, Marie?“ — O, von ganzem Herzen! — „Gute, treue Seele!“ antwortete er, und beugte sich zu mir nieder, meine Lippen näherten sich den seinigen — sie flossen in einen langen Kuß zusammen. Das, was in diesem Augenblick in mir vorging, hatte ich nie gefühlt. Ein unbekanntes Feuer drang durch all mein Blut und rieselte bis in die äußersten Fingerspitzen, ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hing wie aufgelöst in Schmerz und Seligkeit an seinem Halse, und es war, als riefen tausend Stimmen in mir: „Du bist auf ewig, ewig sein!“

Ich wurde mich meiner erst ganz wieder bewußt, als ich mich neben ihm in seinem Zimmer wieder fand. Pater Theophilus stand am Fenster und betrachtete uns schweigend. Arthur hielt mich noch umfaßt,

und aus seinen großen, dunkeln Augen sprach etwas unbeschreiblich Süßes und Holdes! Mir war wohl, wie noch nie in meinem Leben, und seitdem ist mir immer noch so. Es ist mir eine neue Welt aufgegangen, von der ich vorher keine Begriffe hatte. „Liebst Du mich denn, Marie?“ hatte er mich mit seiner weichen, rührend leisen Stimme gefragt. Ach, wenn das Liebe ist, dann habe ich nie vorher geliebt, dann habe ich auch keine Vorstellung von diesem allgnügenden, allesdurchdringenden, allesbelebenden Gefühl gehabt, dann war meine Neigung für Heinrich Täuschung, Schatten; dann waren alle diese matten Regungen des Wohlwollens, der Gewohnheit, der Beschränkung, nichts gegen die Fluthen von Schmerz und Seligkeit, die jetzt durch meine Seele ziehn!

An seinem Geburtstage schloß er sich wirklich ein, und ich sah ihn nicht durch mehr als vier und zwanzig Stunden. Diese Entbehrung bei der jetzigen Stimmung meiner Seele, die Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch die Erschütterung des vorigen Tages und einer Nacht, die ich um seinen drohenden Verlust durchweinte, wirkten zusammen, ich fühlte mich krank, und legte mich mit Kopfschmerz und einem leichten Fieber zu Bette. Am andern Morgen erhielt ich kaum vom Hausarzt, daß ich aufstehen durfte, doch sollte ich in

meinem Zimmer bleiben. Das war mir sehr schmerzlich, denn nun wußte ich, daß ich Arthurn, den dasselbe strenge, und gewiß thörichte Verbot seit Monaten gefangen hielt, noch länger nicht sehen würde. Stelle Dir daher meine Freude vor, als er gegen Mittag in mein Zimmer trat, und den ganzen Tag bei mir zubrachte! Er schien so vergnügt, er durchsah alle meine Arbeiten, meine Zeichnungen, er weidete sich an dem freien Ausblick in die Gegend, da seine Fenster nur in den Garten gehen, wir plauderten und tändelten wie fröhliche Kinder, und was mich seitdem am meisten freut, ist, daß dieses Wagstück, wie es der Arzt nennt, den besten Erfolg für seine Gesundheit gehabt hat. Das Leben scheint ihn wieder anzusprechen, seine Thätigkeit erwacht, er besorgt wieder Vieles selbst, was ihm in der düstern Abgeschiedenheit seiner vorigen Lebensweise entweder nichtig, oder viel zu anstrengend schien. Er fährt an heitern Tagen spazieren, besucht seine Unterthanen, seine Arbeiter, und Alles empfängt ihn mit Freuden, und geleitet ihn mit Segenswünschen. Ach, diese Wünsche, diese warmen Gebete so viel guter Herzen werden doch vom Himmel erhört, und Er uns vielleicht erhalten werden!

Dieselbe an Dieselbe.

Im April 18 . .

Ich führe ein seltsames — ein schmerzliches — aber doch schönes Leben. Geschaukelt auf den Wogen der Hoffnung und Furcht, jetzt unendlich selig, jetzt voll düstrer Besorgnisse, ist mein Inneres in beständiger Bewegung, und ich lerne selbst in dieser Bewegung ein Glück finden, von dem ich vorher keinen Begriff hatte. Die bängste Sorge, die zu tief und schmerzlich war, als daß sie einer wahren Freude den Eingang in mein Herz hätte erlauben können, verliert sich allmälig, Arthurs Gesundheit bessert sich so merklich, daß nicht allein von keiner Gefahr für diesen Augenblick die Rede ist, sondern daß Alle, die es gut mit ihm meinen — und das sind mit kleinen Ausnahmen Alle, die ihn kennen, mit Grund hoffen, er werde ihnen für die Zukunft erhalten seyn. Und, liebe Therese, es ist noch etwas, das mich im Stillen erhebt und erfreut! Ich glaube, ich darf meiner Treue und Pflege, ich darf der Zerstreuung, die ihm die Beschäftigung und der Umgang mit mir gewährte, doch auch einen kleinen Theil des Verdienstes um seine Genesung zuschreiben. O, dieser Gedanke macht mich glücklich und stolz! Welches Herz hab' ich erhalten, welches schöne Wirken der Welt bewahrt!

Daß ich ihm viel bin, das, liebe Therese, fühle ich auch. Er bedarf meiner — ich wage nicht zu sagen, zu seinem Glücke, aber — zu seiner Freude. Ich habe seit seinem Geburtstage viel von ihm erhalten. Er hat mir die Schlüssel des ganzen Hauses übergeben, ich führe die Aufsicht über Küche und Dienstboten, über Alles, was ihn zunächst umgibt, wessen er bedarf, was sein Leben verschönern kann. Alle kleinen häuslichen Sorgen habe ich ihm abgenommen, Alles, was er sonst befehlen und wiederholt verlangen mußte, und endlich schlecht, oder verkehrt erhielt, geschieht nun wie von selbst, durch meine Liebe und stete Aufmerksamkeit auf ihn. — O, Du solltest sehen, wie glücklich ich in diesem stillen Walten und Schaffen bin, wie selig durch den Gedanken, daß Alles für ihn ist! Und wenn er das erkennt, wenn er es mir dankt, mit dieser Zartheit und Innigkeit, mit dieser Feinheit und Würde, die Allem, was er thut und spricht, das Gepräge einer höhern Natur aufdrückt! Therese, ich erstaune oft über mich selbst, wenn ich diese Gefühle in mir gewahr werde und denke, für Wen und wie ich noch vor ungefähr acht Monaten empfand! Ach, was war das für ein düstres, traumähnliches Leben gegen diese Wirklichkeit!

Du hast nun die helle Seite meines Schicksals

gesehn — es hat auch eine dunkle, eine sehr trübe, sie liegt in dem, der nun einmal für mich die Quelle aller meiner Schmerzen und Freuden ist. Ich fühle, daß Arthur, trotz Allen dem, was ich Dir bisher von ihm erzählt habe, doch nicht glücklich ist, daß ein geheimer Kummer, ein schweres Anliegen seine Brust drückt, und alle Heiterkeit und Liebe, die er manchmal äußert, vergiftet. Vor Allem habe ich längst bemerkt, daß seine Genesung ihm keine Freude gibt, und daß nur das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und Kraft ihn zuweilen zu einer Munterkeit hinreißt, die sein Verstand sogleich zu mißbilligen scheint. Ach Gott, was kann es denn seyn, was ihm das Leben unerwünscht macht? Hat er nicht Alles, was die Menschen vom Himmel verlangen? Geburt, Reichthum, Wohlgestalt, Jugend; jetzt auch Gesundheit und — laß michs immer aussprechen, es ist nicht eitler Dünkel, ich fühle es in manchen Stunden wohl auch an seinem Betragen, ein Weib, das er liebt, und das mit ganzer Seele an ihm hängt? Und dennoch nicht glücklich?

Wenn er oft, wie von seinem Gefühl hingerissen, mich fest an seine Brust drückt, mir so viel Süßes, Inniges sagt, sein Blick mir einen Himmel von Liebe aufschließt, dann berührt irgend ein Wort, das ich nicht errathen kann, seine Seele auf einmal, er reißt sich

aus meinen Armen; er wird still, finster, äußert den heftigsten Wunsch, nicht länger zu leben, versinkt in seine alte Schwermuth und vermeidet auf einige Zeit, sich mit mir allein zu finden. Irgend eine Kleinigkeit, eine Bemühung für ihn, ein Spaziergang an einem schönen Frühlingstage, ein Strauß, den ich ihm bringe, löst den starren Zauber plötzlich, und er ist wieder so liebend und so liebenswürdig, als je. Wie soll ich mir das erklären, wie mich dabei verhalten? Ach, Therese, manchmal ergreift mich doch der schwarze Gedanke, — daß er mich nicht liebt, wenigstens nicht so innig, so ganz, wie ich ihn liebe. Es scheint, als zöge nur dann und wann ein flüchtiger Reiz, ein Gefühl der Dankbarkeit für alle meine Sorgfalt ihn zu mir, und ich Thörichte nehme das dann vielleicht für Liebe. O, diese Besorgniß quält mich tiefer und öfter, als ich sie gestehen darf; ich sage auch niemanden als Dir davon, selbst Pater Theophilus nicht, denn es kommt mir viel zu zart vor, um mit einem Dritten besprochen zu werden.

Manchmal — das ist für mich die allerärgste Pein, und der augenscheinlichste Beweis seiner Gleichgültigkeit, — manchmal fängt er an, von Willbach mit mir zu sprechen. Eingedenk jener Unterredung mit Pater Theophilus, hielt ich es anfangs für kleine

Proben; ich antwortete so besonnen als möglich, ich suchte das Gespräch zu enden, — mein Gott, Willbach durfte mir ja, sobald ich Ottensen die Treue geschworen hatte, nichts mehr seyn. Ich hatte sein Bild nach manchem schweren Kampf aus meiner Seele verdrängt. Jetzt freilich denke ich mit der größten Ruhe an ihn, und darf mir aus meiner Treue kein Verdienst mehr machen, aber, sollte Arthur sie darum verschmähen, oder gering achten? War es nicht im Anfang rechtmäßiges Pflichtgefühl, und endlich sein Werth, seine Persönlichkeit, die jene Neigung verschwinden machte? Warum zieht er das Vergessene jetzt wie ein Gespenst aus dem Grabe hervor, warum spricht er mir so oft von Willbach? Was sollen mir diese Erinnerungen, und was sollen sie Arthurn, wenn er mich liebt? Und liebt er mich nicht? Ach, dann, Therese, dann wäre mir besser, er hätte mich in der dunkeln Hütte meines Vaters, in jenen beschränkenden Verhältnissen, unbekannt mit etwas Besserm, Höherm, gelassen!

Dieselbe an Dieselbe.

Im Mai 18 . .

Alles ist enthüllt, alle Räthsel sind gelöst, und ich bin die unglücklichste aller Frauen! Arthur ist fort,

niemand weiß, wohin, seit drei Wochen keine Spur, keine Ahndung seines Aufenthalts, ja nicht einmal seines Daseyns! — Bis jetzt war ich nicht im Stande, Dir zu schreiben, denn ich war nicht im Stande, mein Unglück zu begreifen, und auch jetzt noch werden die zitternden Züge meiner Hand, der verworrene Zusammenhang Dir zeigen, wie viel mich jede Anstrengung kostet.

Es sind mehrere Wochen, seit ich Dir zum letzten Mal geschrieben. Arthurs Schwermuth nahm von Tag zu Tage zu. Er zog sich ganz von mir zurück, wir sahen uns nur bei Tische, vor Zeugen. Wenn wir uns zufällig allein trafen, entfernte er sich, so bald er konnte; dennoch entging meinem Blick die Bewegung nicht, in der sein ganzes Wesen sich befand. Am Abend vor dem unglückseligen Tage saß ich in trüben Gedanken im Garten, als er zu mir trat und sich freundlich neben mich setzte, wie er seit langem nicht mehr gethan hatte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, aber sein Ton war tief bewegt, und obwohl ich mir vorgenommen hatte, seine Kälte und Zurückhaltung gleichmäßig zu erwiedern, so weckte doch der Klang dieser Stimme antwortende Laute in meiner Brust, und ich fühlte mich weicher gestimmt, als ich gewollt hatte. Sein großes, schönes Auge hob sich

wechselsweise und ruhte dann wieder wehmüthig auf mir. Im Schein der sinkenden Sonne schienen die edlen Züge, die ganze Gestalt wie verklärt, und auf einmal faßte mich der bange Gedanke: so wird er einst, vielleicht bald aussehen, wenn er Dir in eine bessere Welt entschwebt. Auch ihn schienen traurige Gedanken zu bewegen, das Gespräch wurde ernster, er redete vom Tode, dem er sich noch vor kurzem so nahe geglaubt hatte, von den Schmerzen der Trennung, von dem sichern Wiedersehn entfernter Freunde, wenn auch nicht hier, doch nach dem Tode, von der schönen Vorstellung eines griechischen Weltweisen, daß liebende Seelen getrennte Hälften seyen, die sich in diesem, oder doch dem zukünftigen Leben wieder finden. — Er hatte während dieses Gesprächs meine Hand in der seinigen gehalten und leise gedrückt. Ich kann Dir nicht sagen, wie beklommen mir war, denn jene unglückliche Idee von seiner Verklärung verließ mich nicht, und meine Augen waren voll Thränen. Auch er wurde von Minute zu Minute bewegter. Wenn ich stürbe, Marie, sagte er endlich, — oder wenn wir getrennt würden — würdest Du meiner nicht schnell vergessen? Ich warf mich weinend an seine Brust. — Ich sterbe mit Dir, rief ich — getrennt können wir nicht werden!

Ach! Liebe! antwortete er mit dumpfen Ton: Es

lassen sich Möglichkeiten denken, die jetzt vielleicht mährchenhaft klingen würden, und es ist schon manches geschehen, was niemand glaubte, was alle Vorhersehung zu Schanden und alle Klugheit zur Thorheit machte! Es wäre möglich, Marie! Dann laß mein Andenken Dir lieb bleiben, das Andenken eines Menschen, der Dir das einzige reine Glück seines Lebens verdankt! Er umfaßte mich bei diesen Worten, lehnte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte sanft. Mein Herz war zum Zerspringen voll, ich schluchzte laut, und beschwor ihn, mir zu sagen, was dieses Alles bedeuten sollte? Er erklärte alles für unbestimmte Ahndungen und Vorstellungen seines trüben Geistes, und beredete mich, in's Haus zu gehn, weil er nicht ganz wohl sey. Ich folgte ihm sehr besorgt und weinend. Weine nicht so, Marie, sagte er, als wir im Saale waren: es wird alles besser kommen, als wir denken. Schlaf wohl, liebe Marie, recht wohl! Er drückte mir die Hand und ging auf seine Zimmer zu, — ich trat schluchzend an's Fenster. An der Thür kehrte er noch einmal um, umschlang mich mit stürmischer Heftigkeit und rief: Marie! Marie! Von Dir scheiden ist bittrer als der Tod! Was hast Du? Um Gotteswillen, rief ich, wer zwingt uns denn, uns zu trennen? Bleib hier, Arthur! Laß uns hier sitzen! Du

bist so stürmisch bewegt, werde erst ruhiger, Du kannst ja so nicht schlafen! Ich sah, daß er sich während dieser Rede zu fassen suchte. Ich bin ein Thor, sagte er, vergiß was ich gesprochen; Du weißt, meine Phantasie ist oft seltsam aufgeregt. Eine Trennung von Dir erschien mir erst als möglich, dann als gewiß. Es ist nichts als ein Traum. Morgen sehen wir uns heitrer wieder.

Er ging; ich schlich gedankenvoll auf mein Zimmer. Der Auftritt dieses Abends hielt mich in banger Besorgniß lange wach, und erst gegen den Morgen entschlief ich, müde von Kummer und Weinen. Als ich erwachte, war es ziemlich hoch am Tage. Ottensen hatte noch nicht aufgeschlossen, doch da er öfters seine Zimmer spät zu öffnen pflegt, beruhigte ich mich wieder. Allmählich wurde es später und später, mir fielen die gestrigen Reden ein, ich flog an seine Thüre — sie war versperrt, ich pochte — keine Antwort, ich rüttelte am Schlosse — Alles blieb stille. Jetzt wurde meine Angst unbeschreiblich, ich rief Leute, ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, aber ich hatte nicht den Muth, zuerst ins Zimmer zu treten. Der Sekretär that es — es war leer — das Bette nicht aufgedeckt, doch sah man, daß Er sich, vielleicht in Kleidern darauf geworfen und eine Weile geruht haben mochte.

Auf dem Schreibtisch lagen die versiegelten Schlüssel und drei Briefe, an Pater Theophilus, an mich und Willbach.

Laß mich den Inhalt dieses Briefes, so gut ich kann, erzählen, er enthält die Enthüllung meines ganzen Unglücks.

Willbachs Kummer um unsre hoffnungslose Liebe hatte im vorigen Sommer sein Herz gerührt. Er beschloß für den Freund zu thun, was er vermochte, und da kein anderes Mittel war, diesem einen Theil seines Vermögens geben zu können, als durch seine Wittwe, so faßte Arthur, ohne mich zu kennen, den Gedanken, sich mit mir vor seinem Ende, das er wie Alle, die ihn umgaben, für sehr nahe hielt, trauen zu lassen. Nach seinem Tode sollte ich Willbach die Hand reichen und glücklich seyn. Willbach sträubte sich lange und gab nur den dringenden Bitten seines Freundes nach, der auf diese Art dem Retter seines Lebens vergelten zu können glaubte. Das Uebrige weißt Du.

„Ich wollte" — so schließt sein Brief, „Dich vor unserer Verbindung mit meiner wahren Absicht bekannt machen; die flüchtigste Kenntniß Deiner Denkart zeigte mir, daß Du wissentlich nie in unsern Plan gewilligt, nie einem Manne in der Hoffnung auf seinen

nahen Tod die Hand gereicht haben würdest. So mußte ich Dich täuschen, und habe mich selbst am grausamsten hintergangen. Ich konnte nicht um Dich leben, Dein Gemüth sich nicht vor mir enthüllen, nicht die zarte Neigung sehn, die, Dir selbst unbewußt, in Deiner Brust entsproß, ohne mich mit tausend Banden an Dich gefesselt zu fühlen. Die vermessene Hoffnung, bald zu sterben, gab mir die Zuversicht, Dir einen Theil meiner Leidenschaft zu zeigen. Ich dachte gar nichts anders, als daß Deine Thränen auf mein Grab fließen sollten. Die Seligkeit, geliebt zu werden, erhob mein gedrücktes Herz, das Leben gewann wieder Reiz für mich, und Deine treue Sorge unterstützte die Kräfte der Jugend und eine unverdorbene Natur. Ich genas durch Dich, in Deinen Armen, und was für Alle, die mich liebten, der Keim der schönsten Hoffnungen war, zeigte mir den Abgrund, an den ich Dich, mich und meinen Freund gerissen hatte. Ich bin es, der Dich hinterlistig ihm entzogen, den Armen um sein letztes Kleinod betrogen hat, ich schwelge in seinem Raube, er muß mir fluchen, er wird es, und das ertrag' ich nicht!"

„Gelöset können unsre Bande nicht mehr werden, so lange ich lebe, den Selbstmord verbietet mir — keine heiße Liebe zum Leben, dessen Geschenk mir nur Qualen

schafft — sondern mein Glaube; aber leben kann und darf ich nicht an Deiner Seite, im Bewußtseyn fremden Unglücks, das ich verschuldet habe! Ich fliehe, — Du wirst nie wieder von mir hören, — so büße ich wenigstens für mein tollkühnes Vergehn; und fern von meinem Glücke, von Dir und Deiner treuen Sorge, wird im weit entfernten Lande der Tod ein Opfer finden, das er hier so grausam geschont hat. Dann bist Du frei, dann reiche Willbach Deine Hand, erwecke die Liebe zu ihm wieder, die erst Pflicht und dann Gewohnheit in Dir unterdrückte! Er ist gut, er ist liebenswürdig, es wird Dich wenig Ueberwindung kosten, das Andenken eines unglücklichen, in sich selbst zerrissenen Wesens gegen die frische Gegenwart eines edlen Gemahls zu vertauschen. Seyd glücklich — denkt meiner zuweilen! Hier war der Brief zu Ende — seine Kraft hatte ihn verlassen, — die meine mangelt mir, Dir mehr zu sagen. Wie mir ist, was ich gelitten, und noch leide, kannst Du ermessen, schildern kann ich es nicht. Leb wohl.

Pater Theophilus an Mlle. Therese Walling.

Im Julius 18 . .

Es ist der Wunsch der Frau Baronin von Ottensen, daß ich Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage so schnell als möglich zu wissen mache, da sie den lebhaften Antheil kennt, welchen Sie an ihrem Schicksal nehmen, und die heftigen Erschütterungen von so mannigfacher Art, die in dieser Zeit schnell aufeinander folgten, ihr noch bei weitem nicht die nöthige Ruhe und Fassung gewähren, welche eine ordentliche Darstellung erheischt.

Als die Flucht des Barons uns alle in die größte Bestürzung, seine Gemahlin aber in einen Zustand versetzt hatte, der zwischen Bewußtlosigkeit und Geistesverwirrung wechselte, fand ich es für nöthig, mich genau von Allem zu unterrichten; und so überwand ich jedes Bedenken, und durchsuchte den Schreibtisch meines unglücklichen Freundes. Alles, was ich fand, zeugte von dem traurigen Zustand seines Gemüths in der letzten Zeit, und von seiner heftigen Liebe für Marie. Ein Packet aber mit Briefen des Herrn von Willbach machte Alles bisher Räthselhafte klar und des Barons letzten grausamen Entschluß völlig begreiflich. Sie enthielten nichts, als verliebte Klagen

um seine Marie, nichts als Wünsche, sie wiederzusehen, Zweifel an ihrer Treue, mitunter eine Regung von Eifersucht, so daß ich im Gefühl des Unwillens nicht wußte, ob ich mich mehr über diesen Mangel an Zartgefühl, oder über des unglücklichen Arthurs unbegreifliche Geduld ärgern sollte, mit der er dieses widrige Benehmen nicht nur ertrug, sondern, wie es aus diesen Briefen schien, noch rechtfertigte und den Freund tröstend auf jenen Zeitpunkt verwies, wo er ihm die Geliebte liebenswürdiger, veredelter zurückgeben würde. Von seiner eignen Leidenschaft für sie scheint er nie, auch nur das Geringste in seinen Antworten verrathen zu haben, vielmehr — und das ist die einzige Entschuldigung, die sich für Herrn von Willbach finden läßt, — mag er diesen immer in dem Wahn erhalten haben, als sey ihm seine Frau so gleichgültig, wie damals, als er ihr in einem — ich kann es nicht anders nennen, als tollkühnen Anfall von Großmuth — die Hand reichte.

Herr von Willbach, dem ich die Nachricht mit der größten Eile zusendete, erschien alsogleich, und jetzt muß ich sagen, versöhnte der ungeheure Schmerz, von dem ich ihn zerrissen sah, seine Verzweiflung, die Vorwürfe, die er sich machte, und der Vorsatz, nicht eher zu ruhen, bis er den Unglücklichen gefunden und

ihn wieder in die Arme der rechtmäßig besessenen Geliebten zurückgeführt haben würde, meinen Unwillen gegen ihn zum Theil. Einen großen Antheil an seinem Entschlusse, jede Hoffnung auf Mariens Liebe aufzugeben, mochte wohl auch ihr Betragen haben, das unwillkührlich die Stimmung ihrer Seele gegen ihn verrieth. Er stürzte nämlich, ehe ich von seiner Ankunft im Schlosse unterrichtet war und diese Szene hindern konnte, in ihr Zimmer, wo sie im dumpfen Hinbrüten lag, und bei seinem Anblick mit einem lauten Schrei des Entsetzens in eine Art von Raserei verfiel.

Wir redeten nun alle nothwendigen Maßregeln ab. Ich mußte bei der Kranken zurück bleiben, die meiner Aufsicht und meines Trostes bedurfte, aber Willbach, der Sekretär, der seinem Gebieter kindlich ergeben ist, und noch einige verläßliche Personen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet, bei den Behörden das Nöthige gemeldet und alle Erkundigungen eingezogen. Hierdurch erfuhren wir, daß Ottensen sich Päſſe ins Ausland auf zwei Jahre verschafft hatte, und diese Nachricht diente nicht dazu, unsre Hoffnungen anzufrischen. So waren sechs bange Wochen vergangen. Die Baronin hatte sich von dem ersten heftigen Anfall des Schreckens und Schmerzens erholt, aber

die Rückkehr der Besinnung diente nur dazu, sie ihr Unglück tiefer fühlen zu machen, indem sie nun den ganzen Umfang desselben einsah. Ein schleichendes Fieber, das an den feinsten Lebenskräften zehrte, schien sie ihrem Geliebten, den ich — aufrichtig zu gestehn, — bereits in einer bessern Welt glaubte, nachzuführen. Die Nachrichten, die wir fleißig von unsern Ausgesandten erhielten, brachten keine Beruhigung. Keiner hatte eine Spur, oder auch nur eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung finden können, als auf einmal der Reitknecht, den Ottensen mit sich genommen hatte, im Schloß erschien. Sein Anblick erweckte Hoffnung und Entsetzen, — ich war glücklicherweise einer der Ersten, die seiner ansichtig wurden, er eilte auf mich zu und übergab mir einen Brief seines Herrn. Ich würde vergebens die Empfindung zu beschreiben versuchen, mit der ich ihn ein Paar Sekunden, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hielt. Lebt dein Herr? war Alles, was ich sagen konnte. — Er lebt. — Und wo ist er? — Auf dem Meer, weit, weit von hier. Ich erstarrte und öffnete nun den Brief. Ottensen war auf Umwegen, um uns jede Spur zu entziehen, nach * st gegangen, und hatte sich dort auf einem amerikanischen Schiffe nach diesem Welttheil eingeschifft. Der Brief enthielt Weisungen für mich, in Rücksicht

seines Vermögens, seiner Frau und Willbachs, eine Art von Testament, das mich mit Schaudern erfüllte, indem ich den Ernst seines Entschlusses, und aus dem Tone des Briefs die Stimmung seines Gemüths erkannte.

Als er den Reitknecht entlassen, war die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt gewesen. So war er wahrscheinlich bereits weit in der See. Ich überlegte lange, was, und wie ich es der armen Verlaßnen sagen sollte, aber ich fand sie gefaßter, als ich glaubte. Die Gewißheit, daß Arthur lebte, welche sie immer gegen mich behauptet und mit seltsamen Gründen unterstützt hatte, gab ihr ein Gefühl von Freude und Triumph, und nun war sie sogleich entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sich immer gewendet haben möchte, und eben so gewiß, ihn zu finden, indem sie sich hierzu, wie bei jener Gewißheit, auf einen Zusammenhang der Geister und untrügliche Ahndungen berief. Ich erschrack über die Kühnheit ihres Entschlusses, aber es war unmöglich, ihn ihr auszureden, und da ich sie so fest auf ihrem Vorsatze sah, da ich sie mit so vieler Zuversicht vom Wiedersehen sprechen hörte, flößte ihre Sicherheit mir Muth ein, und ich gelobte ihr, sie nicht zu verlassen, mit ihr hinzugehn, wo sie wollte, und wäre es auch bis in die neue Welt. Mein Herz hängt

auf dieser Erde nur mehr an diesen beiden Freunden, die ich wie geliebte Kinder betrachte, und so ist überall mein Vaterland und meine Zufriedenheit, wo sie sind.

Wir machten uns nach kurzen Vorbereitungen auf den Weg. Marie war voll schöner Hoffnungen, und überzeugt, ihren Geliebten zu finden, bis uns auf dem Gipfel des ** Berges auf einmal das unermeßliche Meer erschien. Da faßte zum ersten Mal der Gedanke der unendlichen Entfernung und der unzähligen Möglichkeiten, die sich dem Wiederfinden entgegen stellen konnten, ihre Brust mit banger Angst, und niedergeschlagen und fast krank kam sie in *st an. Wir kehrten in dem Gasthofe ein, wo Arthur gewohnt hatte. Marie bestand darauf, dieselben Zimmer zu beziehen, man willfahrte ihr. Was sie hörte, diente nicht dazu, ihre Hoffnungen zu beleben. Zwar war das amerikanische Schiff, von widrigem Winde aufgehalten, ein Paar Tage später abgesegelt, von dem Reisenden aber wußte man nichts, als daß er sein Gepäck aus dem Gasthofe habe wegbringen lassen, und nicht wieder dahin zurückgekehrt sey.

Ich sah aus der tiefen Trauer, worin diese übereinstimmenden Nachrichten Marien versetzten, daß sie immer noch eine geheime Hoffnung, ihren Gemahl in *st zu finden, genährt hatte, ja sie gestand mir

auch endlich, daß nicht bloß ein allgemeiner heftiger Wunsch, sondern eine bestimmte Erwartung und eine unerklärliche Sehnsucht nach *st, sie hieher geführt und ihr diesen Ort als das Ziel ihres Strebens wie ahnend im Geiste gezeigt hätten. Indeß vergingen zwei, drei Tage, ich stellte überall Nachforschungen an, und sah mit Bedauern, aber ohne Ueberraschung, daß sie ganz fruchtlos blieben. Marie versank von Stunde zu Stunde in tiefern Schmerz, und ihr Aussehen zeugte von dem Zustand ihrer Seele. Da blieb am vierten Tag beim Aufräumen des Zimmers das Mädchen, das im Gasthof diente, plötzlich vor ihr stehn, sah sie lange an und sagte endlich: Nein, es kann nicht Unrecht seyn, wenn ich mein Wort hier breche. Marie sah das Mädchen befremdend an. — Ich habe es dem Herrn hoch und theuer versprechen müssen, nicht zu verrathen, daß er noch hier ist. Marie sprang bei diesen Worten auf — Er ist hier? schrie sie, und faßte mit zitternden Händen das Mädchen an: O, wo? wo? Sie zitterte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete, ich trat hinzu und bat sie, sich zu beruhigen, ich traute dem Geschwätz solcher Menschen nicht viel, und fragte daher das Mädchen bestimmt aus. Sie kannte Ottensen wirklich, und beschrieb ihn uns Zug für Zug. So erfuhren wir

denn, daß er sich zwar an Bord des amerikanischen Schiffes begeben hatte, während aber dieses ein Paar Tage auf günstigen Wind warten mußte, war er, der immer bleich und niedergeschlagen ausgesehn hatte, so krank geworden, daß der Kapitän und der Schiffsarzt ihm riethen, wieder an's Land zu gehn, und eine andere Gelegenheit zu erwarten. Nun hatte er sich in einem Privathaus, das einzeln und entfernt vom Hafen liegt, eingemiethet, war vor einigen Tagen dem Mädchen, als er von einem Besuch bei einem entfernten Verwandten zurückging, am Ufer im Spazierengehn begegnet, und hatte sie dringend gebeten, niemanden zu sagen, daß er noch in *st sey. Er denke in wenigen Tagen auf einem andern Schiffe abzugehn. Sie hätte es bisher treu gehalten, weil sie aber sähe, daß die gnädige Frau so betrübt über die Abreise des fremden Herrn sey, habe sie es nicht über ihr Herz bringen können, länger zu schweigen.

Es wäre unmöglich, den Zustand der Baronin zu schildern. Das lebhafteste Entzücken über Arthurs Nähe wechselte mit der Angst, daß er vielleicht dennoch abgereiset seyn könnte, und in dieser fieberhaften Heftigkeit ließ sie anspannen, und ich mußte sie auf der Stelle nach dem Hause begleiten, das uns das Mädchen beschrieben hatte. Der Wagen hielt. — Was

werd' ich erfahren! rief sie, und eine tödtliche Blässe überzog ihr Gesicht. Wir mußten sie aus dem Wagen heben, ihre Füße trugen sie nicht. Ich führte sie auf einen geräumigen Hof, den ein Hintergebäude von einem Gärtchen trennte. Ich fragte nach dem Fremden — er war noch hier — er war im Garten. Marie fiel mit einem Freudenschrei ohnmächtig in die Arme der Hauswirthin, ich selbst zitterte so, daß ich mich setzen mußte, man eilte herzu, uns beizuspringen, es entstand ein Geräusch, ein Hin- und Herlaufen — auf einmal flog die Gartenthüre auf, und Ottensen, den der Lärm herbeigezogen hatte, stand vor uns. Eine Sekunde blieb er starr, dann stürzte er auf Marien zu, faßte sie in seine Arme und rief sie mit den Tönen der Liebe in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, aber sie sprach nicht. Nur unter einem Strom von Thränen klemmte sie sich fest an ihn und die fieberhafte Erschütterung ihres Körpers konnte ihm genugsam zeigen, in welchen Zustand sie der Schmerz um ihn versetzt hatte. Er trug sie auf sein Zimmer und warf sich vor ihr nieder. — Ach Gott! Gott! rief er: Ich darf dich ja nicht besitzen! Nun so muß ich sterben, brach sie mit herzzerreißendem Ton aus und riß sich von ihm los. Er umschlang sie von neuem, der heftigste Kampf der Liebe und der vermeinten

Pflichtgefühle gegen seinen Freund erhob sich in seiner Brust, und ich gestehe, daß ich, so unrichtig mir auch seine Ansicht schien, doch die Selbstverläugnung bewundern mußte, mit der er eine rechtmäßige und so heiß erwiederte Leidenschaft zu bestreiten strebte, um seiner Ueberzeugung zu folgen. Da gab ich ihm den Brief von Willbach, in welchem dieser feierlich auf Marien Verzicht leistete, weil nicht allein die heiligen und rechtmäßigen Bande, die sie an ihren Gemahl knüpften, sondern auch ihre Abneigung gegen ihren ersten Freund, von der er unzubezweifelnde Proben habe, ihm jede Hoffnung verböten.

Er las den Brief in der heftigsten Bewegung. Sein Inhalt, Mariens Gegenwart, Alles vereinigte sich, einen Strahl der Hoffnung und Freude in dies zerrissene Herz zu senken; doch sah ich wohl, daß jene trübe Vorstellung, er müsse sich von seiner Gemahlin trennen, noch nicht ganz verschwunden war. Indessen erhielten wir so viel, daß er mit uns nach dem Gasthof zurückkehrte. Auch war das wohl um Mariens Willen nothwendig, deren Besinnung und Leben von Arthurs Gegenwart abzuhängen, deren Wesen nur von seinem Hauch beseelt zu seyn schien. Auf diese Ansicht machte ich ihn aufmerksam, ich zeigte ihm, wie seine eigene Gesundheit durch Entfernung von gewohn-

ter, liebevoller Pflege gelitten hatte, ich schilderte ihm was seit seiner Flucht mit Marien vorgegangen war, und ich sagte ihm geradezu, daß er keine Pflicht, ja kein Recht habe, zwei Leben auf's Spiel zu setzen, um Einen Menschen vielleicht glücklich zu machen, daß sein ganzes Verfahren mit Marien, von seiner Heirath an bis jetzt, vermessen und tollkühn gewesen, und daß der kurzsichtige Mensch sich nicht erkühnen dürfe, in die Fäden des Schicksalgewebes einzugreifen, und wie ein höher waltender Geist mit Anderer Glück zu spielen. Diese Vorstellungen, die am meisten auf sein noch krankes Gemüth wirkten, endlich Mariens Liebe, ihre Gegenwart, seine Leidenschaft für sie, und die Sehnsucht nach Glückseligkeit, die doch auch in des Trübsinnigsten Brust lebt, brachten ihn nach und nach zur richtigern Erkenntniß seiner Lage.

Er fand nach einigen Tagen harter Kämpfe mit dem, was er seinem Freunde schuldig zu seyn glaubte, doch endlich, daß er dieser Forderung des Zartgefühls und der Freundschaft durch sein freiwilliges, ernstliches Opfer ein Genüge geleistet, und daß die wunderbare Fügung, durch welche wir ihn gefunden und an der fernern Ausführung seines Vorhabens gehindert hatten, ein Fingerzeig des Himmels sey, der ihn wieder in seine rechte Bahn zurück weise.

Seitdem ist wieder Friede und Einheit in sein Herz, und durch ihn das schönste Glück über uns Alle gekommen. Marie lebt an seiner Seite auf, er selbst entblüht wieder zu aller Jugendkraft und Freudigkeit, wie in seinen ersten Jünglingsjahren. Wir sind nach Freienberg zurückgekehrt. Alle kranken, hypochondrischen Vorstellungen und Gewohnheiten sind verschwunden. Arthur lebt und handelt als ein glücklicher Hausvater, unter seiner Leitung sprießt ein Paradies um die Glücklichen empor. Willbach hat geschrieben, er scheint auf seinen Reisen, wo er den Freund mit schönem Eifer suchte, Etwas gefunden zu haben, das ihm Mariens Verlust ersetzen kann. So ist auch der letzte Stachel aus Arthurs Brust genommen, und er hat seinen Freund beschworen, wenn es die Ruhe seines Herzens erlaubt, mit seiner Neugewählten nach Freienberg zu kommen, Alles mit ihm zu theilen und künftig nur Eine Familie mit ihm auszumachen.

II.

Liederbukett

von

einem Gatten und drei Kindern

zum

Geburtstage der Gattin und Mutter

den 6ten December 1814.

Von

Ludwig von Germar.

[illegible]

von

einem Gatten und vier Kindern

zum

Geburtstage der Gattin und Mutter

den [illegible]

von

[illegible]

I.

Es winken reiche, schimmernde Gestalten
Dem Wanderer auf seiner Lebensbahn;
Sie fliehen schnell, wenn er sie glaubt zu halten,
Und heiße Thränen büßen seinen Wahn;
Er fühlet ernster Mächte strenges Walten,
Er sieht die Welt dem Wechsel unterthan.
Bleibt Keine denn sanft lächelnd ihm zur Seite,
Daß sie zu schönern Sonnen ihn geleite?

Die Jugend hat der Kränze doch so viele,
Und bietet sie so frisch, so lockend dar;
In reger Kräfte nie ermüd'tem Spiele,
Trägt sie ihn hin zum Wolkensitz des Aar —
Noch höher — Götterthrone sind die Ziele!
Zu größerm Muth entzündet die Gefahr! —
Doch Kränze fesseln nicht den Lauf der Stunden,
Die Jugend flieht, die Kränze sind verschwunden.

Die Freude will noch bei dem Wandrer weilen,
Sie schreitet ihm voran mit leichtem Scherz,
Wenn ihre raschern Kinder rückwärts eilen,
So fesseln bald die sanftern ganz sein Herz.
Weg Feerei und Tanz! mit Blumenseilen
Der Häuslichkeit entführt sie ihn dem Schmerz!
O harte Täuschung, trügerisches Hoffen!
Die Freude floh, der Schmerz sieht Gräber offen.

Doch seht, das Glück verbreitet goldne Gaben,
Dem Leben ist nicht jeder Reiz entflohn;
Sein Lächeln mag den trüben Wandrer laben,
Und neue Lust spricht alten Schmerzen Hohn:
Ach wer vergißt was wir zu fürchten haben?
Die Kugel ist Fortunas Zauberthron!
Schon kreist sie fort, die grause Sphinx zu wecken,
Der Rosenpfad — er wird zum Weg der Schrecken.

Bleibt nichts beständig in der Zeiten Wellen?
Fliehn alle Lebensgötter spurlos fort?
Kann nichts die Jugendflamme neu erhellen?
Gibts für die Freude keinen Zufluchtsort?
Mag nichts des Glückes Gaben sicher stellen?
Es mag! — vom Himmel tönt das Zauberwort:
Die Liebe mags! sie hemmt der Flücht'gen Schritte,
Und hält sie ewig frisch in unsrer Mitte!

Sie stieg aus unsrer wahren Heimath nieder,
Und füllt das Herz mit ihrer Seligkeit;
Sie scheint in lichten Sternenkreisen wieder,
Sie löst harmonisch auf des Lebens Streit!
Sie stimmt bei Särgen an der Einung Lieder,
Und durch die Gräber gibt sie das Geleit!
Die Treuen, die sich hier so froh gefunden,
Sie werden jenseits neu von ihr verbunden!

Was könnt' ich Dir denn heute schön'res bieten,
Als reinen Liebesgruß von treuer Hand!
Wie denn auch finstre Schicksalsmächte wüten —
Ob sich zum Knoten schürz des Lebens Band —
Zogen nur unsre Herzen keine Nieten,
So ist die Liebe unsers Glückes Pfand!
Mag Leid, mag Lust dem Zukunftstrom entquellen,
Sie schwebet, eine Göttin, auf den Wellen!

2.

Ich ging hinaus, ich wollte Kränze winden,
Und sie der besten Mutter weihn,
Dem Herzensdrang, der nicht konnt' Worte finden,
Dem sollten sie die Worte leihn.

Ich sucht' umsonst, umsonst mußt' ich mich bücken,
Verschwunden war der Rosen Roth,
Die Nelken flohn, kein Veilchen wollte nicken,
Die Astern fanden auch den Tod.

Von ferne schienen Lilien weiß zu blühen,
Doch wie ich kam war's Eis und Schnee,
Die Sonne sank, vergeblich war mein Mühen,
Und ich rief aus, mit tiefem Weh:

„So soll der Tag denn unbekränzt verrinnen,
Der einst der Mutter Leben bracht!
O könnt' ich eine Rose nur gewinnen
Dort aus des Abendrothes Pracht!"

Ich blickt' empor, und aus dem goldnen Scheine
Sah freundlich mich ein Engel an;
Mir Himmelsglanze schmückten sich die Raine,
Mir war's, als wenn der Schnee zerrann.

„O, sprach er, dürft ich Dir doch Blumen schenken
Aus unsers Edens Blütenreich!
Daß Engel hier auch Deiner Mutter denken,
Sie möchtens zeugen wohl zugleich!"

„Doch kann ich Dir ja ihre Namen sagen;
Sie sind wohl auch bei euch bekannt;
Am Busen nicht, im Herzen sie zu tragen
Erblühen sie auf ird'schem Strand.

Die Liebe ist's, die Hoffnung und der Glaube!
Die erste beut dein Kindessinn;
Die letzten send' ich aus des Himmels Laube;
Sie winken höheren Gewinn!

3.

Ich möcht' auch wohl Verse machen,
Doch die Andern werden lachen,
Und mir thut der Kopf schon weh.
Wie sich die Gedanken winden,
Reime kann ich niemals finden,
Immer ich am Berge steh.

Zu dem frohen Feiertage,
Der zur Lebenslust und Plage
Einst die Mutter freundlich rief,
Muß ich doch durchaus was schenken,
Und so viel ich auch mag denken,
Scheint mir alles halb und schief.

Hätt' ich Bänder, hätt' ich Kleider,
Lief ich warlich selbst zum Schneider,
Bänd ihr zierlich Arm und Haupt;
Aber mir muß alles fehlen,
Und es wie Crispin zu stehlen,
Scheint mir doch nicht ganz erlaubt.)

Könnt' ich Melodien singen,
Sollt' mein Lobgesang erklingen,
Gleich der Lerche wenn sie steigt;
Aber wie ich mich auch quäle,
Ihren Dienst versagt die Kehle,
Also besser, daß man schweigt.

Könnt' ich in die Saiten greifen,
So mit Triller und mit Läufen,
Recht harmonisch und exakt;
Würd' ich nicht mein Licht verstecken,
Sondern überall entdecken,
Daß heut Freude schlägt den Takt.

Könnt' ich nur recht zierlich springen,
Wie's den Tänzern soll gelingen,
Trüg' ich wohl ein Solo vor;
Aber es will nicht recht gehen,
Ich würd' fallen, wie Sie sehen,
Und da wär' ich gar ein Thor!

Kann ich nicht mit Künstlern streiten,
Kann ich kein Geschenk bereiten;
Bleibt mir übrig nur der Wunsch.
Ach! ich könnte viele sagen,
Doch den ersten schnell beim Kragen,
Schmeck uns Allen heut der Punsch!

Es geschieht zu Deiner Ehre,
Daß ich jetzt mein Glas ausleere,
Und die Herren folgen nach.
Sollt' ich auch zu viel heut' trinken;
Weiß die Rechte von der Linken,
Wenn die Freude ist recht wach?

Besser, als Dich zu besingen,
Ist's, wenn volle Gläser klingen!
Klingen sie denn allzumal!
Schnell geleeret sey der Becher,
Heute werde jeder Zecher,
Jubel schalle durch den Saal!

Eins muß ich Dir noch verkünden,
Wenn ich gleich nicht frei von Sünden,
Bin ich Dir doch herzlich gut;
Und ich möcht' noch lange leben,
Um nur Freude Dir zu geben,
Bin ja noch ein junges Blut!

Könnt' ich Dir das Glück verschaffen,
Wollt' ich mich zusammenraffen,
Daß ich's steckte in den Sack.
Wenn dann die Geschwister eilen,
Ihre Gaben auszutheilen,
Trüg ich auch hinein mein Pack.

Doch was faßt mich da beim Ohre!
Was ruft in dem frohen Chore,
„Dein Wunsch ist erfüllt mein Sohn!
Wo man feiert frohe Feste,
Wo die Freunde sind die Gäste,
Hab' ich immer meinen Thron."

4.

Ein kleines Kind, das kaum schon gehen kann,
Hat vom Geburtstag auch erfahren;
Was es in seiner Einfalt nur ersann,
Möcht's an der Mutter Brust verwahren.

Geschenke bringt's, von nicht geringem Werth,
Die ihr zu großer Lust gereichen,
Doch hat Erfahrung nur zu oft gelehrt,
Daß Angst und Sorg' sie wild umschleichen.

Die Angst entweicht, wenn man sie lang erhält,
Die Sorge will nicht mit entfliehen;
Sie steiget häufig, so wie jene fällt,
Sie wird auch mit der Mutter ziehen.

Doch das Geschenk gewinnt sie gar zu lieb,
So muß sie denn die Sorge tragen,
In ihrem Herzen wohnt ein mächtger Trieb,
Den sorgenlos sie möcht' beklagen.

Die Sorg' und Freude halten gleichen Schritt,
Das Kleinod fesselt sie zusammen;
Da der Besitzer immer beide litt,
So müssen sie vom Himmel stammen.

Heil jeder Mutter, wenn im letzten Streit
Noch auf ihm haften ihre Blicke!
Es mitzunehmen brächt' ihr neues Leid,
Gern läßt sie es ins Haus zurücke.

Das Kleinod tritt dann bald an ihre Stell',
Um gleiches Schicksal zu erfahren.
Wie in dem Meer sich ewig Well' an Well',
So müssen Freud' und Sorg' sich paaren.

Das Räthsel, das das Kind der Mutter bringt —
Sie wird es doch wohl leicht errathen?
Es bringt sich selbst: sein frohes Lallen klingt,
Als Wünsche die den Himmel baten.

Und eh' es geht zurück an seinen Ort,
Drängt es sich an des Stuhles Lehne:
Schon flüstert's, nehm' ich große Angst Dir fort,
Schon zeig' ich Dir die Augenzähne!

III.

Der heilige Athanasius

von

Caroline de la Motte Fouqué.

Dreihundert Jahr hatte der Welt das Licht des Christenthums geleuchtet. Still und groß breitete es seinen Schein immer weiter und weiter über die dunkle Verwirrung des Lebens; und wie sich auch ohnmächtige Bethörung dagegen stemmte, es brach hindurch und schaffte sich bleibendes Daseyn auf Erden.

Ein Werkzeug himmlischer Führung betrat Konstantin der Große den Thron der Römerwelt, und rief mit gewaltiger Stimme die Kirche aus ihrer Verborgenheit herauf. Seitdem gaben Recht, Sitte und Gebräuche der geängsteten Gemeinde Frieden; und Worte und Thaten zeugten von der innern Befreiung des Menschen.

Doch der Wiederschein des Ewigen bricht sich an der Mangelhaftigkeit der Creatur, deshalb spaltete sich die Lehre des Evangeliums bald nach ihrer Verkündigung, und die Feststellung der äußern Kirche machte einen gänzlichen Riß in der innern. Der menschliche

Verstand wagte sich an das Geheimniß der Welt. Er wollte sich dessen vergewissern was unendliche Liebe gegeben und kindlich gläubige Hingebung empfangen hatte.

Meinungen bildeten Sekten, ihre Abgeschlossenheit erzeugte Haß und Verfolgung. Der lebendige Geist wich zurück, das Symbol ward zum todten Spielwerk frecher Klügler, der Streit über das Heiligste der trübe Quell niedrer Regungen und fanatische Wuth der Deckmantel persönlicher Feindschaft und elender Parteiwuth.

Lange vor Christo blühete in Alexandrien eine philosophische Schule. Sophisten und Weltweise verloren sich in dunkeln Ahndungen, ohne das Geheimniß zu enthüllen. Hier stritt man später sich über das Wesen des Gottsohnes, und wie auch frühere Sekten solches deuteten, so war doch Arius, Priester einer alexandrinischen Kirche, der Erste, welcher die Dreieinigkeit abläugnete und in der Person des Erlösers nur das gemachte Werkzeug höhern Willens erkannte.

Die Gährung neuer und alter Lehre entzündete den Orient, bis eine Synode zu Nicäa die Sache der Rechtgläubigen entschied und den wahren Glauben in heilig anerkannten Artikeln feststellte.

Doch die Rache lauerte im Hinterhalt. Heimtückische Ränke durchbrachen Gesetz und Ordnung, und machten sich Bahn zu dem Gegenstand ihrer heißesten Verfolgung.

So wird das Konzilium zu Tyrus auf falscher Ankläger Beschuldigung eröffnet, und sechzig arriansche Bischöfe zeihen Athanasius, Primas von Aegypten, der Entweihung heiliger Gefäße, der Verstümmelung, ja des Mordes unschuldiger Priester.

Noch ein zarter Jüngling erschien Athanasius vor zehn Jahren zu Nicäa im Gefolge des Bischofs Alexander, damaligen Patriarchen von Alexandria, dessen Stuhl er jetzt eingenommen hatte. Ein Heros des wahren Glaubens trafen seine geflügelte Worte das dunkle Gewebe künstlicher Irrthümer. Es zerriß und fiel vor der Gewalt seiner Begeisterung. Jetzt sollte er dafür büßen. Die weiten Hallen öffneten sich dem eintretenden Athanasius, der mit einem Gefolge von neun und vierzig ägyptischen Bischöfen und Prälaten in die Versammlung trat. Mit Erstaunen hörte er durch den Tumult wirrer Stimmen das Geräusch gewappneter Mannschaft hindurchklingen, sah Ein- und Ausgänge mit Häschern besetzt und den Comes Flavius Dionysius an der Spitze der heiligen Väter Spruch und Urtheil lenken. Doch gerade dies Vermischen welt-

licher Herrschaft und kirchlicher Angelegenheit befeuerte seinen Muth, er fühlte sich stark in der Schwäche seiner Gegner, und trat mit fester, gelassener Mine vor den Thron, auf welchem das Evangelium in Mitten der umstehenden Bischöfe lag. Hier, im Schutz des himmlischen Machthabers, hörte er ruhig die gehässigsten Beschuldigungen an sich vorüber klingen.

Eusebius von Nikomedien führte das Wort, und zu dem Comes gewendet, welcher der Sitzung vorstand, führte er umständlich an, wie Athanasius in fanatischer Wuth alle diejenigen verfolge, die von seiner Meinung abwichen, wie er die Gemeine der Melecier drücke, eine ihrer Kirchen zu Mareote während des Gottesdienstes überfallen, den heiligen Kelch zerbrochen, den Altar umgeworfen und den Priester verjagt habe. Und durch diese Gewaltthat, fuhr er fort, auf dem Wege des Frevels weiter fortgerissen, wagte Athanasius in Thebais, Hand an den Bischof Arsenius zu legen, den Arm des Geweiheten zu verstümmeln und ihn am Hochaltar zu erwürgen. — Der Comes zeigte hier Hand und Arm des Märtyrer Arsenius vor, viele der Anwesenden erkannten die Hand als die dem Ermordeten angehörig, und Alle zeugten wider Athanasius. Da wandte sich dieser zu einem seiner Begleiter, und hieß ihm, einen draußen harrenden Freund

herein führen. Nicht lange, so trat eine dicht verhüllte Gestalt in den Kreis, Athanasius rührte an der Umhüllung. Blitzenden Pfeilen ähnlich schossen die Blicke der Anwesenden durch die kleine Oeffnung des Mantels und mit Entsetzen erkannten alle den todtgesagten Arsenius, der nun frei von der Verkappung, unversehrt, lebendig, wahr und wahrhaftig vor ihnen stand. Einige stürzten erschrocken aus der Versammlung, doch der kühne Eusebius schrie laut gegen dies Gaukelspiel höllischer Zauberei, und Dionysius und die Prälaten, durch ihn entflammt, klagten den Primas von Aegypten unerlaubter Magie und geheimen Verkehrs mit den Dämonen der Unterwelt an.

Mit geschäftiger Hast wollte man sich des Angeschuldigten bemächtigen, doch dieser war entkommen und wogte bereits in einer kleinen Barke der fernen Constantinopolis entgegen.

Mit unausgesetzter Eil durchschnitt er das weite Meer. Kein Schlaf kam in seine Augen. Seine große Seele arbeitete in stetem Ringen nach Wiederherstellung der zerrissenen Kirche. Je lebendiger sich der Abgrund der Ketzerei vor ihm aufthat und alle niedren Regungen der verderbten Menschennatur daraus hervorgingen, desto gewaltiger klopfte sein Herz in banger Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte. Da ge-

schahe es einst, als die Nacht langsam ihren Schleier aufrollte, und bläuliche Schatten in der Dämmerung über die Fluthen strichen, daß Athanasius eine Gestalt durch die Wellen schreiten und die Worte des Evangeliums in sich heraufklingen hörte: O du Kleingläubiger, warum zweifelst du! Da gedachte er Petrus Bangigkeit, selbst da noch, als ihn die starke Hand des Herrn über den Wassern hielt. Er senkte sein Angesicht und fühlte die Kraft des Erlösers über sich kommen.

So unverwundlich gerüstet lief er in den Hafen der Kaiserstadt ein. Das Volk sah die hohe Erscheinung staunend an sich vorüberziehen. Langsam, alle Begleitung von sich weisend, ging er durch die Straßen und stand plötzlich vor dem Kaiser, als dieser auf einem schlanken arabischen Pferde aus dem Hippodrom ritt. Der stolze Held erschrak vor der heiligen Gestalt und der weiße unter ihm arbeitende Hengst stand, als sey er gebannt. Kaiser! rief Athanasius, den Stab vor ihm neigend, die Kirche fordert deinen Arm, du bist ihr Schirmherr auf Erden. Doch, Constantin aus seiner Ueberraschung erwachend, erkannte in dem vor ihm Stehenden nur den schwer angeklagten Verbrecher. Unwillig wandte er sein Gesicht und würdigte ihn keiner Antwort. Christenkaiser! sagte Athanasius

ernst, willst du es dulden, daß man den herabwürdigt, der sich dir erlösend offenbarte? Gabst du darum der Welt Zeugniß deines Glaubens, daß du ihn in Zeiten der Verwirrung verläugnest? Nicht deine Gnade erflehe ich, nicht mir deinen Schutz, aber Gerechtigkeit sollst du üben zur Aufrechthaltung der Welt, deshalb bist du berufen auf den Thron der Cäsaren! So versammle denn die heiligen Väter des Abend- und Morgenlandes in deiner geweiheten Stadt, und sey ihnen ein Engel des Friedens und ein Licht der Erkenntniß. Die Gnade, erwiederte Constantin gesammelt, kommt von Gott, Gerechtigkeit übt das Gesetz; sie soll dir werden! Er neigte die Hand friedlich gegen den Bischof und lenkte den Zug seiner Begleiter nach dem Purpurpalast.

Doch ehe das Gesetz sprach, hatte die Verleumdung gesiegt. Athanasius ward angeklagt, die Korntransporte von Alexandrien nach Constantinopel zurückgehalten und die Kaiserstadt absichtlich in Noth gebracht zu haben, gleichsam als göttliche Strafe seiner Verkennung. — Der Beweis ward künstlich herbeigeschaft, das Auge der Machthaber geblendet, ihr Urtheil übereilt und Athanasius nach Treweri verbannt.

Als er den Ausspruch hörte, sagte er gelassen, mir sind die Wege wunderbar gezeichnet! Sie dehnen sich immer weiter vor mir aus, bis zu dem fernen Westen

führt mich die Pilgerfahrt des Lebens, doch der Herr ist überall mit mir. Und somit schickte er sich ohne Kleinmuth und Zagen zu der langen Reise an.

In Aquileja gelandet, durchzog er das gebirgige Rhätien und das Land der Alemannen, befuhr den Rhein und wanderte an dessen waldigem Ufer hin. Der königliche Strom hatte in eingeborner Kraft schon manche Verschanzung durchbrochen, welche der Römer Klugheit gegen die Einbrüche der Barbaren aufwarf; seine Wasser bespühlten das morsche Gemäuer und zeigten der Welt, wie freie Kraft aller Bollwerke spottet. Des Menschen Sinn mißt sich an großen Naturzuständen und Athanasius fühlte mit wachsendem Muth sein eigen Bild aus den hellen Fluthen wiederleuchten. Er konnte sich von der wunderbaren Gegend nicht losreißen, die ihm so Großes in wilder Natursprache verkündete. Oft saß er stundenlang auf bemoostem Felsgemäuer; sein Blick in den bläulichen Dunst der fernen Vogesen sich versenkend. Da traf es sich einst, daß die Pforten eines nahegelegenen Wachtthurmes aufgingen, und drei weibliche Gestalten aus demselben dem Strome entgegenschritten. Eine derselben, von weicher, fast kränklicher Bildung, auf die zwei andern hohen, germanischen Jungfrauen gestützt, zeigte in Gang, Stellung und Geberdensprache unverkennbar

die verfeinerte Römerin. Ihr zarter Fuß betrat zuk- kend den rauhen Boden. Langsam ließ sie sich in einer Höhlung des Ufers nieder. Die Frauen lösten ihren Schleier und das reichgeflochtene Haar, daß es wallend um Brust und Schultern floß, dann erhob sie sich, und trat mit den schönen, nakten Füßen in die cristallne Fluth. Sie ging immer weiter und weiter, bis die Wellen ihr Brust und Schultern netzten; das dunkle Haar ward vom Winde gehoben, so daß das Gesicht wie in finsterer Wolke über den Wassern zu schweben schien. Athanasius schauerte zusammen, denn ihm war nicht anders, als recke die alte Fabel wieder ihr Haupt aus der Unterwelt herauf. Die Gestalt schritt näher zu ihm heran, und plötzlich trat das feuchte Weib hin- ter der Felswand vor ihm hin. Er hatte sich erhoben und lehnte in aller Majestät seines Wesens ernst an das verfallne Gemäuer, sein Auge maß die Züge der Unbekannten, welche schwankend da stand, einen Arm an die Steinwand gestemmt, mit der andern die große wunderbare Erscheinung des Heiligen abwehrend. Fausta! rief Athanasius jetzt, und mit einem Schrei des Entsetzens lag die Erkannte zu seinen Füßen. Ab- gesandter des Himmels, rief sie aus schwer arbeiten- der Brust, bist du gekommen an mir die Strafe des ewigen Rächers zu vollziehen. Laß, o laß die Sohnes-

mörderin hier noch die schwere Schuld abbüßen, laß mir das arme, mühsam errettete, dunkle Leben! Sieh, hieher flüchtete Maximinians Tochter, in dem öden Gemäuer zwischen Uhu und Raben verweint die schuldige Kaiserin ihr trostloses Daseyn! Des großen Constantins Gattin hat nicht auf Erden, wo ihr Haupt ruhe, als den dunklen Stein dort, der sie vor des Gesetzes Strenge bewahrt. Und doch, doch flehe ich dich um dies elende Leben! Athanasius reichte ihr mild die Hand, und als sie außer Stand war sich zu erheben, trug er sie unter beruhigenden Worten in den nahestehenden Thurm. Die germanischen Frauen waren ihnen gefolgt, und grobe Decken auf ein ärmliches Ruhebett breitend, legten sie die erschöpfte Kaiserin hinauf. Diese hob ihren Blick scheu zu den grauen, nackten Steinwänden. Sieh! rief sie bewegt, ohne Zierrath ist das Gemach der armen Fausta! doch Nachts, da malen die Furien mit blutigem Finger Krispus bleiches Antlitz auf den Wänden, die Pforten gehen auf, und Maximinian tritt in Kaisermantel und Purpurtoga zu mir hin, das blutige Haupt auf meine Kissen legend. Schütze mich Kind, schütze mich! ruft er ängstlich. Mein Lager wird ein Thron, Gewappnete füllen das Gemach, ich aber wende den Blick von dem sterbenden Vater und verläugne ihn ohne Erbarmen. So

wiederholte sich das teufliche Spiel jede Nacht; Flammen schlagen über mich zusammen, wilde Angst wühlt in meiner Brust, ich stürze dem ersten Morgenstrahl athemlos entgegen, und kühle das verzehrende Leben in den weichen Fluthen. Und doch ist der Tod gräßlicher als alles, denn er öffnet die Thore der Hölle und kein lindes Wasser kühlt dort die ewige Glut. Niemand, Niemand als ich kenne des Feuers Angst! Ihr Blick schweifte wild im Zimmer umher, sie fuhr vom Lager auf, der Athem stockte ihr, sie schrie mit furchtbarer Stimme: Wer, wer erlöst mich von meiner Qual? Athanasius trat zu ihr hin, sein Antlitz leuchtete in himmlischer Glorie, die Hand auf ihre Stirn legend sagte er: mäßige die wilde Wuth, die dich von je verdarb; wirf dich vertrauend in deines Erlösers Arme, er hat Gnade für die Sünderin und nimmt die Reuende an seine Brust. Wie Musik drangen die Worte in der Geängsteten Herz, ein linder Schein legte sich erweichend um ihr verstörtes Gesicht, und reiche Thränenströme schossen aus ihren Augen. Wer bist du Sterblicher, rief sie, der Himmelsthau aus meinen Augen lockt, seit ich an den Ufern des Rhodanus, zu Arelas an des großen Constantin Herz sank, habe ich die Süßigkeit der Thränen nicht gekannt! Du sahest mich einst, entgegnete Athanasius.

Gedenke der Stunde, als Du die erhabene Helena zu versöhnen, nach Antiochien kamst, wo diese von ihrer Pilgerfahrt ausruhend verweilte. Du tratst mit allem Stolz vermessener Sicherheit vor sie hin, sie aber fragte weinend, wo hast Du meinen Enkel Krispus, der verstoßenen Minervina Sohn? denn von Deinen Händen, weiß ich, muß ich ihn fordern. Da vermaßest Du Dich hoch, unschuldig an seinem Blute zu seyn. Kannst Du, rief die erlauchte Kaiserin, so schwöre, daß Krispus Tod einzig auf meines Sohnes Constantin schuldiges Haupt falle, schwöre es bei dem heiligen Kreuz des Erlösers. Sie öffnete eine Thür und Sankt Makarius von Jerusalem und ich trugen das geweihete Holz, welches Helena unter den Trümmern des Calvariberges entdeckt. Wie Du nun das Kreuz erblicktest, an welchem das unschuldige Blut unvertilgbar haftete, da wankten Deine Knie, die zum Schwur gehobene Hand blieb starr in der Luft, Du sankst schuldbeladen am Fuße des Kreuzes nieder. Lange kämpfte die milde Helena, ob sie die Unthat dem Sohne entdeckte. Es jammert ihr Deine Schönheit und die Zufriedenheit des Kaisers. Und dennoch, rief Fausta, klagte sie mich an, und duldete es, daß man mich meuchlisch im Bade zu ersticken gedachte. Doch wie ich schon mit den Qualen des wachsenden Feuers rang,

trat ein Vermummter in das Zimmer, warf eine dichte Hülle über mein Gesicht, trug mich pfeilschnell die Terrasse des Palastes hinunter, warf sich mit mir in ein Fahrzeug und aus dem goldenen Horn des Hafens schiffend, durchschnitten wir den Euxinus, und landeten zu Istropolis am Ausfluß des Ister. Mein Führer verließ mich hier. Fremden Händen anvertrauet, ward ich durch die Wüsten Daziens bis zum fernen Mursa geschleppt. Hier gab man mir Gold und die Freiheit, meine Schritte weiterhin nach Westen oder dem kalten Norden zu richten. Ich fand nirgends Ruhe und wanderte von Ort zu Ort durch lange sieben Jahr, bis es mich nach Gallien zog. Dort hatte ich den großen Kaiser zuerst gesehen, dort gebot mein älterer Sohn Konstantin, dem ich die Ruhe der Seele im Morde des Stiefbruders geopfert hatte. Zu ihm wollte ich flüchten. Aber er verstieß die Mutter, thuend als ob er sie nicht kenne. Fausta, sagte er mir in einer geheimen Unterredung, die ich erflehete, hat längst die schwere Schuld gebüßt, Du thöricht Weib, erborge nicht ihren Namen, Du möchtest des Gesetzes Strenge fühlen! — Ich empfand es bald, daß man sich, bei scheinbarer Geringachtung, meiner dennoch zu versichern suche, und flüchtete in die Rheinischen Wälder, wo ich diesen einsamen, wohl erhaltenen Thurm auf der Laubbe-

kränzten Höhe zu meinem Aufenthalt wählte. Seit Jahren jammere ich hier in schaudervoller Einsamkeit, und nicht hier noch irgend wo finde ich, wo ich mir selbst entfliehe! Sie neigte den Kopf in beide Hände, und blieb einige Minuten in sprachlosem Schmerz. Athanasius betrachtete sie lange, dann sagte er: Du hast, o Kaiserin! noch Großes zu erleben, drum sammle die schwindenden Kräfte und stärke Dich in der Gnade des Herrn. Mache Dich auf und ziehe nach Rom, dort wirst Du fromme Waller finden, schließe Dich ihnen an, das Grab des Herrn zu besuchen. Glaube mir, verlaß diese Gegend, bald wird die Welt durch Bruderzwist entzweiet, ein Schauspiel wilder Gräuel werden. Ziehe in Frieden, arme Geängstete! Du hast noch schwer zu büßen. Er legte seine Hände segnend auf ihr Haupt und schickte sich an sie zu verlassen, als sie außer sich seinen Mantel faßte und in Todesangst ausrief: Sage, o sage mir heiliger Seher, wird das hart getroffene Mutterherz auch noch der undankbaren, heiß geliebten Söhne Fall erleben? soll aufs neue der Flavier Blut römischen Boden tränken? Wird das grause Gespenst, das durch unseres Hauses Inneres zieht, auch die Brüder gegen einander aufreizen und der Welt das Schauspiel blutigen Kaisermordes geben? Die Schuld, erwiederte Athanasius nachdenkend, gebiert Schuld,

und schwer ist's den Lauf des Verhängnisses anzuhalten. Glückseligkeit darfst Du hier nicht fordern. Doch wird ein Engel Dir zur Seite stehn, wenn der letzte Kampf Dein zagend Herz bedroht. Er segnete sie noch einmal und verließ sie und den leuchtenden Rheinstrom, seinen Weg nach Treveri fortsetzend.

Hier empfing ihn der junge Cäsar Konstantin mit Auszeichnung, und suchte ihm alle Freiheit zu geben, die sein rastloser Eifer für das Heil der Menschen forderte. Durch stets unterhaltene Gemeinschaft mit den Rechtgläubigen des Orients erfuhr er, daß der Ketzer Arius im selben Augenblick, als er auf des Kaisers Befehl das heilige Mahl des Erlösers aus des katholischen Bischofs Händen empfangen sollte, den Tod des Verräthers Ischariot litt, und mitten auseinander geborsten, in den Straßen von Konstantinopel niederfiel. Er konnte den Fingerzeig des Herrn nicht verkennen und stärkte aufs neue seinen Muth an so außerordentlichem Ereigniß.

Auch hatte er kaum zwei Jahr in stiller Thätigkeit seiner Erlösung geharrt, als des Kaisers Tod die Fesseln aller katholischen Bischöfe zu sprengen schien. Zwar lag die Verwaltung des Reichs noch in Konstanzius Händen, und sein schwacher, leicht zu berückender Sinn war den Arianern geneigt, doch war Konstantin

der Aeltere von den Brüdern, ihm gebürte die Kaiserstadt und der Vorrang vor den beiden andern. Auch ward sein Recht nicht bestritten, er zog in Konstantinopel ein, während Konstanzius die Morgenländer, Konstans aber das europäische Abendland beherrschte.

Fromme Anhänglichkeit an den alten Glauben beseelte das junge Kaisergemüth. Er meinte die frevent- lich gestörte Ordnung wieder herzustellen, wenn er den verbannten Primas zurückrief. Ein eigner, an diesen geschriebener Brief zeugte von seinem Eifer und seiner warmen Verehrung. Athanasius folgte dem milden Ruf und eilte seiner verlassenen Gemeine mit banger und freudiger Vaterliebe entgegen. Indeß war seit einigen Tagen der Hafen von Alexandrien, reich von Menschen bekränzt, ein Schauplatz der ungeduldigsten Freude, des lautesten Enthusiasmus gewesen. Das Volk, von Athanasius Rückkehr benachrichtigt, harrte seiner Ankunft durch Tage und Nächte entgegen. Endlich segelte ein Schiff heran, auf dessen Vordertheil eine weiße Flagge mit rothem Kreuze wehete. Lautes Jauchzen schallte bei diesem Anblick durch die Lüfte. Vergebens strebte der fromme Presbyter die wilden Ausbrüche zu mäßigen. Frauen und Männer drängten sich nach dem Fahrzeug, stürzten vor ihm nieder, erdrückten sich fast, um mit ihren Lippen den Saum

seines Mantels zu berühren, und in triumphirender Begeisterung ward der Held, der Verfechter des wahren Glaubens, nach der Kirche St. Theanas getragen. Ihn hier auf den bischöflichen Thron setzend, harrte die Menge in demüthiger Stille des ersten Wortes aus seinem Munde. Doch sein trüber Blick schreckte sie, ehe noch prophetische Worte ihre Herzen trafen. Wie, hub er an, soll Friede unter den Menschen bleiben, die sich gleich ausschweifend der Freude und dem Schmerze hingeben. Uneingedenk der Worte des Herrn: Ihr sollt keine Götter haben neben mir, habet ihr Abgötterei getrieben mit dem Menschen Athanasius. Habet acht, er wird nicht lange unter euch bleiben.

Und wirklich sollte er nur zu bald aus ihrer Mitte gerissen, aufs neue dem alten Hasse Preis gegeben werden. Die zu Treveri gestiftete Freundschaft zwischen dem jungen Kaiser und dem Patriarchen verschaffte dem Letztern nur die ruhige Wirksamkeit weniger Jahre. Denn Konstantin, von den Furien seines Hauses gestachelt, ward durch einen frisch entzündeten Streit mit Konstans wild über seine Gränzen getrieben. Schnell drang er über die julischen Alpen und bedrohete Aquileja, ehe an Gegenwehr gedacht war, doch der ruhige Widerstand seiner Gegner verlockte den jungen Helden, er fiel unter dem Schwerte des klügern

Feindes. Konstanzius ward nach seinem Tode Herr von Konstantinopel. Die Arianer frohlockten. Eusebius von Nikomedien wendete sich kräftiger gegen Athanasius. Eine Versammlung zu Antiochien entschied: ein Bischof könne nicht eigenmächtig durch Kaiserwort wieder eingesetzt werden; die Kirche allein habe ihn frei zu sprechen oder zu verdammen. In Sachen des Glaubens blieb Konstanzius keine Wahl, indem ihn der schlaue Euseb durch tausend künstliche Wendungen umschlungen und gefesselt hielt. Wie es nun darauf ankam das allgemeine Gesetz festzustellen, so durfte persönliche Wohlfahrt nicht in Betracht kommen. Athanasius ward daher mit Verläugnung kaiserlichen Ansehens dem Ausspruch geistlicher Väter überantwortet.

Rom behauptete schon lange den Vorrang unter den christlichen Kirchen. Das ganze Abendland war ihr unterthan. Die Stimme des dortigen Patriarchen war daher für die Mehrzahl europäischer Bischöfe entscheidend. Der Eusebier Vorsicht durfte es nicht versäumen, Athanasius so hohen Schutz zu entziehen. Man forderte den Bischof Julius auf, die Ruhe der Kirche wieder herzustellen und deshalb ein Konzilium zu Rom zu versammeln. Auf die erste Nachricht hiervon eilte Athanasius nach Rom. Die Pforten des Vatikan öffneten sich ihm willig, der milde Greis

empfing den Verfolgten mit achtungsvoller Liebe. Die Unschuld durfte hoffen zu siegen. Doch nutzte man Athanasius Abwesenheit, und setzte den verhaßten Gregor mit gewaffneter Hand auf den verlassenen Stuhl von Alexandrien. Der Präfekt Philagrius achtete wenig, daß sich das Volk empörte, er wüthete mit gesammter Kriegsmacht Aegyptens unter den Einwohnern der Stadt und unzählige Opfer mußten der Treupflicht und Liebe fallen. Die Stimmen der Gemordeten schrien zu Athanasius Herzen. Er eilte zurück und versuchte Recht und Wahrheit auf mildere Weise zu behaupten. Doch mußte auch er roher Willkühr weichen und mit blutendem Herzen den friedlichen Hirtenstab in den Händen eines Würgengels zurücklassen.

Seiner trüben Wanderung aus Aegypten schlossen sich viele Mönche aus Thebais an, die zu Rom des heiligen Petrus Grab durch Stiftung mehrerer Klöster zu ehren strebten. Die fromme Schaar zog mitsammen in die Mauern der Stadt, und die Blicke des leichtsinnigen Volkes, das durch die Würde ihrer Gestaltung und ihres Wesens einfache Klarheit wundersam gerührt ward, folgte ihnen mit stummen Erstaunen. Des Antonius Schüler achteten wenig darauf, als sich ein Jüngling von hohem Blick und edlem Anstand zu ihnen gesellte und ohne ein Wort zu sprechen,

ihren Schritten folgte. Sie nahmen ihren Weg nach der Via Sacra. Durch den Sacriporticus gehend, fanden sie sich den beiden Triumphbogen des Titus und Konstantin des Großen gegenüber. Der Jüngling stutzte hier, wie von einem plötzlich kommenden Gedanken getroffen, sein Blick fiel prüfend von der pomphaften Weltherrlichkeit auf die unscheinbaren Mönche nieder. Nicht lange so wandte er sich von ihnen, und blieb gedankenvoll an den Tempel der Pallas gelehnt. Athanasius hatte ihn wohl beachtet, sein Auge verrieth den Kampf seiner Seele, doch wollte der tiefsehende Bischof den Sieg nicht übereilen und ging still an ihm vorüber.

Des folgenden Tages aber fand er denselben Jüngling wieder auf seinem Wege, finstrer, unruhiger im Aeußern als gestern. Es dünkte ihm daher wohl an der Zeit, ein gutes Wort zu ihm zu reden. — Weshalb auch, hub Athanasius an, schleichst Du so trübe durch die volkreichen Straßen und heftest das Auge in dunkler Wehmuth auf die Denkmale alter Herrlichkeit? Darf der Römer trauren, wenn er so Großes erblickt? Darf der Jüngling verzagen, weil er dasselbe noch nicht geleistet? Das Mark ist geschwunden, sagte jener düster, die Zweige schießen kränklich aus dem verdorbenen Stamm hervor, jählinge Wasserreise sind es,

das Auge zu täuschen. Es ist aus mit der Römer Größe, und wie zum Spott stehen die würdigen Ehrenzeichen einheimischer Kraft neben fremder Zuthat, den Ausgearteten höhnend! — Wie klagst Du doch, erwiederte Athanasius, da Du Dich zu Größerm, als die Zeit fordert, bestimmt fühlst? Was schadet Dir, daß Andere kleiner denken? Meinst Du, das Hohe, Göttliche sey an den Zeitmoment gebunden? Mir ist der Muth gebrochen, erwiederte der Römer, die Phantasie hat kein Bild für diese Gegenwart. Obgleich kein Christ, so habt ihr Mönche mich einzig noch gerührt. Es war mir neu, den Willen so gebunden, durch eigne Macht gebunden, auf Eines hingerichtet zu sehn. Ihr ginget so still, so achtlos an den nie gesehenen Herrlichkeiten vorüber, ja Einer unter Euch hob nicht das Haupt, und wanderte gesenkten Blickes durch Straßen und Plätze, auf Eines nur sinnend, das ihm der innere Blick allein offenbarte. Es kann der Mensch so viel, und selten geschieht doch Etwas, das der Rede werth verbliebe. Spurlos verklingt der Meisten Name, und was durch Jahre sich langsam fort entwickelt, das fließt hinein in die große Fluth gemeinen Thuns, der Quell bleibt unentdeckt, man hat der Mit- und Nachwelt umsonst gelebt! Wer bist Du Jüngling, fragte Athanasius, daß Du den stillen Fortgang geselligen Verkehrs

so stolz verachtest? Lebt Dir kein liebend Wesen mehr? Sind alle Bande Dir zerrissen, die Menschen an Menschen fesseln? Hilarion ist mein Name, erwiederte jener, ich bin der reichen Marcella Pflegling; die Aeltern habe ich nicht gekannt. Einst träumte mir, ich sehe den Vater, er saß auf goldenem Thron, der dunkelbrennende Purpur umwallte seine Schultern, und als ich erwachte, da rief das Volk laut: Konstantin! Heil unserm Kaiser Konstantin! Der große Herrscher zog in die Stadt, ich sah' ihn von Angesicht zu Angesicht, denn das verlangende Herz trieb mich dicht vor seinem Pferde; doch, als ich ihm so nahe kam, da schauderte ich von unbekannter Angst befallen zurück. Mir war, als sehe ich Blut an seinen Händen, und Krispus, der schöne Jüngling, trat warnend zwischen mich und ihn. Du glaubst — fragte Athanasius; ich weiß entgegnete jener, doch laß das jetzt, sage mir vielmehr, ist es möglich, daß ich des Vaters Seele durch strenge Buße büße? Kann freie That die Kette des Schicksals sprengen, die eines ganzen Hauses Glieder in Fluch gefesselt hält. Dem Römer ist das Opfer seiner selbst nicht neu, und hier Gottlob fühle ich der Ahnherrn Blut in meinen Adern! Die Außenwelt ist mir verfallen, ich will des Fußes Kraft nicht länger auf morschem Grunde prüfen, Entsagung ist mein Loos. Ich

muß die wilde Gluth bezähmen, doch laß mich glauben, daß mein Daseyn nicht zwecklos hier auf Erden sey. Mein Sohn, erwiederte der Bischof, Du kannst nichts höheres thun, als Dich dem Unsichtbaren weihen, und wie der Mensch des gleichgeschaffenen Wesens Fehl sühnen und dessen Seele lösen könne, das sagt des Herrn Erscheinen auf Erden. Doch bleibe demuthsvoll und gefalle Dir nicht selbst in der Größe Deines Opfers. Jetzt aber führe mich zu Marcella, ich habe viel von ihr gehört, sie hat den Ruf der mildthätigsten Matrone in Rom, und Deine Bekanntschaft macht sie mir vor allem werth.

Sie waren unter diesen Worten an den Circus Maximus gekommen, und befanden sich jetzt bei dem nahe gelegenen Heraklestempel. Hilarion blieb gedankvoll stehen. Du starker Reiniger! rief er begeistert, Du ewiges Natursymbol, Du hast den Feuertod gelitten, zu zeigen wie der Mensch nicht zagen solle, wenn die Flamme über ihn zusammen schlägt! Du verklärter Gott! die Erde blieb unter Dir, Du entstiegst ihren Schlacken! auch mir! auch mir entschwinde sie, die trübe Gauklerin! Athanasius betrachtete den Jüngling verwundert, sein starker Bau, die breite Brust, des Halses gedrungene Kürze, der kleine, stark gelockte Kopf, alles in ihm rief das Bild des Heidengottes zurück,

nur neigte sich das Haupt wehmüthig auf die Brust, die Arme, vom Kampf des Lebens ruhend, hingen schlaff, es schien als gebe er sich, der Verklärung harrend, willig dem Erdenschmerze hin. Da rief Athanasius, mein Hilarion, schau hinauf! das ahndungsvolle Räthsel ist gelöst, die Schlacken wirrens Glaubens fallen nieder, das Licht des Herrn leuchtet Dir. Und Hilarion sah ein flammend Kreuz durch die Wolken brechen, und langsam über der hohen Roma hinziehen! Das Volk lief jauchzend herbei, Athanasius umringend, zu dem der Herr durch jenes Zeichen gesprochen. Doch Hilarion rief, lösche, o lösche durch das Bad der Taufe diese Flammen, die mich verzehren. Da wand sich der lange Zug herzugeströmter Menschen zwischen dem aventinischen Berge und der Tiber hin, an deren Ufer Hilarion die Weihe des Herrn empfing.

Wenige Tage darauf war der Jüngling verschwunden. Niemand wußte von ihm. Marcella harrte seiner lange als eines Verreisten, doch Wochen und Monate vergingen, ohne daß er kam. Da trat Athanasius eines Abends zu der hellen, behaglich sinnigen Matrone. Sie verwunderte sich des Gastes, aber er sagte: ich bringe Dir Kunde von Hilarion. Wo, rief sie, o sage, wo weilte er so lange? und warum, wenn er hier ist, kommt er nicht selbst zu mir? Er ist nicht

hier, entgegnete Athanasius! Nicht? fragte sie langsam. Und kommt auch niemals wieder, fuhr er weiter fort, er weilt wo Neugier ihn nicht finden, und müßige Liebe ihn nicht suchen soll! O heilige Götter, schrie Marcella laut, er ist gefangen, meiner Minervina Sohn! die Brüder haben meuchlisch ihn befallen! Der Minervina unbekannter Sohn, sagte Athanasius ernst, bleibt unbekannt, er will es so, Du, wirf nicht neuen Zankapfel unter Konstantins Geschlecht! Hilarion hat die Welt verlassen, und seinen Wohnplatz auf dem Strande zwischen dem Meer und einem Sumpf unweit Gaza genommen. Er büßt des Vaters und der Seinen Blutschuld in stiller Wirksamkeit. An zwei tausend Anachoreten sind ihm gefolgt und siedeln sich um seine Hütte an! Beklage nicht was Gott gewollt.

Marcella blieb gedankenvoll und schweigsam, den innern Kampf verbergend. Doch als nach langer Zeit Athanasius die Schwelle ihres Hauses wiederum betrat, war alles hier verändert. Statt der reich gekleideten Sklaven öffnete ihm eine ältliche Pförtnerin die weiten, unverzierten Hallen. Des Erlösers Bild an schwarzem Kreuz schmückte einzig noch die nackten Wände. Tiefes Schweigen herrschte überall, und nur der fromme Gesang einsamer Nonnen sagte, daß jener Tempel geselliger Lust zum Kloster umgewandelt sey.

Marcella, heiter und klar wie sonst, freuete sich ihres Entschlusses gegen den heiligen Vater, der sie fest darin bestärkte, so daß sie ihn niemals wieder aufgab. Und viele fromme Matronen Roms folgten ihrem Beispiel, von Athanasius und den ägyptischen Mönchen angefeuert und geleitet.

Während fromme Thätigkeit so freudig und so rastlos wirkte, ruhete doch der Bösen Eifer keinesweges. Der Bischof Roms hatte nebst funfzig katholischen Presbytern Athanasius in einem Konzilium frei gesprochen. Dies fachte der Arianer Eifer verdoppelt an. Konstanzius ward gedrängt, der Abend- und Morgenländer Meinung als Schiedsmann gegen einander abzuwägen, und deshalb eine Synode zu Sardika auszuschreiben, als demjenigen Orte, der bequem gelegen, die Entfernten zu einander führen könne. Als es nun so weit kam, hielten sich dennoch die orientalischen Bischöfe, ob aus Zagheit oder anderm Grunde, zurück, und versammelten sich zu Philippolis. Beider Konzilien Ausspruch war, den Ansichten der Parteien gemäß, einander widersprechend. Konstans, den Katholischen treu, nahm hierauf Athanasius in ganz besondern Schutz, berief ihn zu sich nach Mailand und ließ in geheimer Unterredung seinen Eifer für Aufrechthaltung des Glaubens in heftigen, den Gegnern drohlichen

Worten laut werden. Doch Athanasius mäßigte das wilde Feuer und suchte durch Vereinigung der Brüder die Vereinigung der Kirche zu befördern. Allein sein Bemühen war fruchtlos und nur feindlich gerüstet sollte es dem abendländischen Kaiser gelingen, Konstanzius zu Erfüllung seiner Wünsche zu bewegen. Dieser, im Perser Kriege verwickelt, schonte den Bruder scheinbar, und willigte in die oft nachgesuchte Wiedereinsetzung des ägyptischen Primas. — Athanasius, hier Arglist im Hinterhalt fürchtend, ließ die Einladung des Kaisers in dreien Schreiben an sich ergehen, ohne sich geneigt zu fühlen, ihr Folge zu leisten. Doch der gleiche Ruf an alle mit ihm verbannte Presbyter machte ihn endlich sicher. — Er schickte sich an, seinen großmüthigen Beschützer zu verlassen, der mit unruhiger Wehmuth von ihm schied, und ihm wiederholt seinen Beistand bei jeder widrigen Vorkommenheit verhieß.

Der Primas durchzog in kleinen Tagereisen Thrazien, Asien und Syrien. Die kriechende Unterwürfigkeit der arianischen Geistlichen mußte ihn eben so empören, als unsicher über die nahe Zukunft machen. In Antiochien empfing ihn der Kaiser. Seine Umarmungen und verbindliche Worte engten das Herz des muthigen Bischofs ein, dem nicht anders war, als ver=

binde man ihm die Augen, um den heimlichen Streich desto ungehinderter zu führen.

Voll schwerer Ahndungen betrat er Alexandrien. Ihn konnte die rührende Freude der Einwohner nicht von den grausen Bildern der Zukunft abziehen. Und wirklich zerriß die Nachricht von Konstans Ermordung zu Helena nur zu bald seine Seele. Die Abendwelt war den Gräueln des Bürgerkrieges aufs neue Preis gegeben; im Orient hob die Schlange desto freier ihr giftiges Haupt. Konstanzius, nach Bezwingung des Maxentius, Alleinkaiser, kannte seiner Rache keine Schranken. Auf einem Konzilium zu Mailand wurden alle katholische Bischöfe, welche es wagten Athanasius zu vertheidigen, schimpflich verbannt, ja man erröthete nicht, den blinden Greis Hosius, Bischof von Cordova, in einem Alter von hundert Jahren seiner Würde zu entsetzen und dem Elende bloszustellen. Kaum war die Kunde solcher That über das Meer geschollen, als die Legionen Oberägyptens und Lybiens unter Anführung des Syrianus Alexandrien bedroheten, die Auslieferung des verfehmten Bischofs fordernd. Es war um Mitternacht, da Athanasius mit seinen Treuen in der Kirche St. Theonas betete, und ruhig dem Ausgang so naher Gefahr entgegen sah, als fünf-

tausend Gewappnete hinein stürzten, im zweideutigen Licht der heiligen Ampeln alles auf ihrem Wege nieder machten, was ihnen nicht ausweichen konnte, und dem bischöflichen Stuhl blutdürstig zuströmten. Der Schimmer ihrer Helme und Schwerter erhellte grausend die verzerrten Gesichter, welche brüllend die Psalme frommer Betenden überschrien. Athanasius schloß die Augen, faltete seine Hände, und Gott hingegeben erwartete er dessen Willen. Da faßten ihn der Kriegesknechte rohe Fäuste, rissen ihn vom beschöflichen Thron und richteten die hellen Schwertesspitzen gegen seine Brust. Es half nichts, daß sich das kleine Häuflein Mönche auf ihn warf, die tödtlichen Streiche abwehrend, und ein Gemetzel um ihn her entstand, dessen der Geschichte ewiger Mund mit Entsetzen gedenkt. Athanasius ward zu den Todten gezählt und triumphirend verließ die wilde Horde das heilige Gebäude.

Die ersten Strahlen des heraufsteigenden Morgens brachen sich kaum an den Wänden der Kirche, als Athanasius, aus dumpfer Ohnmacht erwachend, den matten Blick auf den blutbefleckten Altar warf, an dessen Stufen Verwundete wimmerten und unzählige Opfer ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten. Das Entsetzen schüttelte ihn wach, er fuhr in die Höhe, Ströme Blutes netzten seinen Fuß, er schwankte zu

dem umgestürzten Thron. Gott! Gott! rief er, deine Hand liegt schwer auf meinem Haupte. Rette Dich, flüsterte eine nahe Stimme, und das bleiche Gesicht eines Sterbenden sah zu ihm auf, rette Dich, schütze die Kirche, Du bist von Gott gerufen, wir fielen dem Herrn ein Opfer, Du aber solltest leben, darum lebe dem Herrn! Indem richteten sich viele der Gefallenen auf, und hoben ihre Hände flehend in die Höhe. Da war es Athanasius nicht anders, als trügen ihn die Seelen der Gestorbenen auf glänzendem Fittig zur Kirche hinaus, unerkannt an den Kriegsknechten vorüber, die noch in den Straßen und Häusern der Katholischen wütheten. Er stand plötzlich vor einem prächtigen Gebäude, an dessen Eingange ihm eine blendend schöne Jungfrau mit den Worten entgegen trat: Kommst Du Herr? — Deine Magd harret Deiner. Verwundert rief er, wie weißt Du von mir, da ich Dich nicht kenne? Sie aber neigte sich zur Erde, und das schöne Augenpaar zu ihm aufgeschlagen, sagte sie: Du hoher Herr bist mir im Traum erschienen, und wie ich thun solle, ward mir verkündet. Drauf führte sie ihn leise, daß niemand ihn sehe, in ein entlegenes Gemach, trug mit eigener Hand ein golden Gefäß mit warmen Wasser und Spezereien herbei, kniete nieder, wusch und salbte seine Füße und netzte mit heißen Thränen die Wun-

den, welche rohe Gewalt ihm zugefügt. Athanasius betrachtete wohlgefällig die fromme Schönheit ihres Gesichts, so wie die kindliche Ergebung in Worten und Werken. Holde Theone, denn keine Andre als Du kann den Ruf so seltener Gestaltung in Alexandrien behaupten, sagte er: wie wagst Du mich bei Dir zu verbergen, da man bald genug meine Flucht inne werden, und mich aufsuchen wird?. Doch sie breitete sorgsam weiche Decken auf ein Lager, und erwiederte: ruhe Du, indeß Deine Magd für Dich wachet und betet.

Durch viele Tage pflegte sie seiner mit der zartesten Sorgsamkeit und Treue. Es verdoppelte sich indeß mit jeder Stunde die Gefahr. Denn es war seinen Verfolgern nicht entgangen, daß sich Athanasius nicht unter den Leichen in der heiligen Theonas befinde. Man durchsuchte alle Schlupfwinkel, nur das Haus der edlen Jungfrau war aus geheimnißvoller Ehrfurcht vor der Gewalt der Schönheit bis jetzt unangetastet geblieben. So unbegreifliche Schonung fand indeß in der steigenden Wildheit der Gemüther ihr Ende. Erhitzt durch das Vergebliche ihres Bemühens entflammten sich Comes, Präfekt und Tribunen, ja ganze Heere zu dem wilden Vorsatz, Athanasius aus seinem Versteck lebend oder todt an das Licht zu schleppen. Stadt und Land wurden von Truppen und Spähern durchzo-

gen. Die Ruhe der Einwohner und der Rechtgläubigen Sicherheit war überall gleich gefährdet. Auch Theone mußte fallen.

Die Dauer der Gefahr betäubte nach und nach Sorge und Vorsicht. Die Furcht ward den Meisten unterthan, wie sie früher alle Gemüther beherrschte. Man bebt nicht ewig vor dem Unentgehbaren. Auch Theone lernte endlich vergessen, welch ein schwer Verhängniß über ihrer Stadt schwebe, und sie jeden Augenblick zu treffen drohe. Glück wie Unglück machen endlich kühn, und so wagte sie in einer mondhellen Nacht ihren hohen Gast in die erfrischende Kühle ihrer Gärten zu führen. Ein feuchter Wind vom Meere herüber strich leicht über würzige Blumenbeete, die Luft wogte und duftete im süßesten Wohlgeruch. Theone stand vergnügt in Mitten so holder Himmelsgabe, ihre Blicke tanzten hellen Lichtern gleich über der bunten Farbenpracht. Gewiß, rief sie, die Welt ist schön, und unbegreiflich ist es, wie Menschen sie so trüben können! Wie rein, Du frommer Vater, der Friede in unsrer Brust hier Antwort findet! Mir ist ganz unbeschreiblich wohl! Doch dünkt mich sehen die Sterne so bleich vom Himmel nieder! Das kommt vom Mondenschein, entgegnete der Bischof, dem größern Licht muß allezeit das kleinere weichen. So liebes Kind wird

einst der Erde freudiger Schein vor dem Himmelsglanz zurück bleiben! Dein Auge wird noch Holderes schauen, als diesen bunten Teppich, der Dich so entzückt. Dort oben leuchtet die brennend hohe Lilie, die Purpurrose und der Orange Gold weit milder, hell und durchsichtig wirst Du die Dinge sehen, den Demanten ähnlich, doch nicht so hart und steinern wie diese, der frische Duft wird Deine Sinne nicht betäuben, kein giftig Thier unter Blumendecken Deinen Fuß verletzen, befreundet wird die Kreatur der Kreatur sich nahen, Schreck und Abscheu bleiben zurück in dieser Welt. Wie lieblich machst Du mir den Tod, rief Theone, dem Vollgenuß des Schönen hingegeben. Gewiß er zerschneidet nicht den Lebensfaden, er wird nur glänzendfein in seiner Hand, wie er ihn fortspinnt in die schöne liebe Welt des Himmels. Des Menschen Auge sieht das grobe Band, das hier zurücke blieb und glaubt es abgerissen, nicht wahr so ist's? So ist's, entgegnete Athanasius, dem Frommen ist es so; wie sein Blick nicht abgeschnitten ist von der lieben Heimath, verklärt sieht er dasselbe wieder, das sagt des Herrn Erscheinen nach seinem Tode in selbiger Gestalt, als er auf Erden hatte. Doch sah ihn niemand als der Jünger Auge. Dieselbe Gestalt wiederholte Theone, und Blick und Lippe und der Ton der Stimme,

alles was mich hier entzückt, soll ich dort wiedersehen! O Gott, wie friedlich wird sich jede Irrung lösen, wie herrlich wird es jenseits seyn!

Sie hatte kaum die Worte gesprochen, als Lärm und Fackelschein aus dem nahen Gebäude herüberdrang. Er ist vorbei! rief Theone zusammenschreckend, wir sind verrathen. Um Jesu willen, heilig hoher Herr rette Dich! Dort führt ein schmaler Gang dem Hügel seitwärts, eine Höhle öffnet sich hinter dichtem Gebüsch, tritt getrost hinein, ein Stein wird sich Dir zeigen, wälz' ihn zurück, dann geh den dunklen Steinpfad hin, bis Dir das Meer entgegen leuchtet, dort harre bis es tagt, ich sende Dir ein kleines Boot, wenn ich die aufgeregten Gemüther besänftigt und sie überzeugt habe, daß Du nicht hier verborgen bist. Geh', rette Dich, wenn Du nicht willst daß ich zu Deinen Füßen sterbe. Sie wandte sich schnell dem Hause zu. Athanasius zauderte, ihm war als könne er den Fuß nicht von der Stelle heben, doch hörte er bald den Lärm sich nah'n. Wenn man mich fände, dacht' er, ists um sie gescheh'n. Er ging der Höhle zu. Bald war er an des Meeres Strande. Die Stunden wanden sich langsam hin. Kein Boot erschien. Gedankenvoll setzte er sich am Ausgang der Höhle nieder. Sein Herz war tief bewegt. Ein ungekanntes Leid bedrückte es dumpf, er

athmete schwer und schloß die Augen dem dämmernden Tagesschein. Da rauschte es zu seiner Seite. Er blickte auf. Ein Jüngling mit Helm und Waffen stand ihm gegenüber. Erschrick nicht, sagte er sanft, als Athanasius von seinem Sitze auffuhr. Ich komme von Theonen. — Von ihr? Du? rief der Bischof. Sollst Du mein Führer seyn? nein, rief der junge Krieger, Helm und Waffen von sich schleudernd, nein göttlich Wesen, ich bin Deiner Führung fortan hingegeben. O warlich, Du bist mir vor allen Menschen theuer! Wie unerreichbar groß mußt Du nicht seyn, da Theone für Dich starb. Solch Opfer kann nur den Himmlischen werden. Du weinst? Dein frommes Auge hat auch für Sterbliche noch Thränen. O Gott, so fühle wie ich leide. Sie war mein Alles auf der Welt. Ein halbbekämpfter Schrei drang in gebrochenen Tönen aus seiner Brust. Er sank zu Athanasius Füßen und weinte heftig über dessen dargereichter Hand. Mein armer lieber Sohn, sagte dieser nach einer Weile, Du hast wohl Recht zu trauern, auch mir war sie ein Engel! War! rief jener heftig, ist es nicht mehr! ach nein sie ist uns Beiden nichts mehr auf der Welt! Auf dieser Welt sichtbar wohl schwerlich, unterbrach ihn Athanasius, doch unsichtbar? Wer darf das sagen! Ich zweifle nicht, sie ist ein Werkzeug höhern Willens! Ich habe

nicht die rechte Einsicht in den ganzen Vorgang, drum erzähle mir, wie sich alles so wunderbar fügen mußte, denn Wunderbares spürte ich immer in Theonens Wesen. Vor wenig Jahren, hub der Krieger an, kam ich als Tribun von Konstantinopolis hieher: mein Name ist Marcian. Ich sah das schöne Mädchen. Meine ganze Seele war im selbigen Augenblick ihr eigen. Theone hing von niemand ab; reich, frei und liebend gab sie mir bald ihr schönes Herz. Beide im arianischen Glauben auferzogen, störte auch im Innern nichts den Frieden unserer Neigung. Seit mehrern Wochen war es plötzlich anders. Theone blieb jedem unzugänglich. Ihre Thüre war auch mir, dem liebsten Freunde, verschlossen. Ich flehete, ich drohete und trotzte ihr; sie war nicht zu erweichen noch zu erschrecken. Ich glaubte, die Gräuel der Verfolgung haben sie betrübt, ihre weiche Seele bebe vor dem Krieger zurück, der dem Befehle seiner Obern folgen mußte. Mir war es unerträglich zu denken, daß mich Theone mit jenen rohen Henkern in eine Klasse werfe. Ich hatte immer jeglichen Opfers geschont und war mir bewußt, des Guten mehr als des Bösen gestiftet zu haben. Es lag mir so viel an ihrer Meinung. Deshalb schlich ich verkappt in ihr Haus und trat unversehens vor sie hin. Sie erschrack zu Anfang, doch faßte sie sich und

sagte ernst: Marcian, ich habe Dich entfernt, weil ich mich selbst vergessen mußte. Jetzt bist Du mir nahe, ich fühle Dein Recht auf mich, so erfahre denn alles. Es träumte mir in einer Nacht, mein Vater, der früh verstorbene, stehe an meinem Lager. Theone, sagt' er, verfolgst auch Du Athanasius, der schon im Knabenalter ein Heiliger war? Dann wisse, als ich mit vielen Kindern einst im Hafen unserer Stadt Spiele trieb, trat er, uns an Jahren gleich, plötzlich mit Mienen und Geberden eines Engels unter uns. Sein Antlitz leuchtete als er sprach, kommt Kinder, ich will Euch taufen. Und er nahte sich dem Meere, netzte unser Haupt und sagte: ich weihe Euch dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist. Alles dies ging unter den Fenstern des bischöflichen Palastes vor sich. St. Alexander sah ernsthaft auf uns hin. Er ließ Athanasius rufen, und vor dem heiligen Kinde staunend, that er und alle Presbyter den Ausspruch, daß die Handlung in Gottes Namen geschehen, volle Gültigkeit vor Gott und Menschen habe. Ich ward im Leben von Arius verlockt, Du aber sollst mich sühnen. Drum harre eilf Nächte nach einander, und thue Deine Pforten auf, daß Du dem Heiligen eine Zuflucht zeigest, nimm ihn auf, schütze ihn, und rette ihn mit Deinem Leben. Theone hielt zögernd inne. Marcian

mein Geliebter rief sie, Athanasius ist bei mir. O dürftest Du ihn sehn! Wie göttlich groß ist dieser Mensch, den der lästerlichste Wahn verketzert. Ich bin zu seiner Wächterin ausersehn, mein Marcian, verlocke mich nicht von meinem Posten. Geh', ehre das Heiligthum, das ich beschütze. Sie entschlüpfte meinen Armen und verbarg sich in dem fernsten Winkel ihres Hauses. Von da, vergib mir, zitterte ich nur für sie. Heute Nacht geschah auch, was ich so lange fürchtete, Theonens Wohnung ward umstellt, Syrianus führte uns selbst, ich drang zuerst hinein, ich suchte sie mit unnennbarer Angst, sie war nirgend. Da stürzte sich das wilde Heer in ihre Gärten, und ehe ich sie erreicht, hatte Syrian sie gefaßt. Das zarte Kind zitterte bleich in seinem Arm. Man schrie betäubend auf sie ein. Was wollt ihr mir, ihr Männer, sagte sie schwach, ich war so selig froh in dieser Stunde! gewiß, ich schwöre es vor dem ewigen Gott, ich bin ohne Schuld! Das zarte Haupt sank etwas seitwärts matt auf ihre Brust, sie hob das Auge in die Höhe, es fiel auf mich. Du hier, Marcian! sagte sie mit bebendem Ton. O! leih' mir Deinen Arm, mir wanken die Knie, ich sinke nieder mein Freund. Ich nahm sie zitternd an meine Brust. Ist's möglich, flüsterte ich leise, so rette Dich, Du holder Engel! Durch Verrath? stammelte sie, mein

Marcian fordert das nicht von mir! Viele waren durch den Zauber ihrer Schönheit getroffen, sie standen ungewiß und zögernd, was sie thun und denken sollen. Doch der wilde Syrian rief heftig: birgst Du den Ketzer, so sey Dir Gott gnädig; und somit durchwühlte er und seine Horde noch einmal Haus und Gärten. Ich durfte nicht zurück bleiben. Sorgsam trug ich die Geliebte auf ein frisches Blumenbeet, erwartend, der balsamische Duft solle sie stärken; sie lehnte ihr Haupt an meine Wange und lispelte kaum mir verständlich: hat mich Gott erhört, so ist der Heilige gerettet. Dann wartet er in der Höhle am Strande, Marcian, ein Fahrzeug muß ihn noch in dieser Nacht weit von dem Ufer tragen, nach Gaza, denk ich, führst Du ihn! Ich drückte schweigend meinen Mund auf ihre Lippen, und eilte, wo möglich Unglück zu verhüten. Ich folgte den Uebrigen; doch Syrianus tolles Wüthen sagte mir schon von fern, daß Du nicht gefunden warst. Freudetrunken kehrte ich zu dem theuren Kinde zurück. Doch der Schreck hatte das treuste Herz gebrochen, entseelt, mit gefaltenen Händen, das schöne Auge halb geschlossen, lag sie an einen Granatbaum gelehnt. Der Mund schien sich zu Liebeswort und Kuß zu öffnen, ein selig Lächeln schwebte auf den Lippen. Ich drückte sie im dumpfsten Wahnsinn tausend und tausend Mal

an mein Herz; der Liebe, dachte ich, sollte es gelingen ihr Leben einzuhauchen. Ach Gott, es war umsonst! alles umsonst! mein Athanasius. Wie eine geknickte Blume lag sie da. Der Granatbaum, schien es, habe seine schönste Blüthe fallen sehen! Warum denn gerade sie, warum mein liebstes, liebstes Leben! Warum? wiederholte Athanasius, hat Gott den eignen Sohn geopfert, wie dürfen Menschen klagen, wird geringeres Opfer von ihnen gefordert! Mein Sohn, die Himmelsblume konnte hier nicht gedeihen, die rohe Menschenhand zerbrach das zarte Leben. Zu ihrer Heimath flüchten die Lieblinge des Herrn! Liebling des Herrn, rief Marcian entzückt, ja, nenne sie so mein Vater, die Gottbegabte, reine Jungfrau. O Theone, meine Theone verlaß mich nicht, sey mit mir hier auf Erden.

Er barg das Gesicht in beiden Händen und blieb eine Zeitlang schweigend in sich zurückgezogen. Dann richtete er sich stark und kräftig in die Höhe, und Athanasius die Hand reichend, sagte er, komm mein Vater, wir flüchten nach Palästina. Aegypten versagt Dir jetzt Schutz und Obdach. Doch bevor wir gehen, habe ich noch eine Bitte an Dich. Sieh', der Aeltern Irrthum hat mich in Arius Glauben auferzogen. So empfing ich das Bad der Taufe aus Ketzerhand. Jetzt drückt mich das. Reinige Du mich von der Schuld. Und da

nun die Blindheit von mir gewichen ist, und ich den Herrn in seiner Glorie erkenne, so nenne mich Petrus dem Apostel gleich, der so hoch und stark das Wort der Welt verkündete.

Athanasius that, wie er forderte, und beide schifften von Theonens Andenken beschirmt nach Gaza über. Von da wandten sie ihre Schritte nach Hilarions Wüste, und brachten dort unter den Mönchen mehrere Zeit unentdeckt in frommer Mittheilung und Thätigkeit zu. Hilarion hatte viel von seinem düstern Wesen verloren. Er lebte in steter Anstrengung und unermüdetem Eifer für das Heil der Religion. Die Klöster, welche er gestiftet, erstreckten sich bis nahe an Jerusalem. Oft ging er sie zu besuchen. Ueberall wurden Kranke gepflegt, Reisende aufgenommen, Irrende belehrt. Er strebte seinem großen Vorbild, dem heiligen Antonius nach, der in Thebais die ersten christlichen Anachoreten um sich versammelte; und als hundertjähriger Greis den frischen Eifer und die Kraft des jugendlichen Willens bewahrte. Petrus fand in so edler Wirksamkeit Trost und Ruhe. Er begleitete Athanasius und Hilarion stets auf ihren Wanderungen in die Hütten der Mönche. Seine Brust erweiterte sich unter den lehrreichen Gesprächen der frommen Väter, und sein Blick gewann Freiheit über die Erde hin-

aus, in das Reich seliger Geister zu reichen. Einst als sie unter erhebenden Worten dem Meere entlang gingen, sahen sie in einiger Entfernung eine Pilgerin vor sich her wanken, deren matte Füße kaum die gebrechliche Gestalt zu tragen vermochten. Hilarion sprang hinzu, als sie eben erschöpft an einem Steine niedersank. Er hob sie von der Erde und trug sie zu der nächsten Hütte. Die andern waren ihm gefolgt, als sie in dem engen Raum der kleinen Zelle traten. Hier saß eine würdig schöne Matrone neben einem blinden Greise und las mit klarer Stimme des Evangeliums Worte. Sie stand von ihrem Sitze auf, als Hilarion die Pilgerin auf die Decken des Ruhebettes niederließ. Der Raum war eng, so daß die wenigen Menschen dicht aneinander treten mußten. Hilarion stand vor der Matrone und forderte einige Labung für die Kranke. Doch jene sah bleich mit staunendem Blick auf ihn hin, ihre Lippen öffneten sich wie zur Frage, es verstarb ihr aber das Wort auf der Zunge. Man sah ihre Brust unter heftigen Kämpfen arbeiten, endlich rief sie, ihrer selbst nicht mächtig: ist Konstantin erstanden? seh ich ihn wieder als Cäsar des Abendlandes? sind wir in Britannia? und sucht er seine Minervina in dem fernen Eboracum? Minervina! schrie die Pilgerin mit heftiger Geberde. Du? Minervina? O ewiger Wechsel

des Lebens. Die kinderlose Bettlerin Fausta flüchtet in Deine Arme, verstoßen von dem einzigen lebenden Sohn, erbarmst Du Dich der Verlassenen. Minervina sah gerührt zu ihr hin; arme Fausta, sagte sie, Du löstest mir von je den freundlichen Zauber des Lebens, auch jetzt rufst Du mich mir selbst zurück! Der schöne Traum, der mich über vierzig Leidensjahre hinaus hob, ist vor Deinem Namen geschwunden. Ich stehe aufs Neue fragend vor Dir, unbegreiflicher Fremdling, dem der Himmel noch einmal so hohe Gestalt, so gewaltiges Auge lieh? Sage mir, wer Du bist? Hilarion, dem das finstre Geschick der Mutter, wie der verhaßten Fausta Anblick das Gemüth verfinsterte, blickte schweigend seitwärts, doch Athanasius faßte seine Hand, indem er mild sagte, willst Du die Arme des letzten Glückes berauben? Minervina, fuhr er zu dieser gewandt fort, sieh in Hilarion den Schmerzessohn, der sich am Fuß der Pyrenäen Deinem Schoos entwand. Die treue Marcella täuschte Dich und die Welt mit seinem Tode, um ihn heimlicher Verfolgung zu entziehn.

Hilarion sank überwältigt an das Herz der entzückten Mutter. Minervina zog ihn freudetrunken zu des Blinden Füßen. Hosius! rief sie, segne mir den Sohn, den wunderbar Gefundenen! O mein Hilarion! ihm dankst Du das Leben Deiner Mutter. Hosius

legte die Hand auf Hilarions Stirn. Das Diadem, sagte er ernst, hat diese Stirn nicht zieren sollen, aber Himmelsglanz strahlt über den mächtigen Brauen und leuchtet dennoch der Welt. Fausta war indeß in heftiger Bewegung aufgesprungen, ihr Auge fuhr wild umher, den einen Sohn gab ich Dir wieder, rief sie dumpf, den Andern — den Andern aber, den fordre nicht von mir, den mordete der Vater, ja bei dem ewigen Gott, Konstantin erschlug ihn! Sieh' ich mußte für den Einen zwei dem Himmel opfern! Minervina! Engel! erlöse mich von Krispus blutigem Schatten. Hier sank sie in fürchterlichen Zuckungen zu Boden. Minervina ließ sie nicht verzweifeln. Arme Seele, sagte sie sanft, möge Gott Dir seinen himmlischen Frieden schenken! O Ihr Heiligen, helft mir beten für die Ruhe dieser Gestörten. Sie kniete an Fausta's Bett, Hilarion neben ihr, Athanasius und der Bischof von Cordova schlugen das Kreuz über sie. Tiefe Stille herrschte im Gemach. Da richtete Fausta ihr Auge mild empor; mir ist wohl, sagte sie freundlich, die Last ist von mir genommen, ich sehe den Heiland zur Rechten Gottes, er winket mir, ein Engel reicht mir die Palmen, er trägt Krispus Angesicht! Unschuldig Blut, Du bist gerochen! so vergibst Du mir meine Schuld. Ihr Kopf neigte sich sanft auf die Brust, die noch ein

letztes Mal ein leichter Seufzer hob, dann schloß sich das matte Auge. Sie war von dieser Welt geschieden.

Alle freueten sich ihrer Erlösung. Nur Hilarion sah trübe auf den Leichnam hin. Unglücklich Gefäß rief er, aus dessen Innerm die Geißel der Katholischen aufflammte! Bist auch Du gebrochen! Hat der Reue Stachel Dich langsam zernagt! O Ihr Väter! des fluchwürdigen Konstanzius Mutter sollte durch Euren Segen erlöset werden, indeß Ihr selbst unter des Sohnes eiserner Hand schmachtet. Auch an Dich, blinder Greis, wagte sich der Tyrann! Mein Hosius, sollen niemals diese Ketten gesprengt werden? Wollt Ihr Heiligen ewig der Erdenmacht weichen? Ich erkenne des Vaters schnellen voraneilenden Geist in Dir, entgegnete Hosius. Vieles hat dieser gethan, vieles auch verwirrt, Du bekämpfst nur mühsam die stolze Seele. Bewahre Dich vor dem feindlichen Einfluß wilder Triebe. Vergiß es nicht, Welt und Mensch gedeihen nur in stetem Ringen. Auch die Lehre des Heilandes wird erst nach unzähligen Kämpfen rein erkannt werden! Laß drum dem Leben seinen Lauf. Und glaube fest, der Gerechte müsse dennoch siegen. Hilarion sah beschämt zur Erde, doch Athanasius reichte ihm freundlich die Hand, und sagte mit gütigem Ton: Die Welt behauptet immer in manchen Augenblicken ihre Gewalt über uns. Du

aber verstandest ihr so oft zu widerstehen. Laß Dich ihren dunkeln Ruf jetzt nicht irren! Das verzerrte Schmerzensbild hier vor Dir hat Deine Seele zerrissen, wende Dich davon ab. Fausta übte furchtbare Gewalt über Deinen Vater, ihre Hülle umdunkelt Deine Sinne. Laß sie uns der Erde wiedergeben; die grüne Decke möge sich friedlich über sie hinstrecken und schönere Blüthen treiben als ihr trübes Leben.

Es geschah wie Athanasius sagte. Faustas Grab ward durch den nämlichen Stein am Meere bezeichnet, bei welchem sie Hilarion erschöpft sinken sah. Minervina ruhete oft an dieser Stelle und betete für die Abgeschiedene. Ihre eigne Brust ward von schmerzlicher Freude über den gefundenen Sohn halb froh, halb peinlich gehoben. Hilarion sah die Mutter nie ohne inn're Aengstlichkeit, ein Blick auf sie erinnerte ihn an Fausta und das verlorne Glück seines Hauses. Er vermied Minervina und sah es gern, als sie sich nach Hosius Tode in ein Kloster zu Jerusalem zurück zog.

Mehrere Jahre waren verflossen, die Athanasius theils bei Hilarion, theils auf dem Berge Kolzim, unweit dem rothen Meere in des heiligen Antonius geweiheten Kreisen, verlebte. Ihn trieb aber der hohe Muth wie der Eifer für das Recht nach Alexandrien zurück. Er hatte keine Ruhe in dieser unthätigen Abgeschiedenheit, die jede Gemeinschaft mit seinen andern

Brüdern aufhob. Er fürchtete die Gebrechlichkeit des Menschensinnes und zitterte, daß der Arianer Herrschaft die Schwachen irren könne, welchen Gott einen Halt in seiner Person gesandt hatte. Deshalb zögerte er auch nicht, die Augenblicke zu nutzen, welche ermüdete Wachsamkeit gedungener Miethlinge und stolze Sicherheit der Ketzer ihm gönnte. Mein Petrus, sagte er dem treuen Gefährten, wir wollen Gott vertrauend nach Alexandrien zurückkehren, und thun was die bedrängte Zeit von uns fordert, ich weiß, Du verläßt mich nicht, laß uns daher getrost auf den Weg machen.

Es gelang ihnen auch, unerkannt in die Mauern der Stadt zu kommen. Theonens Gärten gönnten ihnen eine freundliche Zuflucht. Hier versammelten sich im Geheim die Treuen des alten Glaubens. Manche Nacht sah die Prälaten Aegyptens um jenen verhängnißvollen Granatbaum sitzen und heiliger Erinnerung pflegen. Der bäuerisch rohe Georg von Kappadocien saß jetzt auf Athanasius Stuhl. Die Rechtgläubigen entzogen sich angstvoll seiner Gewalt, indeß die Heiden gegen plumpe und empörende Angriffe wüthenden Widerstand leisteten. Die Gährung war allgemein. Die überspannten Kräfte sehnten sich nach Ruhe. Niemand war, der nicht die milde Verwaltung des verfolgten Athanasius zurück gewünscht hätte; und mit freudiger Ungeduld hörte man, daß die Katholischen sich aufs

neue in einer Synode zu Rimini versammeln und ihre Rechte geltend machen wollten. Athanasius eilte den Geist der Versammlung zu leiten, und schiffte nach Italien über. Alles ging nach seinem Wunsch. Er stand aufs neue gerechtfertigt vor den Augen der Welt. Doch in Selencia ward ein Gegenkonzilium gehalten, und er gehässiger als je verleumdet. Was Uebermacht und Gewalt nicht erlangte, sollte List gewinnen. Man sandte im Geheim umher und umstrickte durch schlaue Wortverdrehungen den Ausspruch der Prälaten, so daß sie ihr Erkenntniß zu widerrufen und neue Schmach auf Athanasius zu häufen schienen. Auch wurden Schwächere geschreckt und der Abfall von dem, der Alle zu retten gestrebt, allgemein. Selbst dem sterbenden Hosius preßte man aus den bleichen Lippen eine Verwünschung, die künstlich auf Athanasius bezogen ward.

So sah sich dieser denn rettungslos vom Orient und Ocident geächtet, und nirgend Ruhe und Sicherheit für sein bedrohetes Daseyn. Doch verlor er die Zuversicht niemals, welche das Bewußtseyn großen und gläubigen Seelen leiht. Er kehrte nach Alexandrien zurück, und trat in geheimer Mitternachtstunde in den Kreis seiner Getreuen, welche angstvoll der Entscheidung harreten. Für jetzt, sagte er ruhig, ist alles verloren, ich bitte Euch, mich zu verlassen. Forscht nicht nach mir, seyd auch nicht besorgt, denn obgleich niemand von mir wis-

sen darf, so glaubt, ich sey gerettet. Er segnete hierauf die Anwesenden und drängte Alle, selbst Petrus, von sich. Auch Du, sagte er mit Zärtlichkeit, sollst vor Deinen weltlichen Richtern nichts zu verbergen haben. Dein Gewissen soll rein bleiben, deshalb trenne Dich von mir, bis die Stunde der Erlösung kommt.

Alle schieden mit Thränen, er aber sagte, ich bin bald wieder bei Euch. Darauf ging er seines Weges. Wenige Stunden vor der Stadt sah er ein feines Mädchen neben einer Cisterne stehen. Er grüßte sie freundlich und fragte nach ihrem Geschäft allhier. Sie aber setzte verdrießlich ein Gefäß zur Erde und erwiederte, daß sonst der Brunnen noch immer Wasser gegeben, jetzt indeß ganz vertrocknet sey; sie wisse wohl, setzte sie hinzu, das sey der Christen Schuld, von denen die mächtige Bubastis ihr Antlitz abwende, und sich dem Osiris nicht vermählen wolle, nun ziehe sich auch der Nilgott in seine Ufer zurück und alles bleibe dürre und unfruchtbar im Lande. Athanasius sann einen Augenblick schweigend in sich hinein, dann sagte er, die Stellung der Gestirne betrachtend: laß mich in das Behältniß hinunter, bringe mir Speise und Trank durch eilf Wochen und sieh', ich schwöre Dir, Wasser soll diese Kannen füllen wie ehemals. Er stand gleich einem Propheten vor ihr, sie glaubte an ihn und ließ ihn zuversichtlich in die Tiefe hinab. Athanasius ahndete

eine Veränderung in seinem Schicksal und konnte nach dem Stande des Nils berechnen, daß nach zweier Monden Wechsel die Fluth übertreten und die Cisternen füllen werde. Er harrete, auf einem vorspringenden Steine sitzend, durch Tage und Nächte in Geduld dem Ablauf der Zeit. Doch das Mädchen konnte so geheimnißvolle Zusicherung nicht verborgen halten und ließ davon einzelne Worte verlauten. Man ward aufmerksam, ließ den Behörden davon wissen und schickte sich an, den Brunnen zu umstellen und den Verdächtigen durch List zu fangen. Allein Athanasius hatte in der Nacht zuvor geträumt: die Wasserfluth dringe mit Gewalt durch die Steinfugen hindurch und steige immer höher und höher, bis sie über seinem Kopf zusammenschlage. Er erwachte voll beklemmender Angst, und eilte noch ganz von dem Gesichte befangen an dem ungleichen Mauerwerk hinan, zu dem Gebäu hinaus, so daß er entflohen war, ehe noch einer seiner Verfolger nahete.

Er nahm seinen Weg nach Alexandrien, voraussehend, daß ihn gerade dort niemand vermuthen werde. Doch schon von fern schallte ihm wilder Volksaufstand entgegen. Alle Glocken stürmten dumpf durcheinander. Das laute Jubeln derer, die ihre Banden gesprengt im Vollgenuß wiedergewonnener Freiheit sich selbst überschrien, hallte gellend durch die Luft. Athanasius konnte nicht zweifeln, daß irgend eine große Veränderung die

armen Bedrängten aus ihrem dumpfen Jammer heraufreiße. Er nahete sich getrost. Doch welch Entsetzen befiel ihn, als er unter einem Haufen wüthender Heiden Georg des Kappadociers Leichnam in der bischöflichen Tiare auf einem Esel festgebunden durch die Straßen der Stadt umherzerren sah. Weiber und Kinder bewarfen ihn mit Unrath, spieen in sein Angesicht und schrieen ihm niedre Schimpfreden entgegen. Der bleiche verstümmelte Leib schwankte auf dem dürren Thier zum Gespött der Menge wie ein Trunkener, und riß freche Scherze über die unzüchtigen Lippen. Athanasius wollte dem Frevel steuern, doch man schlug sich um den Besitz der höllischen Beute, jedes vermittelnde Wort fachte hier nur die Gemüther wilder an. Man riß zuletzt die Leiche herunter, zerstückelte sie in viele kleine Theile und übergab sie unter gräßlichen Flüchen dem schäumenden Meere.

Starr vor Schrecken staunte Athanasius die Wildheit menschlicher Natur an. Kaum ahnete er hier Gottes lebendiges Ebenbild. Ihn schauderte vor dem Thierischen der Leidenschaft, als Petrus voll reiner, unbeschreiblicher Freude zu seines Herrn Füßen sank, laut rief: Du bist gerettet, Vater, Konstanzius ist todt, der mildere Julian ruft die Verbannten zurück. Die freudige Menschenrede goß Balsam in des Heiligen Brust.

Der wilde Tumult um ihn war gestillt; beschämt sahen die Mehresten in sich selbst zurück, und viele, die zuvor in rohem Uebermuth die Gränzen des Ungeheuern zu überschreiten trachteten, schlichen, da die That geschehen war, still und schüchtern zu ihren Wohnungen.

Athanasius ward in demüthiger Stille in seine Würde eingesetzt. Man überredete sich zu glauben, die begangene Gräuelthat, an welcher die Katholischen keinen Theil hatten, würde Julian noch mehr zu Gunsten dieser Gemeine stimmen, und ob man gleich die unläugbarsten Beweise von der Geringschätzung dieses Kaisers gegen die Christen hatte, so wagte man dennoch zu hoffen.

Allein die Folge zeigte schnell das Gegentheil. Athanasius konnte nicht zu dem keimenden Verderbniß schweigen, welches durch eine ketzerische Regierung erzeugt, sich dem gesunden Leib der Kirche mitzutheilen drohete. Er riß das Unkraut überall mit muthiger Hand aus, wo es im wuchernden Boden jugendlicher Kräfte aufschoß, und verletzte dadurch die Herzen der Bethörten. Man drohete aufs neue mit Verbannung. Doch das Volk schützte seinen Heiligen, und nur durch den Brand der großen Kirche Cäsarea gelang es im allgemeinen Aufruhr sich der Person des Bischofs zu bemächtigen. Doch Petrus, seinen Herrn vermissend,

sammelte mehrere seiner Anhänger, fachte ihren Muth in der Begeisterung kriegerisch frommen Geistes an, warf sich auf Athanasius Henker, schlug sie in die Flucht und rettete den Primas auf ein Fahrzeug, das ihn nach Thebais führte.

Er sah seine Person gerettet, aber seine Seele erlag fast unter der Schmach, welche aufs neue dem Christenthume drohete. Der abtrünnige Kaiser setzte seiner Bethörung keine Schranken. Mit Schwärmereifer behauptete er den Glauben seiner Väter. Der Heiden Rachegefühl entflammte sich in der wieder gewonnenen Freiheit und die furchtbarste Verfolgung begann aufs neue den Frieden der Kirche zu zerreißen. Mit Entsetzen hörte Athanasius, daß geweihete Leiber aus ihren Gräbern gerissen, heidnische Tempel auf ihren Ruhestätten errichtet, die Versammlung der Gläubigen gehindert, und Schulen wie Kirchen verschlossen würden.

Julian war in Antiochien und erneuerte die Opfer des Apollo im Haine Dapfer, der geraume Zeit öde und verlassen blieb seit St. Babylos, Bischof von Antiochien, in Mitten des Haines begraben lag. Julian wollte die dem Lichtgott geweihete Erde gereinigt wissen. Er ließ den Begräbnißort aufgraben, die Gebeine hinauswerfen, und weihete aufs neue Tempel und Altar durch Hekatomben der weißesten Stiere

Asiens. Die grüne duftende Erde trank gierig das rothe Blut. Julian wühlte in den Eingeweiden der Thiere und weissagte in flammender Begeisterung gleich den geweiheten Auguren. Da trat Athanasius, der niemals feige rastete, wo die That des Menschen Frucht bringen soll, vor den freudetrunkenen Kaiser und flehete im Namen der Menschheit, St. Babylos Gebeine zur Ruhe bringen zu dürfen. Julian kannte Athanasius nicht. Die hohe Erscheinung fiel ihm angenehm in die Sinne. Er betrachtete ihn lange und sagte leutselig: Christenpriester, Du wärest werth dem Lichtgott zu dienen, und deshalb verzeihe ich Dir, den geweiheten Kreis betreten zu haben. Deine Bitte sey erfüllt, nur erwarte die Nacht, damit Apollo nicht erbleiche, sieht er die Galiläer sich nahen.

Die Nacht trat ein. Ein hoher Wagen, umgeben von ungeheurer Volksmenge, fuhr in den üppigen Hain. Unter dem Gesang der Psalmen Davids und dem rollenden Donner eines heraufsteigenden Gewitters sammelte Athanasius die theuern Ueberreste des Heiligen in eine Zedernkiste, und triumphirend lenkte der Zug nach der Stadt zurück. Doch kaum hatten sie den Bezirk des Haines verlassen, als ein zündender Blitz die Statue des Gottes traf, sie herunterstürzte und das Gestein in der Flammengluth zu Staub brannte.

Nichts glich des Kaisers Wuth, der unzählige Opfer fielen, ohne es hindern zu können, daß Hungersnoth und des Mangels Folgen, Krankheit und unsäglicher Jammer bald die üppige Stadt erfüllten. Empört verließ Julian das ehemals geliebte Antiochien und wandte sich gegen Persiens drohende Waffen. Doch ihm war nicht beschieden bleibende Saat hier auf Erden auszustreuen. Allem, was er unternahm, folgte Mißlingen. Erschöpft zog sich das matte Heer aus einem verunglückten Feldzug, vom Feinde verfolgt, an die Ufer des Tygris zurück. Athanasius hatte aus Jerusalem flüchten müssen, woselbst er während des Wiederaufbaues des Judentempels war, dessen Einsturz den Christen Glorie und Verfolgung brachte; jetzt harrte er in einer kleinen Zelle in Assyriens Bergen der nahen Veränderung, welche die Christenheit befreien sollte. Hier reichte er einst dem verschmachteten Julien einen Trunk Quellwasser und mahnte ihn an, die Schlacht zu meiden, in welcher dieser fiel.

Jovians Regierungsantritt löste aufs neue der Christen Fesseln. Doch Athanasius erlebte noch eine letzte Prüfung unter Valens Herrschaft, der alle Bischöfe verbannte, welche unter Konstanzius verurtheilt waren. Er verließ, den Aufruhr seiner Anhänger zu dämpfen, die sich wild gegen das kaiserliche Wort auflehnten, zum

fünften Mal den bischöflichen Stuhl und lebte vierzig Tage im Grabgewölbe seines Vaters. Das Volk rief ihn aber zurück, schützte ihn und gewann durch festes Beharren, daß ihr Bischof fortan ungehindert seiner schönen Wirksamkeit leben konnte.

Nachdem er Aegypten noch drei Jahr durch fromme Thätigkeit ein liebender Vater gewesen, löste sich sein geläuterter Geist in stiller freundlicher Stunde von dem müden Leibe. Er starb ein Held des wahren Glaubens, ein Beispiel für alle Zeit, welches dem Menschen sagt, den Gedanken, den geoffenbarten Gott in der Brust höher zu achten, als das abhängige Ereigniß des Lebens, und kühn und fromm die Ketten zu sprengen, welche der Zeiten Wahn und Bedrückung dem freien Geiste auflegt.

Petrus folgte seinem Herrn in Lehre und Beruf, und behauptete mit Ruhm den bischöflichen Stuhl zu Alexandrien.

Nach Jahrhunderten rettete ein treuer Kreuzritter Athanasius Gebeine aus der Araber Hände und brachte sie nach seiner Vaterstadt Venedig, wo sie noch jetzt friedlich in der Kirche St. Athanasia ruhen.

IV.

Eine rheinische Sage,

in Balladen.

Von
La Motte Fouqué.

1.

Es war zu Köln am Rheine,
An einem Frühlingstag,
Daß so im hellen Scheine
Der ganze, liebe, grüne Fluß
Recht wie ein Goldband lag.

Da kam ein Schiff geschwommen
Von Schmuck und Farben hell,
Die Frauen sahen's kommen;
Manch Fräulein und manch Bürgerkind
Stand an den Fenstern schnell.

Im Schiffe stand ein Ritter,
Hochherrlich anzusehn,
Der rührte seine Zither,
Und sang „von Lieb' und süßer Treu'"
Durch's laue Frühlingsweh'n.

Ein Schwan durchschnitt die Wogen,
Dem hellen Schiff voran,
Und hat es fortgezogen
An einem Silberkettlein blank,
Thalab, thalab die Bahn.

Doch dicht bei Köln am Rheine,
Da fuhr der Schwan zu Land;
Der Ritter sang: „Die Eine,
Die such' ich hier, die such' ich hier!"
Und schwang sich an den Strand.

Wohl schien es Vielen süße:
„Möcht' ich die Eine seyn!"
Zwar gab er art'ge Grüße,
Doch schwand er ihnen all' vorbei
Zur alten Stadt hinein.

2.

„Schwesterlein, mein Schwesterlein,
Lösch die Lampe, laß uns schlafen;
Schlummer ist der beste Hafen,
Schaurig rauscht der alte Rhein." —

„Schwesterlein, schlaf' Du nur still!
Ich noch muß die Zither üben,
Weil der Mond vom Berge drüben
Aufgeht, und mich hören will." —

„Elsbeth, wie Du thöricht bist!
Kann denn Mond ein Bräut'gam werden?
Höchstens lockt aus dunkler Erden
Gnomen er zu wilder List."

„Martha, gib Dich sacht zur Ruh,
Aber laß' mich ahnend machen;
Blanke, wunderliche Sachen
Blinkt mir Nacht verheißend zu." —

„Gut; was seyn soll, muß geschehn,
Wer nicht hören will, der fühle;
Ob auch nur auf stroh'nem Pfühle,
Soll mich doch der Schlaf umwehn." —

Und es schlief die Martha ein,
Aber Elsbeth sang zur Zither,
Wie einst ihre Ahnenritter
Herrschten längs dem alten Rhein;

Wie als Waise, schwach und arm,
Fast in Dienstbarkeit gesunken,
Sie noch stets die Adelsfunken
Heg' im Busen kühn und warm;

Und, ob klug ein neu Geschlecht
Nichts auf derlei möge geben,
Könne sich ein Geist erheben,
Bräut'gam ihr und ihrem Recht.

Draussen rauscht der Strom und tropft
Regen an das kleine Fenster. —
„Weh, berief mein Lied Gespenster?
Ach, fürwahr, es klirrt und klopft!"

3.

Die Zither rauscht, die Zither klingt
Dicht vor dem Fensterlein,
Und durch die hellen Scheiben dringt
Dies leise Lied herein:

„O Fräulein Du von edlem Haus,
Verlaßnes Waisenkind,
Dir trieb das Glück den Reichthum aus,
Den Muth nicht so geschwind.

Gedenkst Du noch der Sagen grau,
Wie einst vom alten Rhein
Aufstieg ein Prinz, und nahm zur Frau
Die edle Ahnin Dein?

Davon entstammt Dein groß Geschlecht,
Doch sänk' es jetzt dahin,
Wenn nicht im Rheine altes Recht
Noch wohnt' und alter Sinn.

Ich Prinz, ich schwamm zu Dir herauf
Aus meinem grünen Fluß,
Und brachte Schätze viel zu Hauf,
Weil ich Dich schmücken muß.

Willst Du mich frei'n? Ich frage jetzt
Bei einsam stiller Nacht,
Weil mich zu sehr das Nein verletzt,
Wenn erst ich komm' in Pracht.

Da würd' ich allzuwüthig seyn,
Und wohl in kurzer Stund
Riß' mir mein lieber Vater Rhein
Das ganze Köln zu Grund.

Doch sprichst Du ja, so bin ich da
Zu Morgen froh und treu,
Und was in alter Zeit geschah,
Geschieht durch mich aufs Neu.

Erblühen soll uns ein Geschlecht
Von alter Heldenart,
Soll brechen Trug, soll üben Recht
Auf mancher Ritterfahrt.

Ein Wort jedoch heisch' ich von Dir,
Und darauf halt' ich fest,
Daß Du mein drittes Kind nach mir
Mit Namen taufen läßt.

„Und sprichst Du Ja?“ — Sie seufzte: „Ja!“—
Da schwieg der Zitherklang,
Doch scholl der Rhein sehr laut und nah
Das blüh'nde Thal entlang.

4.

„Schwester Elsbeth, sieh o sieh,
Dort vom weiten
Einen blanken Knappen reiten!
Schönres sahst Du wahrlich nie.“

„Schwester Martha, laß nur seyn.
Näher kommen
Wird er bald, und uns zum Frommen,
Wird uns Dienst und Huld'gung weih'n.“

„Elsbeth, solch ein herrlich Kind?“ —
„Sind wir minder
„Denn sonst, als andre Ritterkinder?“ —
„Wohl, doch Reichthum nur gewinnt.“ —

„Wirst es bald viel anders schau'n.“ —
Und geritten
Kam der Knapp', mit art'gen Bitten,
Neigend sich den beiden Frau'n;

Meldete den Herrn vom Rhein,
Der alsbalde
Komme von der Burgeshalde,
Und um Elsbeth wolle frei'n.

Elsbeth neigte sich mit Huld,
Aber Marthe
Seufzte heimlich: „warte, warte!
Sind beim Bäcker noch in Schuld!

Wovon sollen wir den Herrn
Nun bewirthen?“ —
„Das bekümmert arme Hirten,
Keinen stolzen Ritterstern.“

Elsbeth sprach's, und alsogleich
Brachten Wagen
Prunkgeräth' und Wein getragen,
Speis' und Gold sehr überreich.

Martha bleibt, wie ganz versteint,
Weiß es nimmer,
Wie für ihre Küch' und Zimmer
Sie das Alles stellt und eint.

Elsbeth kämmt ihr goldnes Haar,
Unbekümmert;
Seht, wie hell alsbald sie schimmert,
Eine Braut, des Tadels baar!

5.

Was sorgst Du, arme Marthe, für Dein Haus?
Der Herr vom Rhein sucht schon ein andres aus.
Das fand alsbald ganz dicht er an dem Rhein,
Und führte Elsbeth und auch Dich hinein,
Und hielt dort Hochzeit mit der holden Braut,
Wie man's in Köln so fürstlich nie geschaut.
Wie staunte das die blöde Marthe an!
Doch sorglos lebten Elsbeth und ihr Mann;
Im Ruhm der Waffen er, sie froh daheim,
Er stark wie Stahl, sie mild wie Honigseim,
Und Fräulein Marthe treu, bei Tag und Nacht,
Auf ihrer Schwester Pfleg' und Dienst bedacht.
Da kam es denn nach manchem heitern Jahr,
Daß Elsbeth ihrem Herrn ein Kind gebahr,
Ein Knäblein, stark wie er, und mild wie sie;
Man sah ein schön'res Kind am Rheine nie.
Dann brachte sie ihm noch ein zweites Kind,
Ein Fräulein zart, wie Maienblüthen sind.

Für Beider Namen ließ er ihr die Wahl;
Sie fragte stets: „wie heißt Du, Ehgemahl?
Damit nach Dir mein Kind geheißen sey!“
„Laß seyn, sprach er, noch bleibt die Wahl Dir frei.“
Da taufte man denn stets nach bester Lust,
Wie's Elsbeth und auch Marthen war bewußt.
Nun kam das dritte Kind, ein Junkherr, nach; —
O, halte jetzt die Frau, was sie versprach!

6.

„Mein trautes Schwesterlein,
Du treue Marthe,
Wie pflegst Du doch so emsig mein!
Wohl muß ich und mein Kind gedeihn,
Denn nirgend mag 'ne Kais'rin seyn,
Die so man warte.“ —

„Das ist mein Wesen so,
Du weißt es lange.
Es nennet's knechtisch wohl und roh
Jedweder, der die Mühe floh;
Doch schaff' ich viel, so bin ich froh;
Sonst wird mir bange.“ —

„So sprich, was schenk' ich Dir,
Das Dich erlabe?"
„Eins hätt' ich gern. Ach, gibst Du's mir?" —
„Mein Wort und Handschlag ist schon hier.
Reich ist mein Herr an Putz und Zier
Und jeder Gabe." —

„Ach nichts von Gut und Geld
Und eitlem Gleissen!
Doch wenn mein Dienst Dir so gefällt,
So ehre mich vor aller Welt:
Nach mir laß' diesen künst'gen Held
Martinus heissen."

Das überlegt die Frau
Mit stillen Zähren,
Doch denkt sie bald: „nicht harsch und rauh
Ist mein Gemahl, und nicht genau.
Vertrau', du banger Sinn, vertrau'!
Er wird's gewähren."

7.

„Wolfgram, sprach der Rheinesritter,
Wolfgram heißt mein drittes Kind."
Und die Marthe sagte bitter:
„Wolfgram? Ey, wie schwach und blind
Doch in so was Männer sind!

Nein, Martinus wird er heißen!
Eure Frau hat's auch gesagt.
Wolfgram! „Seht doch! Soll er beissen
Wie ein Wolf ganz unverzagt,
Daß er Amm' und Leute plagt?"

Schmerzlich blickte da zur Seiten
Seinem Weib der Ritter zu.
Doch, wenn erst mal Frauen streiten,
Gibt dies einzige Wörtlein Ruh:
„Kind, nach Deinem Willen thu'."

Ach, der Ritter sprach mit Thränen
Auch dies einz'ge Wörtlein aus,
Und gestillt war Marthens Sehnen,
Und man hielt im ganzen Haus
Nach der Taufe lust'gen Schmaus.

Und Frau Elsbeth sagte schmeichelnd:
„Mann, wie bist Du sanft und gut!"
„Ihn mit zarten Händchen streichelnd." —
„Ach, wie weh doch Trennung thut!"
Seufzt' er still im bangen Muth.

8.

Und Morgens drauf da spielten am Rhein
Des Ritters Kinder zierlich und fein,
Der Knab' und auch das Jungfräulein.
Da kam ein Schiff geschwommen;
Dem wies die Bahn,
Vom Sonnenlicht umglommen,
Ein edler Schwan.

Der trug um seinen Hals so schlank
Ein Kettlein niedlich und silberblank;
So zog er das Schiff dem Strom entlang:
Das Schiff so blank und helle
Im Windeswehn,
Doch drin auf keiner Stelle
Ein Mensch zu sehn.

Froh liefen die Kindlein nach dem Haus:
„O Vater, o Mutter, kommet heraus!
Ein herrliches, blankes Wasserhaus!"
Da kamen sie gegangen,
Vergnügt die Frau!
Doch auf des Ritters Wangen
Lag Schmerzensthau.

Der Schwan, der rudert sogleich zu Land,
Zieht leicht sein Schifflein hinauf den Sand,
Thut mit dem Ritter recht wohl bekannt.
Der Herr mit bleichem Munde
Küßt Weib und Kind,
Und schwinget sich zur Stunde
In's Schiff geschwind.

Vergebens rufen die lieben Drei,
Der Schwan fährt weiter so frank und frei,
Setzt seine Fitt'ge wie Segel bei.
Fern hört man ein Gewimmer
Durch Well und Wind:
„Lebt wohl, lebt wohl auf immer,
Lieb Weib und Kind!“

9.

In ihren Thränen war entschlafen
Frau Elsbeth gegen Mitternacht;
Da war in duft'ger Träume Hafen
Ihr ein sehr ernstlich Bild erwacht.

Aus rheinisch grünen Heldenwogen
Sah sie ein Heldenbild erstehn,
Recht wie von Lieb' heraufgezogen,
Sie konnt's nicht ohne Weinen sehn.

Es war ihr Ehherr, war ihr Ritter,
Der sprach sie an, betrübt und lind:
„Wohl streng' sind Geisterbannes Gitter,
Weil ach, so schwach die Menschen sind!

Die kleinste Lust nicht zu entbehren,
Verspielt Ihr Euer höchstes Glück,
Und ruft es dann mit tausend Zähren
Umsonst, und stets umsonst zurück.

Weißt Du, warum gleich luft'gen Elfen
Ich wieder in der Fluth verschwamm?
Ich Herr vom Rheine bin den Wölfen,
Den fremden Wölfen, ewig gram.

Als solch ein Wolfgram sollt' auch gelten
Mein liebstes Kind bei Tag und Nacht;
Nun habt Ihr Zwei mit Flehn und Schelten
Ihn zum Martinus mir gemacht.

Nun wird er Saint-Martin einst heißen,
Halb Wolf, halb Fuchs von fremder Art,
Und seinen ält'sten Bruder beißen,
Wenn der das Vaterland bewahrt.

O hättet Ihr mein Wort beachtet!
O hättet Ihr auf mich gehört!
Nun wird noch oft mein Fluß umnachtet,
Durch Bruderfehde wild verstört!

Doch nur getrost! Auf dieser Erden
Erlebt man kaum, was ganz gelingt.
„Laß nur recht stark den Aeltsten werden,
Daß er den Saint-Martin bezwingt!“

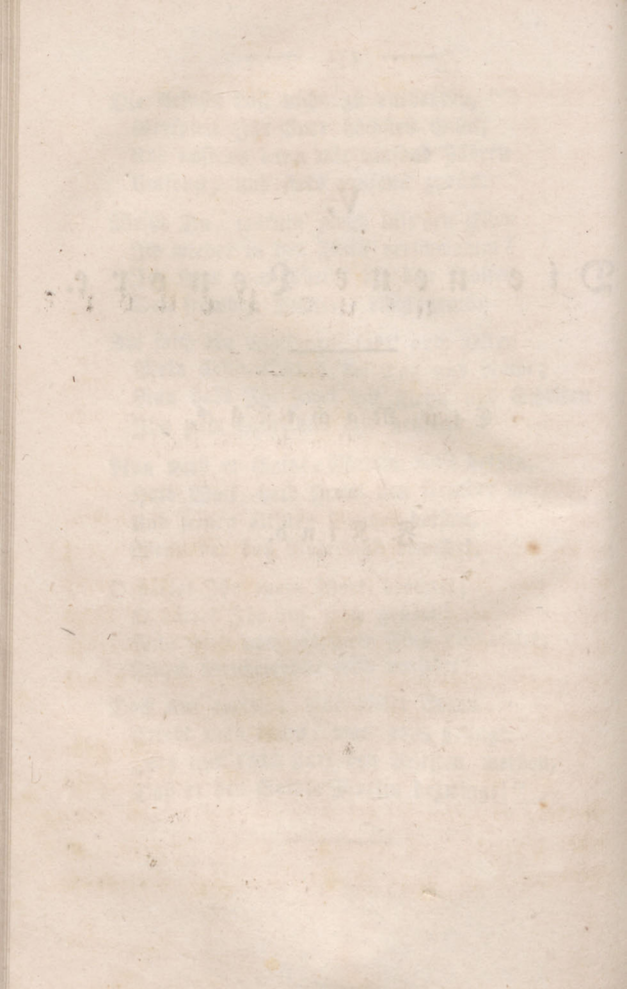
V.

Die neue Lenore.

Ein Nachtstück,

von

F. Kind.



Nah dem Schlachtfelde bei ******* liegt ein sonst wohlhabendes und glückliches Dörfchen. Frischrothe Ziegeldächer und verkohlte Lindenwipfel bezeichnen die Gränzen, die Brand und Verwüstung sich dort setzten. Das Unterdorf, wo die Hütten der Aermeren standen, ist noch immer ein öder Schutthaufen, auf dem nur selten eine bleiche Kummergestalt, wie auf dem Grabe besserer Vergangenheit, herumwankt. Die etwas höher gelegene Kirche und das Pfarrhaus sind ziemlich erhalten; doch künden auch hier Bretervermachungen und unangestrichene Fensterläden das Geschehene an.

Der Geistliche des Dorfs, ein drei und sechzigjähriger Greis, saß in der Nacht von Sonnabend zu Sonntag noch spät bei der Studirlampe, um die morgende Predigt, nach langer Zeit wieder die erste, zu beendigen. Er hatte in den Tagen des Schreckens,

troß seines hohen Alters, mit männlichem Muthe seine Pfarrkinder beschützt, und ruhig alle irdische Habe preisgegeben, um jenen einige Schonung zu erkaufen. Aber auch ihn wußte späterhin die Hand des Schicksals zu ereilen. Hatte schon die treue Gefährtin seines Lebens das Kriegselend selbst mit stiller Ergebung und Erhebung ertragen, so äußerten sich doch bei wieder eingetretener Stille die Folgen der überstandenen Leiden auf ihre ohnedies schwächliche Gesundheit. Ein Fieber ergriff sie und riß sie in wenig Tagen dahin. Einsam und getrennt von Allem, was ihm das Leben erheiterte, stand nun der alte Pfarrherr; selbst die traurige Beruhigung blieb ihm bei der damaligen Unordnung und Furcht vor Ansteckung nicht übrig, seiner sanften Pflegerin im Kreise der sie liebenden Gemeinde einige Worte der Dankbarkeit und Hoffnung in das Grab nachzurufen.

Jetzt, zu Ende des Märzmonats, sollte die einigermaßen hergestellte Kirche wieder eingeweihet werden, und jetzt wollte der Greis am Schlusse der Predigt, nebst so vielen Leiden auch das seinige an das Herz des Allerbarmenden legen. Dies schmerzlich-süße Geschäft verlängerte seine Arbeit bis zur Stunde der Mitternacht. Eben verkündete die Thurmuhr sie in dumpfen Schlägen. Uebrigens umgab ihn allenthalben

tiefe Stille und Dunkelheit; er war ganz in Gedanken und fast in den Zustand völliger Abgeschiedenheit von der Körperwelt versunken.

Da öffnete es schleichend die Thür, und als er, wie aus einem Traume erwachend, sich umwandte, trat die alte redliche Magd ein, auf deren bleichem Gesicht und starren Augen das Erschrecken mit den deutlichsten Zügen zu lesen war. „Gott sey Dank, daß Ihr' Ehrwürden noch auf sind;" — sagte Martha, die Hände faltend — „es hat drei Mal an die Pforte geklopft, und da ich endlich hinaus schaute, sah ich am Grabe der Frau Pfarrerin einen Geist; gewiß ist es ein Anzeichen; ich wollte darauf schwören, die liebe Selige war es selbst."

Den Pfarrherrn, so wenig er sonst an eine Wiederkehr aus den Gräbern zu glauben geneigt war, überlief es doch kalt. Die feierliche Ruhe, die dichte Finsterniß der Nacht, seine lebhafte Erinnerung an die theure Verstorbene, der er eben im Geist ein Wiedersehn im Himmel nachgerufen hatte, brachten seine Grundsätze zum Wanken. Doch ermuthigte er sich bald, und öffnete gelassen das Fenster. Der Mond schien bleich durch zerrißne Wolken; der Kirchhof mit seinen überschneiten Hügeln und Kreuzen — denn der Winter hatte in dieser Nacht noch seine vollen Rechte geltend

gemacht — lag schweigend vor ihm; aber in diesem Augenblick klopfte es nochmals an die Pforte, und er gewahrte in der That eine sich langsam bewegende weiße Gestalt.

„Ich werde öffnen!“ — rief er, nicht ohne Beklommenheit, hinab, nahm Licht und Schlüssel zur Hand, und stieg, so rasch es ihm das Alter erlaubte, die Treppe hinab. Und als die Pforte sich aufthat, hob die weiße Gestalt aus dem Tuche die Hände gegen ihn auf und flehte: „Erbarmt euch einer armen Verirrten. Ich muß sonst umkommen in dieser naßkalten Nacht.“

Der Pfarrer sah augenblicklich, daß hier an keine Geistererscheinung zu denken sey, und hieß mit väterlichem Mitleid die Bittende eintreten. Auch Martha kam, obwohl noch furchtsam, voll Erbarmens herzu, und näherte sich dem späten Gaste. Die Fremde schien ungefähr zwanzig Jahr alt, doch sehr angegriffen und etwas verstört; sie hatte sich gegen das Schneegestöber mit einem weißen Tuche geschützt und war ganz mit Flocken bedeckt. Der Pfarrer öffnete ihr die geräumige Unterstube, und befahl der Magd, schleunigst einzuheizen, Trank und Speise herbeizubringen und ein Bett zu bereiten. Dann ersuchte er die vor Frost schauernde Jungfrau, gutes Muths zu seyn und sich's hier, wie

bei Freunden, gefallen zu lassen, und suchte, indeß sich Martha der übertragenen Bewirthung mit langentbehrtem Genusse unterzog, nun endlich auch die ihm so nöthige Erquickung.

Bei Ueberbringung des Frühstücks ergoß sich die Magd in die beredtesten Lobsprüche der Fremden, wie sie so fein gebildet und sanft sey, wie in ihrem Gesicht etwas so Edles sich abspiegle. Die von ihr gepflegte Jungfrau schien in der kurzen Zeit ihr ganzes Herz gewonnen zu haben.

Der alte Pfarrherr glaubte nach Martha's Aeußerungen den Gast noch schlafend; als aber die Glocken nun nach langer Ruhe wieder ins Gotteshaus riefen, und er, von ihrem feierlichen Klange mit frommer Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, sich auf den Weg machte, trat auch die Fremde ihm aus der Unterstube entgegen, ein Gesangbuch in Händen und völlig zum Kirchgange angeschickt. Der Greis stutzte über ihren Anblick. Nicht blos ihre anständige Kleidung, sondern mehr noch die Sittigkeit ihres ganzen Wesens, flößten ihm das reinste Wohlgefallen, ja selbst eine Art von Ehrerbietung gegen sie ein. „Wollen Sie nicht lieber sich erst ganz erholen, liebe Tochter?" – redete er sie an. — „Unmöglich können schon Ihre Kräfte wieder völlig ersetzt seyn." Doch sie antwortete mit sanf-

tem, zur Erde geschlagenen Blick, mit einem leichten Erröthen, das sie noch mehr verschönerte: „O erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen folge. Ich kam lange in keine Kirche und sehne mich jetzt darnach.“

Der Pfarrer faßte sie nach diesen Worten noch schärfer ins Auge, und neigte schweigend sein silberweißes Haupt. Sie folgte ihm sodann in einiger Entfernung; man hätte sie für seine wirkliche Tochter halten können. Er wies ihr in der Nähe des Altars einen vergitterten Sitz an, und bemerkte, so oft während des Gottesdienstes seine Augen auf sie fielen, daß sie heftig weinte, jedoch dies zu verbergen bemüht war. Es dämmerte in ihm der Gedanke auf, diese sey vielleicht die Unglücklichste unter der sehr zahlreichen Versammlung so vieler Leidenden; es entstand aber auch in seiner Brust der feste Entschluß, sie nicht anders, als aufgerichtet und getröstet, aus seinem Hause zu entlassen.

Nach der Kirche traf er sie sinnend und wehmüthig in der Unterstube. Während der gemeinschaftlichen Mahlzeit unterhielt sie ihn heiter und freundlich, und bewies sich mehr bereit, ihm zu dienen, als sich bedienen zu lassen. Er hatte Gelegenheit, nicht nur von ihrer geistigen Ausbildung, sondern auch, wenn nicht

alles trog, von ihrem Herzen, die vortheilhafteste Vorstellung zu erlangen.

„Ich erkenne Ihre edle Gastfreiheit" — fing sie endlich an —" und die Schonung, daß Sie mich über meinen Namen und Stand nicht befragen; aber ich fühle mich auch deshalb um so mehr verpflichtet, Ihnen aus meiner Abkunft kein Geheimniß zu machen. „Sie nannte hierauf ihren Vornamen Mathilde, und den Geschlechtsnamen einer angesehenen ausländischen Familie.

„Wie, mein Fräulein?" — fragte der Pfarrer verwundert und wiederholte den Zunamen.

„Kennen Sie dieses Geschlecht?" — versetzte Mathilde.

„Wie sollte ich nicht? Ich ging von der Akademie ins Ausland, und ward Hofmeister bei einem Landdroste dieses Namens. Nie werde ich die damals verlebten glücklichen Jahre vergessen!"

Es ergab sich nun, daß Mathilde die jüngste Tochter dieses Landdrosts, daß ihr weit älterer Bruder, der eigentliche Zögling des Pfarrherrn, in einem der vorigen Kriege vor dem Feinde geblieben, ihre Aeltern aber schon früher verstorben waren. Bei der Nachfrage nach der älteren Schwester Antonie, die auch bei dem geistlichen Unterricht genossen hatte, ward das Fräulein

augenscheinlich unruhig. Sie erzählte nicht ohne Anstrengung, Antonie sey vermählt gewesen, und ihr Gemahl in der letzten Zeit gleicher Gestalt im Kampfe gefallen, sie selbst aber habe sich weit früher, und gleich nach dem Tode ihrer beiderseitigen Aeltern, zu dieser Schwester gewendet. Doch sey das Rittergut einst bei Nachtzeit von feindlichen Truppen überfallen, und sie selbst in der furchtbaren Unordnung von dieser Schwester getrennt worden, so daß sie bis jetzt nicht einmal von ihrem Leben, geschweige denn von ihrem Aufenthalte, etwas Bestimmtes wisse.

„Nichts mehr hievon!" — schloß sie beinahe heftig, indeß Todtenblässe über ihr Gesicht gleitete und sie gewaltsam zusammen schauderte. Dann ging sie, ängstlich die Hände windend, mehrere Mal auf und ab, als suche sie Fassung zu gewinnen. Da jedoch dieses nicht gelang, schützte sie zuletzt eine Anwandlung von Müdigkeit vor, und der Geistliche, der dies, schon wegen ihrer gestern erlittenen Unfälle, sehr natürlich fand, übergab sie aufs neue Martha's sorgsamer Pflege.

Als der alte Pfarrherr Alles, was er von Mathilden vernommen, in seiner Einsamkeit nochmals überdachte, vermuthete er freilich, daß in ihrer Geschichte noch irgend ein trauriges Geheimniß obwalten müsse.

Doch glaubte er zugleich nach seiner gottesfürchtigen Weise, in der Ankunft des Fräuleins bei ihm einen deutlichen Fingerzeig der Vorsehung zu entdecken, und war bald mit sich einig, diesem höheren Winke mit frommen Gehorsam zu folgen.

„Es ist mir in dieser Nacht ein Gedanke eingekommen,“ — sagte er am folgenden Tage mit furchtsamer Gutmüthigkeit zu Mathilden — „in dem Sie wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen werden. Ihr Vater war mein Wohlthäter, war mein Freund; die Hand Gottes, die ich mit gebeugtem Herzen ehre, hat mir in meinem Weibe Alles genommen, was mir im Alter Unterstützung und Trost gewährte; auch Sie scheinen jetzt eines väterlichen Beschützers, eines rathenden Freundes zu bedürfen. Wollen Sie daher auf einige Zeit, wenigstens bis sich Ihnen etwas Besseres zeigt, als eine werthgehaltene Tochter in meinem Hause bleiben? Wollen Sie bei mir ausruhen von den Stürmen des Schicksals, die, wenn ich nicht irre, auch Ihre frühe Jugend nicht verschont haben?“

Mathilde stand einige Augenblicke still vor ihm, indeß ihre Blicke mit dem sprechendsten Ausdruck auf seiner ehrwürdigen Gestalt ruhten. Sie athmete tief; ihre dunkeln Augen erhoben sich glänzend gen Himmel; es zuckte um ihre Lippen.

„Mein Vater! vielleicht mein Retter!“ — rief sie dann mit einem Thränenstrom aus, indem sie vor ihm auf die Knie sank und seine Hand an ihre Lippen drückte. — „Wollen Sie das seyn? wollen Sie das werden?“

Der Alte hob sie väterlich auf und suchte sie zu beruhigen, was ihm spät erst gelang. Mathilde nahm sein Anerbieten mit fast leidenschaftlicher Freude an. Sie versicherte ihn, daß sie ihm nie lästig werden würde, und ersuchte ihn zugleich, ihre Börse und einige Ringe einstweilen in Verwahrung zu nehmen. Sie bat mit unwiderstehlicher Sanftmuth um die Erlaubniß, künftig seine Wirthschaft zu führen, und gelobte, ihm gewiß mit kindlicher Zärtlichkeit jeden Wunsch an den Augen abzusehen; aber sie verlangte auch von ihm, zum Beweise, daß er sie gern um sich haben werde, ihrer Herkunft gegen niemand zu gedenken, sondern sie unter dem Namen einer Verwandten in seinem Hause leben zu lassen. „Wenn Sie mich als Ihre Nichte Mathilde behandeln wollen;“ — sagte sie — „wenn ich wie eine dankbare Waise bei Ihnen bleiben darf. — O, kann mir irgendwo Ruhe zu Theil werden, so wird sie's in Ihrer Nähe!“

Der Pfarrherr gab nach kurzem Einreden auch diesem Wunsche, auf welchen Mathilde dringend

bestand, mit Freundlichkeit nach, und bald ward die künftige Einrichtung des Hauswesens durchgängig verabredet. Die redliche Martha, die sich aus alter Gewohnheit nur in einer untergeordneten Lage zufrieden fühlte, war wie aufs neue belebt, und sah ihren, durch den Tod der Pfarrerin erlittenen Verlust doch nun in etwas vergütet; Mathilde selbst aber suchte durch Entfernung alles dessen, was an ihren Stand erinnern konnte, ganz als die Tochter eines Landgeistlichen zu erscheinen, und erschien in der sittsamen Tracht, in dem feinen, zartgefältelten Weißzeug, eben so reizend, als in ihrem ganzen Benehmen sanft und gefällig.

So war denn die Ordnung und friedliche Einfachheit, die vordem im Hause des Pfarrherrn geherrscht hatte, vollkommen hergestellt, und bot dem Beobachter in der That einen sehr anmuthigen Anblick dar. Der Greis schloß sich im Umgange mit einem so gebildeten, zärtlich für ihn sorgenden Wesen, wieder dem Leben an, von dem er vorher schon halb wie geschieden war. Mathilde übte alle Pflichten einer erwachsenen Tochter, die in die Stelle einer geliebten verstorbenen Mutter eintritt, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, ja, wie es schien, mit innerer Heiterkeit. Martha erhob die Jungfer Muhme, die sie aus Eitelkeit, um

einen Theil des Geheimnisses zu wissen, nie oft genug also nennen konnte, bei der ganzen Gemeinde bis in den Himmel, und die Bauern und Bäuerinnen, obschon sie Mathilden bis jetzt nur in der Kirche gesehen hatten, brüsteten sich in kurzem selbst mit der Schönheit und Freundlichkeit der neuen Pfarr-Jungfer.

Und jetzt kam, um dies Bild eines einfachen, patriarchalischen Glücks gleichsam schöner einzufassen, auch der Frühling mit seinen Veilchen und Baumblüthen, mit seinen Schwalben und Nachtigallen, in das immer mehr und mehr aus seiner Asche sich erhebende Dorf eingezogen. Der Pfarrherr begrüßte den ersten warmen Lenztag mit dem frommen Gedanken, daß der Vater im Himmel noch der alte sey, daß der Herr voll Langmuth und Milde alle Wunden heile, welche die Menschheit, sein vergessend, sich selbst schlage; Mathilde brachte ihm, ganz wie eine liebende Tochter, die ersten Schneeglöckchen des Pfarrgartens mit wehmüthigem Lächeln. „O wie wohl ist mir bei Ihnen, mein Vater!“ — hub sie an, und küßte seine dargebotene Hand; aber Thränen stürzten dabei aus ihren Augen, und ihre Stimme stockte.

„Kommen Sie, liebe Tochter!“ — antwortete der gerührte Greis — „und begleiten Sie mich zum ersten Spaziergange durch die aufsprossenden Saaten; so hat

meine selige Maria auch gethan, und wir kehrten immer mit erhöhetem innern Frieden, mit neu gestärktem Muthe zurück. Vielleicht daß auch Ihr Herz den ersten Sonnenstrahlen sich öffnet — vielleicht — Kommen Sie, mein doch wohl nicht ganz glückliches Kind!"

Das Fräulein nickte freundlich ihre Zustimmung zu, und stand bald, zum ersten Ausgange ins Freie bereit, wieder an seiner Seite, um sich ihm als Führerin anzubieten. Es blieb anfänglich unter beiden bei allgemeinen Ergüssen über das Wiedererwachen der schlummernden Natur, bei frommen Betrachtungen über die Güte dessen, der Alles zum Wohl des Wurms, wie des Menschen, also weislich eingerichtet. Doch als endlich, schon auf dem Rückwege und bei eintretender Dämmerung, eine Lerche aus der Saat sich erhob, und mit schmetternden Tönen in den Lüften schwebte; als beide lange mit Rührung zu ihr hinauf geschaut hatten, da faßte Mathilde inniger die Hand des Greises und fing an, von ihrer früheren, ungetrübten Jugend ihm zu erzählen.

„So glücklich und fröhlich" — sagte sie — „so rein, wie diese Lerche, war auch ich einst. Selbst nach dem Tode meiner Mutter, die dem Vater in Jahresfrist nachfolgte, fühlte ich zwar die Größe dieses Ver-

lusts, aber mein Herz konnte sich kindlich zu Gott erheben, und Trost in seinem heiligen Wort finden. Auch meine äußere Lage wurde im Ganzen bald wieder sehr glücklich. Meine Schwester war an einen sehr edlen Mann, den Baron von S. verheirathet, den sie mit der treuesten Zärtlichkeit liebte; an mir hing sie mit einer Innigkeit, die sie ihre eignen Vorzüge vergessen ließ, und diese mir beilegte; ich war in dem Hause meines Schwagers, wo man mich mit zuvorkommender Güte aufgenommen hatte, ohne es zu wollen, ja oft wider meinen Willen, die Gebieterin.

So genoß ich, mehrere Jahre lang, das Glück einer zarten häuslichen Verbindung zugleich mit dem der freiesten Selbstständigkeit, als der grausamste aller Kriege selbst unsern entfernten Gränzen sich näherte. Mein Schwager, der bei allen männlichen Tugenden auch die der Vaterlandsliebe und des Muthes im hohen Grade besaß, riß sich los von dem Herzen der geliebten Gattin, und nahm wieder Dienste. Ich weinte nebst meiner Schwester bei dieser Trennung nach dem Tode unserer Aeltern wieder die ersten Thränen; doch der Gedanke, daß der Baron nur dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt sey, erhob unsere Seelen; die Liebe der Unterthanen, die mit ganzem Herzen uns ergeben waren, ließ uns unsere Lage weniger hülflos

erblicken. Wir trösteten uns bei jedem Ausbruche des Schmerzes gegenseitig mit Hoffnungen des Siegs oder eines baldigen Friedens; aber diese Hoffnungen trogen. Die vaterländische Armee zog sich nach manchem blutigen Kampfe tiefer in das Land; feindliche Heerhaufen drangen nach, und in kurzem war unsere friedliche Heimath von ihnen überschwemmt.

Auch in unserm Schlosse wimmelte es bald von Soldaten; ein General schlug bei uns seine Wohnung auf; wir verdankten unsere persönliche Sicherheit nicht blos dem eigenen vorsichtigen Benehmen und der Treue unserer Leute, sondern auch dem Umstande, daß die Einquartierten nicht zu den eigenen Truppen des Tyrannen, sondern zu denen gehörten, die damals noch, obwohl mit Zähnknirschen, seinen blut- und raubgierigen Adlern folgen mußten. So erleichterte denn wenigstens eine gemeinschaftliche Sprache das gegenseitige Verkehr; ja, wir wurden gewissermaßen als Befreundete und geheime Verbündete behandelt.

In dem zahlreichen Gefolge des Generals, der sich bei ziemlicher Rohheit dennoch sehr schonend gegen uns benahm, befand sich sein Neffe, der Dragonerhauptmann und zugleich sein Adjutant war. Kaum hatte ich diesen erblickt, kaum mich einige Mal mit ihm unterhalten, als mein Herz unruhiger schlug, und kaum, ich

kann wohl sagen, mit Widerwillen gegen meine Schwäche, mir meine entstehende Neigung selbst eingestanden, als er mit dem Feuer des Kriegers, aber auch mit edlem, männlichem Ernst mir ähnliche Gesinnungen bekannte. Ich weigerte mich, ihm jetzt eine Erklärung zu geben; ich wankte, öfterer von ihm bestürmt; die Nachricht des bevorstehenden baldigen Aufbruches entwand mir zuletzt das Geständniß der Gegenliebe. Wir durchlebten einige Tage in den seligen Gefühlen der ersten, reinsten Zärtlichkeit; meine Schwester ward unsere Vertraute; auch der General, gegen den Max sich erklärt hatte, bezeigte uns mit edler Treuherzigkeit seine Freude, und entfernte von nun an mit doppelter Strenge alle Unannehmlichkeiten, als —"

Bei diesen Worten war der Geistliche und Mathilde von einer andern Seite, als von welcher sie ausgegangen waren, wieder zum Pfarrhause gelangt. Auf dieser Seite, in der Nähe der Kirche, stand ein alabasternes Denkmal, von dem Vaterschmerz des Dorfedelmanns errichtet. Es war das Bild seines früh verstorbenen Kindes, das knieend beide Hände, wie im Gebet, gen Himmel erhob. Lange war dieser, von einem trefflichen Künstler gefertigte Grabstein, als die Zierde des Kirchhofs für unverletzlich gehalten worden; doch jetzt hatte der Frevelmuth auch seiner nicht ver-

schont, sondern ihn durch Säbelhiebe verstümmelt. Dies Bild aus der Ferne erblicken, und, mit dem Ausrufe: „Ach Gott, das Kind! ohne Arme!“ zu Boden stürzen, war bei Mathilden nur Eins.

Der tödtlich erschrockene Greis wußte sich einige Augenblicke nicht zu rathen. Er suchte anfänglich, um jedes Aufsehen zu vermeiden, die Ohnmächtige selbst aufzurichten und ins Leben zurück zu bringen. Da aber alles bei ihr umsonst war, und sie nur einige Mal die Augen starr nach dem Bilde richtete, und dann aufs neue zusammensank, so mußte er Martha herbei rufen. Nur mit vieler Anstrengung gelang es endlich beiden, die sich langsam Erholende in die Pfarrwohnung zurück, und dort in ihr Bett zu bringen.

Nach Verlauf einiger Stunden war jedoch Mathilde völlig zur Besinnung gelangt, und wieder nach einigen Stunden konnte sie sogar das Bett verlassen. Sie bat den Pfarrherrn mit rührender Weichheit wegen des verursachten Schrecks um Vergebung, ließ sich von ihm mit scheinbarer Ruhe die Geschichte des Denkmals erzählen, und versprach dann mit seltsamen Lächeln, daß sie sich nie wieder von einer ähnlichen Schwäche übereilen lassen werde. Eine nähere Veranlassung des jetzigen Zufalls wollte sie selbst nicht auffinden können, gab sich aber augenscheinlich die nur

möglichste Mühe, ihn gänzlich in Vergessenheit zu bringen. Außer diesem, dem Pfarrherr keineswegs entgehenden Bestreben, außer einer Anstrengung, recht heiter zu scheinen, wobei sie jedoch zu Zeiten unwillkührlich in tiefes Schweigen und Vorsichhinstarren versank, und außer dem Umstande, daß sie, wenn sie sich allein glaubte, oft sogar in der Nacht, anhaltend und fast mit Aengstlichkeit schrieb, war in den nächstfolgenden Wochen nicht das mindeste Ungewöhnliche an ihr zu entdecken. Auch drang der erfahrne Pfarrherr absichtlich nicht tiefer in sie, weil er dies bei einem verwundeten Herzen, wie das ihrige doch wohl war, nicht für zweckmäßig hielt, vielmehr glaubte, daß sie ihm gewiß zur rechten Zeit, eben so gut, wie das erste Mal, auch das Weitere, was etwa auf ihrer Seele laste, freiwillig entdecken werde.

Dieser Augenblick blieb jedoch immer aus, und beinahe ward der Greis nach und nach selbst überzeugt, daß jene Ohnmacht nur ein Zufall gewesen sey. Mathilde betrieb die Führung der Wirthschaft aufs neue mit der unermüdlichsten Thätigkeit, ja, wie es das Ansehn gewann, mit großem eigenen Wohlgefallen; sie ward wieder so heiter und so zutraulich, wie zuvor; sie schien an dem Umgange mit den Frauen und Kindern des gutmüthigen Bauervölkchens, ja auch an der

Schönheit der Gegend, innigen Genuß zu finden, und kehrte oft erst mit Aufgang des Mondes, wie sie sagte, von dem Vorgefühl der nahenden Nacht zu stiller Betrachtung hingerissen, in die Pfarrwohnung zurück.

Bei dieser anhaltenden heitern Spiegelfläche ihres, wie der Pfarrherr täglich mit größerm Wohlgefallen bemerkte, so reichen und feurigen Gemüths mußte es dem Greise um so unerwarteter kommen, daß Mathilde sich eines Abends mit einer gewissen Heimlichkeit zu ihm in die Laube setzte, und nach langem Schweigen die Frage an ihn richtete: „Sie haben mich so oft gestärkt und belehrt, mein theurer Freund und Vater! Sagen Sie mir doch jetzt auch, was Sie von Geistererscheinungen halten?"

Der Pfarrherr erwiderte mit der Behutsamkeit, welche er jetzt um so nöthiger fand, weil sie wahrscheinlich entschlossen war, ihm irgend etwas zu vertrauen, daß man über diesen Gegenstand zwar nicht geradezu absprechen könne, daß aber Vernunft und Erfahrung mehr wider, als für den Glauben an eine so nahe Berührung der Körper- und Geisterwelt sprächen.

Mathilde hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und schien sich sehr gern durch seine Worte überzeugen lassen zu wollen; doch setzte sie endlich, wie nicht ganz befriedigt, hinzu: „Wenn Ihnen nun etwas er-

schiene, und Sie aufforderte, ihm zu folgen, was würden Sie thun?"

„Der Fall ist nicht wahrscheinlich, ja, wenn die ihnen angegebenen Gründe ausreichen, sogar unmöglich."

„Wenn Ihnen nun aber doch etwas erschiene? Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, was würden Sie thun?"

„Wie kommen Sie auf diese wunderbare Frage, liebe Tochter? Sollten Sie vielleicht selbst glauben, einen Geist gesehen zu haben?"

„Nein! nein! Es ist gewiß nicht so! Aber, antworten Sie mir doch! Um meiner Ruhe willen, antworten Sie mir!"

„Nun' — erwiderte der Pfarrherr — „wenn mir etwas erschiene, und ich ungewiß wäre, ob ich recht sähe — wenn mein Gewissen mir in dem Augenblick sagte, daß ich nicht unrecht daran thue — ja! ich würde den Herrn der Geister um seinen Beistand anrufen, und der Erscheinung folgen, um mich auf eine oder die andere Art zu überzeugen."

Mathilde meinte nach dieser Aeußerung sehr ungezwungen, daß sie sich dies gerade auch so gedacht habe, und dankte ihm für Befriedigung ihrer Neugier, die durch manche, in ihrer frühern Kindheit gehörte Erzählung gereizt worden sey, und oft, wenn es Abend werde, sich in ihr erneue. Bald darauf wandte sie

jedoch das Gespräch auf die eintretende Kühle. Der Greis schien dieses schnelle Abbrechen nicht zu bemerken, und ging auf ihr Zureden in das Haus, ob er schon nun abermals einen Blick in ihre Seele gethan zu haben glaubte, und daher fest entschlossen war, Mathilden bei der nächsten Gelegenheit, allenfalls geradezu, über ihr ferneres Leben genau auszuforschen.

Schon am folgenden Abende dachte er darauf, ein zu diesem Ziel führendes Gespräch einzuleiten, und wartete in dieser Absicht auf Mathilden, die ins Dorf gegangen war, wie gewöhnlich, in der Laube. Aber der Abendstern blickte schon durch ihre Blätter, der Mond schimmerte in den Wellen des Mühlenwehrs, und Mathilde kehrte immer nicht zurück. Besorgt um die Gesundheit des Hausherrn, kam Martha aus dem Hause, und glaubte, ihr gehätscheltes Pflegekind gewiß bei ihm zu finden; doch Mathilde war immer noch nicht zugegen, und Martha mußte sich daran begnügen, den Pfarrherrn mit furchtsamer Unterwürfigkeit selbst an die Nachtheile der Nachtluft zu erinnern. Auch als dieser, dem Wink gehorchend, sich auf sein Zimmer begeben, als er einsam, wie sonst, sein Abendpfeifchen angezündet, und in einem alten Buche ziemlich lange gelesen hatte, wollte Mathilde immer

noch in das Stübchen nicht eintreten, um ihm gute Nacht zu wünschen.

Endlich, da die Thurmuhr schon halb eilf Uhr verkündigte, und im Dorf ein Lämpchen nach dem andern erlosch, fing eine Art von Besorgniß in dem Greise an zu erwachen. Er beschied Martha, die in der eignen Angst ihres Herzens dieses Rufs schon längst gewärtig gewesen war, endlich zu sich, und befahl ihr, sich allenthalben nach der Vermißten zu erkundigen.

Martha eilte, diesen Auftrag zu befolgen; aber in den meisten Häusern waren die Einwohner schon zu Bett, und nirgends wollte man etwas von Mathildens Gegenwart wissen. Nur einige Bauerdirnen versicherten, sie, als sie selbst vom Felde heimgekehrt, nach dem Schlachtfelde zugehend gesehen und gegrüßt zu haben.

Durch diese unerwartete Nachricht wurde der Pfarrherr, der sie alsbald mit einer gewissen Ahnung, und mit manchem, was ihm Mathilde gesagt, besonders mit der gestrigen Unterredung, in Zusammenhang brachte, nicht wenig bestürzt. Er harrte noch eine Viertelstunde; als aber Mitternacht immer näher rückte, da mußte selbst seine, mit dem Alter gestiegene Geduld der Liebe zu Mathilden, der Unruhe um sie, weichen. Er ließ sich seine Kleider und seinen Stab reichen, um die Dorfbewohner zu Aufsuchung der Verlornen aufzufordern,

und in eigner Person so viel dabei zu thun, als seine Kräfte vermöchten.

Der Schulze des Dorfs, an den er sich zuerst wandte, hieß ihn mit ehrerbietiger Treuherzigkeit ganz ohne Sorge zu seyn, und alles ihm zu überlassen; was nur geschehen könne, solle mit dem redlichsten Eifer versucht werden. Auch war in der That nach kaum einer halben Stunde die ganze rüstige Mannschaft des Dorfes mit Laternen und Stangen auf den Füßen, und verbreitete sich in der umliegenden Gegend, um die vielleicht Verunglückte, vielleicht Verirrte, an allen Teichen und Bächen, auf allen Land= und Feldwegen sorgfältig aufzusuchen.

Doch vergebens durchwachte der alte Pfarrherr mit Martha die Nacht, um die verlorne Tochter wieder in seine Arme zu schließen. Erst gegen Sonnenaufgang brachte ein junger Bursche ein weißes Tuch, das er bei dem jetzt zerstörten Verhau gefunden hatte, und das, obschon es nicht mit Mathildens Zunamen, sondern mit M. v. A. bezeichnet war, dennoch, als jener gehörig, von Martha anerkannt wurde. Einige Stunden später kam der Schulze mit der freudigen Nachricht, daß auch sie selbst gefunden sey; bald darauf aber langten einige Bauern mit einer Kalesche vor der Pfarre an, und trugen Mathilden, als eine gefährliche Kranke,

behutsam in das Haus. Sie hatten sie auf dem Schlachtfelde, auf einem der Mahlhügel, wo die Todten zu Hunderten zusammen eingescharrt worden waren, völlig erstarrt angetroffen. Ihre Kleider waren vom Thau ganz durchnäßt; ihre herabgefallenen braunen Haare hingen zerstreut um das liebe Gesicht, auf welchem Tod und Leben zu kämpfen schienen.

Die väterliche Sorgfalt des Pfarrherrn, der sogleich in demselben Wagen den bewährtesten Stadtarzt herbeiholen ließ, und die treue Abwartung, der sich Martha unterzog, trugen nicht wenig dazu bei, in kurzem einen Anschein von Besserung in Mathildens Befinden zu wirken; doch war sie nach dem Urtheil des Arztes von einem sehr bedenklichen hitzigen Fieber ergriffen, das sich auch durch öfteres und heftiges Phantasiren äußerte.

Erst nach einigen Tagen schien sie aus diesem zu einer Art von Besinnung zu erwachen und verlangte nun flehendlich, zuletzt fast mit Ungestüm, nach der Gegenwart des Pfarrherrn. Sobald dieser Nachricht hievon erhielt, eilte er an das Krankenbett, und war nicht wenig erstaunt, als bei seinem Eintritte die Kranke sich lächelnd gegen ihn aufrichtete, und mit fest auf ihn gehefteten Blicken, mit kindlich frommer Geberde ihn bat, einige Stunden bei ihr zu verweilen.

„Ich fragte Sie nicht ohne Ursache über Ihre Meinung, lieber, gottergebener Vater!“ — begann dann die Kranke mit allen Zeichen des vollen Bewußtseyns.— „Schon längst vor jenem Abende in der Laube konnte ich, obwohl ich es Ihnen nicht eingestand, eine gehabte Erscheinung mir selbst nicht abläugnen. Jetzt zwingt mich mein Herz, Alles zu entdecken; jetzt, da jene Erscheinung deutlicher und furchtbarer zurückgekehrt ist, müßt' ich am eigenen Daseyn zweifeln, wollt' ich das, was ich mit wachenden Augen sah, noch länger für leere Gestalten einer erhitzten Einbildungskraft halten. Es mag seyn, daß ich in Fieberphantasien lag; aber was ich Ihnen jetzt bekenne — um alles Heiligen willen, halten Sie dieses nicht auch für Trugbilder eines gehemmten Seelenvermögens! Fragen Sie mich, wenn Sie meinen Worten nicht trauen, was Sie wollen, und urtheilen Sie dann nach meiner Antwort, ob ich nicht weiß, was ich rede.“

Der Geistliche erwiederte, obschon mit innerm Mißtrauen, daß eine Prüfung der Art nach ihrem ganzen Benehmen völlig überflüssig seyn würde, bat sie aber zugleich, sich zu schonen, und lieber das, was sie ihm zu sagen habe, auf eine, für ihre Gesundheit gefahrlosere Zeit zu versparen.

„Nein, jetzt!“ — antwortete sie sanft und gefaßt,

„wer bürgt uns, ob es mir noch vergönnt ist, mit Ihnen, mein theurer Vater und Freund, viele Worte zu wechseln? Es wühlt tief in meinem Innern, — Gott allein weiß, wenn es ausbricht. Hören Sie denn!"

Bei diesen Worten schloß sie die Hand des Pfarrers, als fürchte sie, daß er sie verlassen könne, fest in die Ihrige, und fuhr dann mit scheinbarer Ruhe und rührender Freundlichkeit fort:

„Schon zwei Wochen vorher, ehe ich in der Laube Ihnen jene Frage vorlegte, war mir im Dunkeln, wenn ich von einem Besuch oder Spaziergange in das liebe Vaterhaus heimkehrte, zuweilen eine lichte liebliche Kindesgestalt erschienen, hatte mir gewinkt und bittend die Worte zugeflüstert: Mathilde, komm mit mir! komm mit! Am nächstfolgenden Abende, da ich mich absichtlich erst in der Dämmerung auf den Rückweg machte, wartete dieselbe Gestalt auf mich unter den tiefen Weiden, winkte dringender, als jemals vorher, nach der Gegend des Schlachtfeldes, und bat sehnlicher: Mathilde komm mit! Was fürchtest Du Dich? O komm doch mit mir, meine Thilde!"

„Unmöglich konnte ich länger diesem Ruf widerstehen, zumal da das Kind nur wegen einiger Blutstreifen furchtbar, sonst aber lieb und freundlich, wie ein Engel, war, und ich es an Gestalt und Stimme, und

vor allem an dem letzten, sonst oft gehörten Liebestone erkannte. Ich nickte, daß ich folgen wolle; doch fesselte die Furcht noch immer meine Schritte."

„Das Kind schwebte voran, und schritt schnell vorwärts; das von ihm ausströmende Licht beleuchtete mir den Pfad, daß ich eben so geschwind folgen, und niemals straucheln konnte."

„Wir gelangten auf diese Weise an jene mir längst bekannte Stelle, wo noch der Verhack zu sehen ist, der die letzte Wehr der Verzweiflung, die erste Bürgschaft des vollen Sieges, aber auch das Grab tausend Tapferer war."

„Sie kannten die Stelle schon?" — unterbrach sie der Pfarrer."

„Vollkommen;" — erwiederte Mathilde mit der größten Unbefangenheit — „ich bin schon ein Mal dort gewesen — an demselben Tage, da ich mich in der Nacht zu Ihnen verirrte, da Sie mich, wie ein Vater die zärtlich vermißte Tochter, bei sich aufnahmen, in jener Nacht, wo ich den Frieden wieder fand, den ich auf dieser Erde noch finden konnte. Aber hören Sie weiter!"

„Die starke Ermüdung zwang mich, an jener Verschanzung ein wenig zu ruhen. Das Kind harrte meiner, wie ein leuchtender Stern, und winkte immer aufs

neue. Doch jetzt verfinsterte sich die Mondscheibe; ein Wirbelwind löste meine Locken und trieb sie hoch in die Lüfte; die Sterne flimmerten mit ungewissem Lichte, fielen vom Himmel auf die Erde und stiegen wieder von der Erde zum Himmel empor; Nebelgestalten erhoben sich aus dem Boden und tauchten dann wieder unter, theils in weiße Gewänder gehüllt, theils Gerippe, welche Blut gegen die Wolken sprützten; und schauerlich scholl's in der Ferne, wie Rosseshufe. Ich sah nach der Gegend, woher der Schall kam, und mit verhängtem Zügel, mit flatterndem Helmbusch, mit gezogenem Säbel, doch nicht, wie vordem, in der Farbe der Hoffnung und Liebe, sondern in schwarzer Uniform, schwarzem Helme, und auf einem weißen, langgemähnten Pferde, sprengte mein Max — ich nannte Ihnen den Theuren ja wohl schon — auf mich zu, und rief: Komm mit, süße Mathilde! Das Brautbett harrt! Liebst Du mich noch, so komm mit!"

„Ich kann Ihnen nicht schildern, wie dieser Zuruf mich durchbebte und mein ganzes Wesen erschütterte; nur so viel weiß ich mich zu erinnern, daß ich meine Arme dem Reiter entgegenwarf, und eben so augenblicklich, ihn umschlingend, hinter ihm auf dem jagenden Schimmel saß. Doch jetzt durchzuckte mich tödtliche Kälte, und ein Schauer drang durch alle meine Glieder,

wie ich ihn noch nimmer empfand, und wie er — sie huscherte sich zusammen und zog das Deckbett bis über die Augen — „ach Gott! mich in diesem Augenblicke wieder überfällt. — Verzeihen Sie mir — meine Zunge ist gelähmt — ein andermal, lieber Vater! — Todeskälte hat mich mit Riesenfäusten umschlungen.“ —

Von diesem Augenblick an war ihr Bewußtseyn augenscheinlich wieder dahin, und alle schon vorher bemerkte Symptome traten von neuem, und in erhöhetem Grade, wieder ein. Der alte, tieferschütterte Pfarrherr konnte nichts thun, als sie aufs neue der Vorsorge ihrer Wärterinnen überlassen.

Dies Mal schien auch der Anfall der Krankheit hartnäckiger auszuhalten, als das erste Mal. Ein ganzer Monat verfloß, ohne daß sich eine Art von Besserung, eben so wenig aber auch eine bedeutende Verschlimmerung zeigte, und was sie in wenigen lichten Augenblicken zu verstehen gab, bestand in kurzen Ausrufungen, daß sie zu sterben sehnlichst wünsche, doch nicht zu sterben vermöge; der Engel, der sie abrufen werde, wolle noch immer nicht erscheinen.

Der Pfarrherr, von dem innigsten Mitleid über ihre Leiden ergriffen, sann unaufhörlich auf Mittel und Wege, die etwas zu ihrer Genesung beitragen, oder ihr wenigstens einige Erleichterung verschaffen könnten.

Er kam dabei wieder auf den Gedanken, mit für jeden andern räthselhaften, doch Mathildens etwaigen Angehörigen verständlichen Worten, ihren Aufenthalt bei ihm in öffentlichen Blättern bekannt, und diejenigen, die vielleicht Antheil an ihr nähmen, auf sie aufmerksam zu machen. Schon früher hatte er dies mehrere Mal Mathilden angerathen, aber sie war durch diesen Vorschlag immer in eine ganz besondere Unruhe versetzt worden, und unter dem Vorwande, ihre Schwester sey gewiß todt, sie könne nicht mehr am Leben seyn, niemals zu einer Anzeige zu bewegen gewesen.

Drei Wochen, nachdem des Pfarrers Anfrage in den Zeitungen eingerückt worden war, vergingen, ohne daß jemand von der Familie sich meldete, und ohne daß Mathilde weder gesundete, noch auch ihre Kräfte sichtlich abnahmen. Selbst der erfahrne Arzt versicherte achselzuckend, daß hier seine ganze Wissenschaft trüge; eine gleiche Anspannung und Auflösung, ein gleicher Kampf eines mächtigen Geistes mit so hart angegriffenen, so gänzlich geschwächten Körperkräften, sey ihm niemals vorgekommen, sey ihm unerklärbar; fast müsse etwas Uebernatürliches, etwas Wunderbares, hier obwalten!

„Ich hoffe durchaus nichts mehr von meiner Kunst“ — setzte er, die Hand des Alten drückend hinzu—

„ich fürchte, Sie Selbst sind hier der beste Arzt, Seelentrost das einzige Mittel.“

„„Sprechen Sie deutlicher, lieber Doktor““ — antwortete mit beklommener Brust der Pfarrherr — „„auch über meiner Seele hängt ein schwarzer Vorhang, hinter den ich es nicht wage, zu blicken. — Sollte es möglich seyn, daß —““

„Aufrichtig denn! Mann gegen Mann! Ja, ich läugne es nicht: irr' ich nicht ganz, so lastet auf dem Gewissen dieser Kranken irgend ein schweres Verbrechen. —“

„„Sprechen Sie es aus! schonen Sie nicht meines Alters. —““

„Die Kranke schauderte einmal im Fieberparoxismus vor mir zurück, und nannte mich den kinderfressenden Saturn. Ein ander Mal frug sie mich nach dem blutigen Mahle des Thyestes; wieder ein ander Mal hielt sie sich selbst für die rasende Medea. — Löst sich Ihnen noch nicht das schreckliche Räthsel?“

„„Sprechen Sie es aus; ich will es nicht errathen!““

„Nun denn,“ — entgegnete der Arzt dumpf. — „das von mir Geahnete heißt — Kindermord!“

„„Barmherziger Gott! so ein frommes, zartfühlendes Herz, — armes unglückliches Wesen!““ — rief

der Pfarrherr, und erhob seine Hände gen Himmel. — „„Ja, lieber Herr Doktor, an so etwas habe ich auch zu Zeiten gedacht. Aber — lassen Sie uns davon schweigen; wir ahnen blos, sagen Sie selbst; wir wissen also nicht! Der dort oben allein ist der Herzenskündiger; er selbst wird alles nach seiner Weisheit fügen; lassen Sie uns ihm alles anheimstellen!““ —

Bald nach diesem erschütternden Auftritte meldete Martha dem Pfarrer eines Abends mit Thränen, Mathilde fühle sich auf einmal wieder wunderbar gestärkt, und verlange aufs neue, ihn zu sprechen; die Krankheit scheine gänzlich von ihr gewichen, aber auch jener Zeitpunkt gekommen, der oft bei Kranken unmittelbar vor dem Sterben eintrete.

„Wo der Himmel sich öffnet und die Erde unter uns weicht,“ — sagte der Pfarrherr vor sich, und faltete seine Hände. — „Sag' ihr, Martha, ich werde sogleich zu ihr kommen.“

Bei dem Eintreten fand der Geistliche, der schon Erfahrungen dieser Art genug gesammelt hatte, seine Vermuthung völlig bestätigt. Wie ein fast schon vollendetes Wesen, Demuth, Ruhe und Himmel im Blick, streckte sie ihm ihre Hand entgegen, und zog dann die seinige an ihre Lippen.

„Der Allgütige," — redete sie ihn an, — „hat mir noch Zeit vergönnt, Ihnen alles, was mich so lange drückte, zu entdecken, und von Ihnen die Ankündigung der Vergebung zu erhalten, auf die ich nun mit kindlicher Zuversicht hoffe. O stärken Sie die Kleingläubige, wenn ich wiederum wanke; verlassen Sie mich nicht, wenn ich noch nicht ausgekämpft haben sollte!"

„Ich besinne mich in diesem Augenblicke aufs genaueste," — fuhr sie fort, — „wie weit ich Ihnen meine Lebensgeschichte bereits mittheilte. Es war der Zeitpunkt, wo die befürchtete Marschordre mir ein Geständniß gegen Max abdrang, und der General von unsrer Liebe erfuhr. Ich habe schon in frühern Zeiten auf den möglichen Fall, daß mir nicht vergönnt wär, Ihnen mündlich meine Beichte abzulegen, Alles für Sie aufgeschrieben. Nehmen Sie; hier ist der Zeitpunkt, bis zu welchem ich Ihnen erzählte. Lesen Sie, jetzt, in meiner Gegenwart, daß ich Ihnen Auskunft geben kann, wenn ich vielleicht undeutlich war; daß ich Trost finde in Ihren Mienen!"

Sie übergab ihm mit diesen Worten einige beschriebene Blätter, wo die zur Fortsetzung ihrer Geschichte nöthige Stelle richtig eingezeichnet war, und deutete auf einen am Bett stehenden Stuhl. Der Pfarrherr erfüllte ihren Wunsch, und las, während sie ihn immer

mit scharfen Blicken beobachtete, still vor sich folgendes:

„Die befürchtete Ordre blieb nicht aus. Wir trennten uns mit erneuten Schwüren. Meine Schwester und ich genossen, nach dem Abzuge der fremden Truppen, einige Monate lang der Ruhe, und nur dann erst unterbrach die Nachricht von dem Tode meines Schwagers unsre frohen Aussichten für die Zukunft. Ich weinte mit meiner Schwester, und erhielt um diese Zeit von Maren oftmals Briefe, mit Versicherungen seines Wohlbefindens und seiner gränzenlosen, ewigen Liebe.

Doch bald nachher blieben Marens Briefe gänzlich aus, und wieder nach einer Weile verbreitete sich erst insgeheim, und bald öffentlicher, die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und dem schrecklichen Rückzuge der feindlichen Armee, in deren Reihen gleichwohl mein Verlobter bis jetzt noch kämpfte. Indem ich über das Glück meines Vaterlandes jauchzte, mußte ich wegen meines eigenen bange Besorgniß hegen.

Der angekündigte Rückzug, dessen Schrecken jede Schilderung übersteigt, verbreitete sich endlich auch bis zu unserm Gute. Nahe bei demselben befand sich eine bergige, sehr günstige Stellung, und der Anführer einer kleinen, aber muthvollen vaterländischen Schaar faßte

den Entschluß, hier, sey es auch mit Verlust seines Lebens, den fliehenden Feind zu überfallen. Sein Vorsatz gelang. Er richtete unter dem flüchtigen Heere eine furchtbare Niederlage an, aber er mußte endlich der verzweiflungsvoll andrängenden Menge mit den Seinigen unterliegen. Die zur blutigsten Rache aufgereizten Mordbrenner stürzten in unser Dorf, und bald gingen an mehreren Orten hell lodernde Flammen auf.

Daß man das Schloß nicht verschonen werde, ließ sich erwarten. Meine Schwester, die selbst bei der tödtlichsten Angst großen Muth zeigte und allerlei Vorsichtsmaßregeln traf, übergab mir ihr einziges, zweijähriges Kind. Ich hatte Lilly aus der Taufe gehoben; ich hatte sie, weil meine Schwester lang darnieder lag, anfänglich allein aufgezogen; ach, es war eine liebe, herrliche Kleine, die mich mehr fast, als die eigene Mutter, liebte! Meine Schwester drang in mich, mit Lilly voraus zu fahren. Sie selbst wollte noch vorher einige Kostbarkeiten verbergen, und versprach, in einem zweiten Wagen ungesäumt nachzufolgen. Kaum war ich mit dem Fuhrmann eine Viertelstunde tief im Walde, als der sich vergrößernde Feuerschein uns auch das Schloß in vollem Brand zeigte. Ich schickte den

Wagen augenblicklich meiner Schwester entgegen; aber er kam nicht zurück. Ob sie dem Tode entgangen, ist mir noch bis auf diesen Augenblick, aller in jener frühern Zeit, oft mit der ängstlichsten Anstrengung, angestellten Nachforschungen ungeachtet, gänzlich verborgen geblieben.

Sobald ich fähig war, einen Entschluß zu fassen, fand ich in dieser hülflosen Lage nichts zu thun übrig, als, mit dem Kinde auf dem Arme, immer weiter, und, um der furchtbaren Rotte möglichst auszuweichen, immer seitwärts zu flüchten. Aber auch hier fand ich meilenweit nichts als leere Dörfer; alles Vieh war in die Wälder getrieben; alle Vorräthe waren davon geführt. Ich mußte mich vor Ermattung endlich entschließen, in einem dieser verlassenen Häuser, wo ich einige Lebensmittel antraf, zu übernachten.

Doch ich mußte länger hier verweilen, als ich wollte. Meine Füße waren wund, meine Kräfte völlig erschöpft. Es mögen einige Tage verflossen seyn, ehe ich mich wieder so weit gestärkt glaubte, um die Wanderung fortzusetzen, wozu Mangel an Lebensmitteln mich dringend aufrief. Denn schon konnte ich mich selbst nicht mehr sättigen, noch den Hunger der weinen-

den Kleinen stillen. Als ich mich aber zum Weitergehen anschickte, versagten mir meine Füße aufs neue den Dienst; ich mußte, wollte ich nicht unter freiem Himmel verschmachten, nach kaum zwanzig Schritten in meine furchtbare Einöde umkehren. — —

Gott schenkt mir mehr Kraft, als ich hoffen durfte. Seine Gnade will mich nicht mit einem schweren Geheimnisse belastet aus dieser Welt gehen lassen, und so fühle ich mich denn stark genug, Ihnen, mein Freund und Vater! den Gedanken wenigstens anzudeuten, vor dem meine ganze Seele zusammen schaudert.

Um diese Zeit war es, daß das Heer des Tyrannen, von kühnen, nie zu ermüdenden Verfolgern unaufhörlich beunruhigt, dem feindlichen Schwerte, der Wuth der Einwohner, der Krankheit und dem furchtbarsten Mangel preis gegeben, auch bis in jene Gegend gelangte. Ich bemerkte dies aus einer Oberstube des Hauses; ich sah die fliehenden Massen in der wildesten Unordnung auf den Straßen dahin eilen, sah die Felder mit eingebrochnem Geschütz und gefallnen Pferden bedeckt; ich hörte die Donner, welche die gerechte Rache den Flüchtlingen nachbrüllte. Ruhig, auf alles gefaßt, wie die Betäubung dies ist, setzte ich mich

an einen Tisch, schloß Lilly in meine Arme, und hob meine Hände im Gebet zu dem auf, der mich allein retten konnte.

Plötzlich hörte ich ein Getümmel im Unterraume des Hauses, hörte Tritte auf der Treppe. Die Thür ward aufgerissen, und — Max lauschte herein. Warlich, er selbst war es, kein Phantom, obschon ich anfänglich nur seinen Geist zu erblicken glaubte. Aber es war der Max nicht mehr, der mit Blicken der Liebe unser Schloß verlassen hatte, nicht mehr der schöne, stolze Jüngling, der männliche Krieger — hohl war sein Auge, bleich seine Wange; auf seiner sonst so edlen Stirn, in den sonst so lieblichen Zügen seines Mundes lag der Ausdruck des Schreckens, der Wuth, der gräßlichsten Verzweiflung.

Auch er stutzte vor mir, wie vor einer Erscheinung; auch er konnte nicht daran glauben, daß ich selbst es sey. Doch auf einmal schien es ihn wie ein Blitz zu durchzucken; sein starres Auge ward lebendiger; er stürzte auf mich zu und schloß mich feurig in seine Arme.

„Seh' ich dich so wieder, meine Mathilde?" — rief er mit wilder Freude aus, — „ja, du bist es —

du bist meine Mathilde — du wirst meine Retterin seyn! O gib mir Brot. — Nur einen Bissen, süße Mathilde!"

Sie können es sich vorstellen, mein Vater, ob ich bei diesen Worten mehr einer Todten, als einer Lebendigen, glich. Ich hielt ihn wieder in meinen Armen; ich sollte ihn retten — aber ich konnte es nicht! Auch den letzten Rest der Lebensmittel hatte an diesem Morgen die jammernde Kleine von mir erhalten. Mein Auge und mein Herz brach. Ohne mich zu regen, zeigte ich dem Geliebten eine leere Schale, in welcher ich kurz vorher für Lilly die letzten trocknen Rinden aufgeweicht hatte.

Max verstand mich augenblicklich. Das Kind erhob seine Hände gegen ihn, als erkenne es ihn wieder, und lächelte halbweinend zu ihm auf. Er stand einen Augenblick unbeweglich, und strich mit der Hand über die Stirn. „Ich bin ja ein Mann," — sagte er dann wie im halben Traume, — „ich kann ja sterben, holde Mathilde — aber du. — Still, was zögr' ich denn hier und vergesse, was Gott selbst von mir verlangt. — Gib mir das Kind, Unglückliche! gib mir es, — ich bringe es in Sicherheit, bring' es zu seiner Mutter. — Auch du mußt hier fort, du mußt mit mir." —

Kaum hatte er das gesagt, als er die Kleine mir vom Arme riß, sie mit Thränen liebkosete, dann in einen abgerißnen, blutbefleckten Reitermantel wickelte, und, ehe ich in der Betäubung ihn weiter ausfragen konnte, die Treppe hinab floh. Ich versank einige Augenblicke in den Zustand voller Bewußtlosigkeit.

Da ich wieder zu mir kam, sprang ich auf. Mich befiel eine unbeschreibliche Angst; ich wollte Maren nacheilen und vermochte es nicht; ich horchte, ob er nicht die Treppe wieder herauf komme. Aber, statt seiner Tritte hörte ich nur ein dumpfes Geschrei, zu Zeiten mit einzelnen Pistolenschüssen vermischt. Ich stürzte ans Fenster; leichte Reiterei mit mir unbekannter Bewaffnuug jagte jubelnd und Hurrah rufend durchs Dorf. Dann wurde es einige Augenblicke still.

Ich rannte hinunter, ich floh ins Freie. „Das Kind! das Kind!“ rief ich jammernd, und rang die Hände zu Gott. „Das Kind, und dann mit ihm den Tod!“

In diesem Augenblick sah ich mich von Cosaken umringt, und hielt mich nun für verloren. Ich warf mich verzweifelnd vor ihnen auf die Knie und erhob flehend meine Hände. Aber mein Anblick schien die

wilden Herzen zu rühren, und ihr Offizier, ein freundlicher, ehrwürdiger Alter, suchte mich zu bedeuten, daß ich nichts zu befürchten habe. „Ich auch Vater, — ich Minka — schön Tochter, wie du — niks thun — niemand dir" — dies rief er mir zu, indem er seine Hand auf den krausen Bart legte, und mit den kleinen feurigen Augen mitleidig zu mir herabsah.

Auch erfüllte er augenblicklich seine Zusage, führte mich vom Pferde herab bei der Hand bis zum Ende des Dorfs, und ließ mich hier eine reichlich mit Lebensmitteln versehene Kibitke besteigen, die dem Anscheine nach ihm selbst angehörte. So gelangte ich, gesättigt und von einigen seiner Leute begleitet, in ein im Rücken gelegenes, von Feinden völlig gesäubertes Städtchen, wo eine mitleidige Bürgersfrau mich aufnahm, und der edle Alte mich am folgenden Morgen wieder aufsuchte. Mit tiefer Empfindung drückte ich beim Abschiede seine rauhe, schützende Hand; er sagte wohlgefällig: „du Minka, Minka!" empfahl mich, so gut er sich verständlich machen konnte, der Wirthin, gab ihr Geld, und drückte mir selbst beim Fortreiten einige Goldstücke in die Hand.

Nach dem Abmarsch der Cosaken wurde es im

Hause, so wie im ganzen Städtchen, außerordentlich still, und nun erst kam ich wieder völlig zu Bewußtseyn. Zugleich aber fiel der Gedanke an Max und an das Kind mir, wie eine Centnerlast, auf das Herz. Was war aus ihnen beiden geworden? und was war der Sinn von Maxens so heftiger, so sonderbarer, so räthselhafter Aeußerung? Ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Kinde, ein unerklärliches Grauen befiel mich, so oft ich mir jenen Augenblick vergegenwärtigte. Ich hatte nirgends Ruhe, so menschenfreundlich sich die Bürgersfrau meiner annahm; ich schrieb an einen entfernten Freund unseres Hauses, mir nach ***** einen Wechsel zu senden, und machte mich selbst dahin auf den Weg. Jetzt galt es nicht mehr allein der Stimme der Liebe; ich mußte auch das Kind wiederfinden, oder die Ruhe meines Herzens war auf ewig dahin!

Meine stille, innere Angst vermehrte sich mit jedem Augenblicke, in welchem ich dem, jetzt von der flüchtigen Armee verlassenen Landstriche näher kam, je furchtbarere Nachrichten ich über die ausgestandene Hungersnoth hörte, je mannigfaltigere und schrecklichere Spuren ich selbst davon vorfand. Aber sie stieg aufs höchste, als mich selbst der Augenschein davon

überzeugte, was ich bis jezt immer noch für Uebertreibung gehalten hatte, daß nämlich die Flüchtigen sich sehr oft vom Fleisch längst in Fäulniß übergegangener Pferde genährt hatten. Ich kann, ich mag es nicht schildern, wie fürchterlich der erste Anblick dieser Art auf mich einwirkte; ich muß Ihnen selbst den dunkeln Argwohn nur errathen lassen, der, durch Maxens furchtbare Verzweiflung, durch sein scheues, ich möchte sagen, unheimliches Benehmen in mir erregt, wie ein blutiges Gespenst der Hölle im tiefsten Grunde meines Herzens von Zeit zu Zeit aufstieg. „Nein! nein!" — sagte ich oft zu mir selbst, — „Barbaren kann der Heißhunger entmenschen, aber nicht einen Jüngling, wie Max! Eine Gränze des Schrecklichen gibt es; darüber hinaus trägt selbst der Gedanke der Verzweiflung nicht!"

Es gelang mir, mich einigermaßen zu beruhigen, oder vielmehr, ich erzwang es bei mir selbst, mir das vorzusagen. Ich gelangte in ***** ohne weitern Unfall an. Auch hier hörte ich das Schaudernde in jeder Gestaltung, aber eine — eine dunkle Sage schmetterte mich gänzlich zu Boden. Es lief nämlich ein scheues Gerücht im Volke umher, daß ein hier durch-

gekommener Offizier derselben Armee, bei welcher Max diente, zu Zeiten in Wahnsinn gefallen, und ihm in solchen Augenblicken nach seiner Einbildung immer ein Kind zur Seite getreten sey; dieses solle er, wie er selbst bekannt, in einem Anfalle wüthenden Hungers getödtet haben. Etwas Näheres über die Person konnte ich, alles ängstlichen Nachforschens ungeachtet, nicht herausbringen; ja, das Gerücht selbst verlief sich immer mehr ins Zweifelhafte, je mehr ich ihm nachspürte. Doch war es auch so noch hinreichend, mich unsäglich elend zu machen.

Immer mit diesen marternden Vorstellungen beschäftigt, war ich endlich so glücklich, den weitern Weg zu erfahren, den Maxens Regiment von ***** aus genommen hatte. Bald ging auch die Nachricht von der bei ******* vorgefallnen entscheidenden Schlacht, zugleich aber von der fast gänzlichen Niederlage jenes Regiments ein. Ich brachte einige Wochen in der fürchterlichsten Pein zu, bis die Straße wieder offen, und es thunlich war, meine Reise nach ******* fortzusetzen. Schon nach einigen Tagen brachte ich hier in sichere Erfahrung, daß Maxens Regiment in der Nähe eine heftige Affaire gehabt, daß mein Max dabei

gefallen, und ohnweit diesem Dorfe begraben worden sey.“ —

Als der Geistliche bis hieher gelesen hatte, hielt er inne und fragte Mathilden nach Maxens Geschlechtsnamen. „Ein *****sches Regiment,“ — setzte er hinzu, — „lagerte allerdings in der Nacht vor der Schlacht bei unserm Dorfe, und“ —

„„Max von Arthelm —““ seufzte Mathilde.

„So ist kein Zweifel an seinem Tode! Der Herr Rittmeister dieses Namens lag selbst bei uns mit im Quartiere, und hatte sehr bald meiner und meiner verstorbenen Frau ganze Liebe gewonnen. Traurig schien er mir wohl, aber nie im hohen Grade unruhig. Ich wollte bürgen für ihn! Nur Ihre Erschöpfung konnte eine so furchtbare Vorstellung in Ihnen aufkommen lassen! Drei Tage nach dem Siege war ich selbst mit auf dem Schlachtfelde, und zugegen, als der Rittmeister, mit mehrern seiner braven Leute, zur Erde bestattet wurde; ich habe mit eigner Hand die Granate auf den Hügel gelegt, von welcher er getroffen worden seyn soll.“

„„Was Sie mir sagen — glauben Sie es, lieber

Vater! gießt einige Beruhigung in meine Seele. Ein gequältes Gewissen ergreift jeden Strohhalm. — Gott! in diesem Hause! vielleicht in dieser Stube! verweilte mein Marx. Hätt' ich ihn nur einmal sehen, hätt' ich ihn nur fragen können: Was begannst du mit dem Kinde? und er hätte mit seiner edlen, lieben Miene geantwortet: Sey ruhig, meine Mathilde, es ist geborgen, — oder selbst: es starb, es starb, es verschmachtete in meinen Armen, und hätte diese Antwort dann mit seinem Tode besiegelt; — ach! dann könnte auch ich ruhig scheiden, könnte mich freuen auf das Wiedersehen dort oben! — Aber fahren Sie fort, diese Blätter zu lesen! Bald ist nun das ganze drückende Geheimniß von meiner Seele gewälzt.""

Der Pfarrherr nahm wieder die Schrift zur Hand, und las sie vollends aus: „Die Nachricht von Marens Tode war mir in der That nicht an sich die furchtbarste, aber ganz zu Boden drückend ward sie mir darum, weil nun wahrscheinlich der Einzige dahin war, welcher mir meinen schrecklichen Argwohn benehmen konnte. Diese nun nie ganz zu beseitigende Ungewißheit ergriff mich täglich heftiger, jemehr sich die Nachricht von Märens Tode bestätigte. Ich gerieth in

Verzweiflung, in oft lang anhaltende Geistesabwesenheit, und in einer derselben faßte ich den Entschluß, selbst nach dem Schlachtfelde zu gehen, dort Maxens Todtenhügel aufzusuchen, und den Todten um eine Antwort zu beschwören. Ich fand den Weg ziemlich richtig; ich sank auf dem Hügel nieder und blieb dort, ungeachtet des nahenden Sturms, bis es dunkelte. Keine Antwort wollte mir werden. Ich raffte mich auf, um die Postchaise, welche ich in *** hatte halten lassen, wieder aufzusuchen. Aber auf dem Heimwege kam ich gänzlich von der Straße ab, und die Nacht übereilte mich. Damals war es, als Sie mich nach mehrern Stunden hülflosen Herumirrens liebreich aufnahmen. Nun wissen Sie alles!"

Als der Pfarrherr die Blätter ausgelesen hatte, übergab er sie wieder in Mathildens Hand. Sie schien jetzt ruhiger, aber auch wieder schwächer zu werden. Der Alte stand ihr mit geistlichem Troste treulich bei, und hatte ihr eben das Abendmahl gereicht, als sich leise die Thür öffnete und eine blasse, schlanke Frau, ein liebliches Kind auf dem Arme, im Eingange stehen blieb.

Mathilde schlug gegen die Eintretenden die

Augen auf. „Mir ist vergeben!" — rief sie aus. — „Die Engel kommen mich abzurufen; — ach, Antonie selbst mit ihrer, mit meiner Lilly!" Sie erhob sich, und wollte ihnen entgegen.

„O meine Mathilde, meine treue Schwester! Muß ich dich so wiederfinden," erwiederte die Fremde, indem sie auf Mathilden zueilte, und auch das Kind über sie hinab beugte. — „Kennst du deine Antonie, kennst du deinen Liebling nicht mehr, den du rettetest, den dein Max der verzweifelnden Mutter wieder in die Arme legte?"

„Und ihr lebt? und ihr lebt wirklich beide?" — lispelte Mathilde, wie ein triumphirender Engel, — „ich fühle eure Herzen noch an meinem schon erstarrenden klopfen, eure warmen Lippen ruhen an den meinigen, noch ehe sie ganz erkalten! Gott, welche Seligkeit hast du mir bereitet! Nun kann ich sterben, nun kommt mir mein Max mit der Palme entgegen — seht ihr — dort ist er — lebt wohl, Schwester und Vater —!— „Bei diesen Worten sank sie zurück, um sich nie wieder aufzurichten.

Antonie hatte die Nachricht von Mathildens Aufenthalt in den Zeitungen gefunden, und war auf

den Flügeln schwesterlicher Zärtlichkeit herzugeeilt. Die Aeußerung des Rittmeisters, daß er Lilly zu ihrer Mutter bringen wolle, war allerdings gegründet gewesen. Er hatte Antonien, die ängstlich nach Mathilden umhergereist war, doch freilich auch nicht in dem erfreulichsten Zustande, im Walde gefunden. Der Gedanke, dieser das verschmachtende Kind zu überliefern, erwachte daher augenblicklich in der Seele des Edlen. Mathilden aber wagte er nicht, etwas davon zu entdekken, weil er sie bei Antonien nicht für sicher genug hielt, sondern sie selbst mit sich zu nehmen und zu beschützen gedachte. Der Ueberfall durch die leichte feindliche Reiterei, dem er nebst Antonien im Walde noch entging, trennte ihn von Mathilden, und machte es ihm auch späterhin unmöglich, Nachricht über sie zu erhalten. Er glaubte sie geraubt oder getödtet, und wünschte sich selbst nun den Tod, den er auch im nächsten Kampfe aufsuchte und fand. — —

Antonie drückte der geliebten Schwester die Augen zu. Der Pfarrherr trauerte um sie, wie um eine Tochter, begrub sie neben seinem Weibe, und folgte ihr nach wenig Monden. Das Denkmal des Junkers ließen dessen Aeltern wieder ergänzen, und Antonie sorgte für ein ähnliches Bild Mathildens, wie sie,

einen Lilienzweig in der Linken, mit dem Blick gestillter Sehnsucht zum Himmel aufschwebt. Die reine Schönheit dieses Kunstwerks machte die ganze Gegend auf Mathildens Schicksale aufmerksam, und so wird in jener Gegend die Geschichte ihrer Liebe und ihrer unverdienten Leiden wahrscheinlich noch lange ein schauriges Mährchen für fühlende Herzen bleiben.

VI.

G e d i c h t e

von

A. F. E. Langbein.

Das Mährchen vom König Luthbert.

Hört eine alte Wundergeschichte,
Die ich zur Lehr' und Warnung berichte,
Weil mancher hartgesinnte Mann
Sich trefflich daran spiegeln kann.

Vor Alters beherrschte Leut' und Land
Ein mächtiger König, Luthbert genannt.
Dem ward's zur Sommerszeit einmal
Zu heiß in seinem goldenen Saal,
Weshalb er in einen Garten ging,
Wo ein von Marmel unwölbter Spring
Ihm oft, wenn Sonnengluth ihn plagte,
Als stärkendes Kühlbad wohl behagte.
Und als er kam an diesen Ort,
Flugs schickt' er seine Diener fort,
Befehlend, seines Rufs im Garten
Nach kurzer Weile zu gewarten.

Er tauchte sich hierauf ins Bad,
Und mit erfrischten Gliedern trat
Er wieder heraus, und sucht' am Rand
Des Marmorbeckens sein Gewand.
Es war verschwunden, sammt Hut und Degen,
Und an der Stelle, wo es gelegen,
Lag jetzt ein altes Bettlerkleid,
Von hundert Lappen zusammengereiht.

Als Luthbert diese Bescherung sah,
Begriff er nicht, wie das geschah.
Er rief den Dienern, rief zehnmal von neuen,
Und nimmer kamen die lieben Getreuen.
Sein Zustand war doch ganz vertrackt!
Da stand er frierend und splitternackt,
Und sah kein anderes Deckungsmittel
Als jenen groben, scheckigen Kittel.
Doch dieses häßliche Feigenblatt
Zwang sie, die Riesenkräfte hat,
Die eiserne Noth, ihm endlich auf,
Und so ging rasch zur Burg sein Lauf.

„Zurück!" rief donnernd die Wacht am Thor,
Und hielt die Hellebarden ihm vor.
„Seyd ruhig!" sprach er: „Ich bin der König!"
Drob lachten die Trabanten nicht wenig,

Und schnoben ihn an: „Verrückter Wicht!
Scherzreden und Lumpen passen nicht.
Der König ging eben durch diese Pforte,
Und hätt' er gehört deine Frevelworte,
Das würde dir schlecht gedeihn, du Wurm!
Man sperrte straks dich in den Thurm!"

„Der wartet auf euch," rief Luthbert wild,
„Wenn euch mein Wort und Befehl nichts gilt!
Was macht ihr solch Geplärr und Gesperr?
Ich bin der König, euer Herr!
Ihr seht doch, ich habe mich blos vermummt;
Drum zieht die Speere zurück und verstummt!"

Die Leibwächter aber verstummten nicht.
Sie läugneten ihm ins Angesicht,
Daß er ihr Herr und Gebieter sey,
Und drohten mit den Spießen dabei.
Darüber lief viel Volk zu Hauf,
Und alle zogen ihn spöttisch auf.
Am Ende kam aus der Burg ein Schranz:
„Was ist denn hier für ein Betteltanz?
Der König hat's am Fenster gehört,
Daß Ihr Euch gegen die Wach' empört,
Und gar so aberwitzig tollt,
Daß Ihr ihn selbst vorstellen wollt.

Er staunt über dies Erfrechen,
Und sendet mich, er will Euch sprechen."

Luthberten däuchte dies ein Traum;
Doch hielt er seine Zung im Zaum,
Und ließ, verhöhnt von allen Seiten,
Gefangen in die Burg sich leiten.
Man führt' ihn in den goldenen Saal,
Wo er, beim schäumenden Pokal,
Noch vor zwei Stunden fröhlich saß,
Und sich ein Gott zu seyn vermaß.
Hier waltete jetzt auf seinem Throne,
Geschmückt mit Purpur und Zepter und Krone,
Ein fremder Gast, der ihm auf's Haar
An Gestalt und Bildung ähnlich war,
Und thät, von Höflingen umgeben,
Die Stimme zorniglich erheben:
„Wer bist du, der in solcher Tracht
Auf Kron' und Zepter Anspruch macht?"

„Ich bin der König! Dies ist mein Reich!"
Rief Luthbert, einem Besessenen gleich.
„Herab vom Throne, du Truggestalt,
Und beuge dich vor meiner Gewalt!"

Der Throner lächelte gelassen,
Und sprach: „Du scheinst dein Leben zu hassen

Denn wer so frech mit Königen spricht,
Der bahnt sich den Weg zum Hochgericht.
Doch dünkt mich dein Verstand geschwächt,
Und drum ergehe Gnade für Recht!
Ich will dich blos aus der Stadt verweisen,
Und ungehindert kannst du reisen
Durch Wälder und Felder, wohin du willt.
Nur hüte dich, weil es dein Leben gilt,
Dich wieder in meine Thronstadt zu wagen,
Sonst hat dein letztes Stündlein geschlagen!"

Luthbert, der jetzt alle Fassung verlor,
Sprang wüthend die Stufen des Throns empor,
Und wollte den Afterkönig fassen;
Doch wie, vom Hetzstrick losgelassen,
Die Meute der Hunde das Wild überfällt,
Und rechts und links es packt und hält,
So stürzten die Schranzen, klein und groß,
Schnell auf den Bettelprinzen los,
Und nahmen ihn in feste Hand,
Obwohl darunter manch süßer Fant,
Der sich, wie ein Weiblein, schmückt' und zierte,
Die alten Fetzen mit Grauen berührte.
Dem Haftling blieb nur die Zunge frei,
Und er gebrauchte sie ohne Scheu.

Drum drehte man noch, wie einen Spund,
Ein Tuch ihm in den Lästermund,
Und so ward er, vom Pöbel verlacht,
Zur Stadt hinaus von Schergen gebracht.

Er kam darüber fast von Sinnen.
Was sollt' er in seinem Elend beginnen?
Schon plagte brennender Durst ihn sehr,
Und seine Taschen waren leer.
Sonst war ihm der beste Wein zu schlecht,
Und oft erklärt' er's für ungerecht,
Daß die Natur nicht, zu seinem Genieß,
Noch edlere Trauben wachsen ließ:
Jetzt aber mußt' er sich bequemen,
Zum Bache seine Zuflucht zu nehmen.
Er schöpfte daraus mit hohler Hand;
Und als er so am Rinnsal stand,
Beschaut' er im Spiegel der Fluth sein Gesicht,
Und kannte mit Schrecken sich selber nicht.
Er hatte gealtert um zwanzig Jahre,
Gesilbert war das Braun seiner Haare,
Gebeugt und gebrochen des Wuchses Rohr,
Und strebte nicht hehr, wie vormals, empor.
Daraus ergab sich deutlich und klar,
Was eigentlich die Ursache war,

Daß ihn, den aus sich selbst Verbannten,
Die Wachen und Diener nicht mehr kannten.
Und so verschwand auch die Möglichkeit,
Im Laufe seiner Verzauberungszeit
Sich ihnen, als ihr Herrscher, zu zeigen,
Und wiederum den Thron zu besteigen.

Wie theuer war jetzt guter Rath!
Er, der sein Leben lang nichts that,
Als Essen, Trinken, Spielen, Schlafen,
Krieg führen, Placken, Befehlen und Strafen,
Und weiter keine Kunst verstand,
Er mußte nothhaft sein eigenes Land
Von Haus zu Haus, als Bettler, durchwanken,
Um sich für ein Stücklein Brot bedanken.

In dieser kümmerlichen Zeit
Erfuhr er wo, daß sich unweit
Ein frommer Waldeinsiedler befinde,
Der die verborgensten Ding' ergründe,
Weswegen seine Wüsteney
Ein stark besuchtes Orakel sey.
Das hörte Luthbert freudig an,
Und eilte zu dem Wundermann,
Um sich, was er nicht konnte fassen,
Von seiner Weisheit enträthseln zu lassen.

In einem Hüttchen, mit Moos gedeckt,
Und tief in des Waldes Nacht versteckt,
Empfing ihn ernst und kalt ein Greis,
Der, langbebartet und schwanenweiß,
Vor einem Todtenschädel saß,
Und seine Planetentafel las.
„Ich bin," begann der Ankömmling,
„Ein armer Mann, dem's schlimm erging.
Mich warf ein Donnerschlag des Geschicks
Vom höchsten Gipfel des Erdenglücks
In eine bodenlose See
Von Schmach, Verachtung, Jammer und Weh."

„O!" sagte der Klausner, „Ihr könnt es sparen,
Mir diese Geschichte zu offenbaren.
Ich weiß von selbst schon, wer Ihr seyd,
Und kenne gründlich Euer Leid;
Auch weiß ich Euren Wunsch und Willen,
Des Schicksals Gang Euch zu enthüllen.
Kehrt denn zuvörderst einen Blick
Auf Eure Lebensbahn zurück!
Schaut, wie alldort, als Höllenfrucht
Von Eurer wilden Eroberungssucht,
Ein grauses Meer von Blut entsprang,
Und Eures Landes Wohl verschlang.

Nie rastend führten Eure Fahnen
Die blühenden Söhne der Unterthanen,
Der alten Väter Trost und Stab,
Hinab ins unersättliche Grab.
Und Eures Volkes Ueberrest,
Von grimmer Tyrannei gepreßt,
Und ausgesogen bis auf's Blut,
Verlor des Lebens heitern Muth,
Und jeder wünschte, lieber zu sterben,
Als unter langsamer Qual zu verderben.
So war't Ihr für das arme Land,
Das unter Eurem Zepter stand,
Ein nie versiegender Unheilsborn,
Und dachtet nimmer an Gottes Zorn.
Ihr dünktet Euch selbst der größte Gott,
Triebt über alles Heilige Spott,
Und die, so der Mißbrauch Eurer Macht
Um alle Güter des Glücks gebracht,
Die nanntet Ihr mit frechem Munde
Unnützes Gewürm und hung'rige Hunde.
Da sah der Könige König drein;
Er wollte der Armuth Rächer seyn,
Und Euch, entrückt Euren fürstlichen Schätzen,
Tief in die Reihe der Bettler versetzen,

Auf daß Ihr empfändet, was das heißt,
Wenn Noth und Elend das Herz zerreißt.
Drum gingt Ihr als König ins Badehaus,
Und als ein Bettler wieder heraus.
Ein Bote Gottes, vom Himmel gesandt,
Entnahm Euch leise Gestalt und Gewand,
Bestieg an Eurer Stelle den Thron,
Und weicht und wankt nicht eher davon,
Bis abgebüßt Eure Verbrechen sind,
Und Ihr durch Reue Vergebung gewinnt."

Da weinte Luthbert bitterlich,
Und sagte: „Heiliger, bete für mich!
Ich habe lang' und schwer gebüßt,
Und sieh, wie die Thräne der Reue fließt!
O, möchte Gott sich mein erbarmen!
Ich will hinfort ein Vater der Armen,
Und für und für, von Unthaten rein,
Ein treuer Statthalter Gottes seyn."

„Geht," sprach der Klausner, „vor die Thür!
Hat Gott Euch vergeben, so werdet Ihr
Daselbst ein Gnadenzeichen finden,
Das wird Euch neues Glück verkünden."

Und Luthbert ging mit zagender Brust;
Doch schnell ergriff ihn Staunen und Lust,

Als er sein getiegertes Leibroß fand,
Das draußen gezäumt und gesattelt stand,
Und mit Gewieher und Sprüngen ihn
Zum Aufschwung einzuladen schien.
Auch trug's ein Felleisen auf dem Rücken,
Gefüllt mit allen den Kleidungsstücken,
Die er drei oder vier Monden zuvor
So wundersam im Bade verlor.
„Seht," sagte der Greis, „Gott ist versöhnt!
Ihr werdet wieder von ihm gekrönt.
Bekleidet Euch mit dem Purpurgewande,
Und reitet zurück nach Eurem Lande;
Erkennet aber Gottes Huld,
Und fallet nicht in neue Schuld!" —

Geschmückt und verjüngt stieg Luthbert auf's Roß,
Und rasch entflog's mit ihm in sein Schloß.
Der Engel-König war verschwunden,
Und ihn empfing man, als wär' er vor Stunden
Spazieren geritten über Feld,
Und hätte sich jetzt wieder eingestellt.
Doch wie er förder sich benahm,
Ob er gebessert wieder kam,
Darüber gab die alte Legende
Uns keine Nachricht in die Hände.

Der Hirt von Oggersheim.

Im dreißigjähr'gen Kriegsgewühl
Nahm sich die Pfalz am Rhein
Ein span'scher Feldherr einst zum Ziel,
Und zog mit Scharen ein.
Er ließ, um siegend vorzudringen,
Das Städtchen Oggersheim umringen.

Den Bürgern wurde kalt und heiß,
Bis noch der Trost sich fand,
Daß unentdeckt im ehrnen Kreis
Ein Fluchtweg offen stand.
Da griffen sie geschwind zum Stabe,
Und flohn mit Weib und Kind und Habe.

Hans Warsch, der Schafhirt, blieb im Ort
Der Männer ganzer Rest;
Denn Ehehaften hielten dort
Den wackern Burschen fest.
Sein Weib, ein ihm sehr liebes Wesen,
War eines Kindleins erst genesen.

„Sieh zu, was stehet dir bevor?“
Rathschlagte Hans mit sich.
„Das Volk umlagert Wall und Thor,
Und tobet fürchterlich.
Doch nur getrost! Wie sich's auch stelle,
Es stammt denn doch nicht aus der Hölle!

Tritt mannhaft ihm vor's Angesicht,
Und sprich ein tapfres Wort!
Das wär' des Burgemeisters Pflicht,
Doch lief die Memme fort.
So bist du leicht der Stadt mehr nütze,
Als jene ausgewichne Stütze.“

Und zwischen Donnerbüchsen stand
Er plötzlich auf dem Thor,
Schwang muthig mit der rechten Hand
Ein weißes Tuch empor,
Und rief fast trotzig: „Hört, ihr Degen,
Ich soll mit euch Verhandlung pflegen.

Gelobt ihr Schutz und Sicherheit
Uns allen redlich an,
So wird euch ohne Widerstreit
Das Thor flugs aufgethan.
Doch wollet ihr die Stadt verheeren,
So werden wir uns grimmig wehren.“

Dem Feldherrn ward, was Jener sprach,
Vom Dolmetsch treu erklärt.
Er sann darob nicht lange nach,
Er rief: „Es sey gewährt!"
Und Hans, vertrauend diesem Worte,
Eröffnete sogleich die Pforte.

Wie staunten jetzt die Spanier
Auf ihres Einzugs Bahn,
Als sie das Städtchen um sich her,
Wie ausgestorben, sahn!
„Wo," fragten sie, „wo sind die Andern,
Die sonst durch diese Gassen wandern?"

„Sie flohn!" versetzte Hans. „Nur mir
Hing eine Kett' am Fuß,
Weil ich heut oder morgen hier
Kindtaufe geben muß.
Doch dürft ihr drum nicht feindlich schalten;
Was ihr versprochen, müßt ihr halten!"

„Ey!" rief der Feldherr, „ey, wie hat
Der Schalk uns angeführt!
Doch fruchten soll's der ganzen Stadt,
Was seinem Muth gebührt." —
Drauf herrscht' er, wie ein Freund, gelinde,
Und stand Gevatter bei dem Kinde.

Deutsche Volkstracht.

Einem Maler ward einst aufgegeben:
„Mal' Europens Völker nach dem Leben!
Male mir mit bunter Farbenpracht
Jedes Volk in seiner Eigentracht!"

Und der Maler stellte dem Gebieter
Spanier, Franzosen, Moskowiter,
Türken, Schweden, und so weiter, dar;
Doch ein Sonderling beschloß die Schaar.

Unverschämt, im bloßen, blanken Hemde,
Zeigte sich der unbekannte Fremde;
Und bemerkenswerth war noch der Zug,
Daß er einen großen Ballen trug.

Und als man ob ihm den Künstler fragte,
Lächelte der lose Schalk und sagte:
„Seht, das ist ein deutscher Ehrenmann,
Den ich Euch durchaus nicht kleiden kann.

Denn ihr wißt, es herrscht seit grauen Zeiten
Keine Urtracht mehr bei deutschen Leuten,
Und die sonst biederbe Nation
Gleichtnthierinnen dem Chamäleon.

Bald aus nahen, bald aus fernen Ländern,
Holt sie sich ein Vorbild zu Gewändern.
Alles, was dort Schneiderwitz erfand,
Wird von ihr als ein Gesetz erkannt.

Drum ist meinem Deutschen hier ein Ballen
Englisch Tuch mit Rechte zugefallen,
Daß der Modesklav von aller Welt
Sich bekleiden mag, wie's ihm gefällt." —

Und so stand es noch in unsern Tagen;
Aber jetzt wird drüber Lärm geschlagen.
Rings erschallt ein dringendes Geschrey,
Daß uns eine Volkstracht nöthig sey.

Jede Zeitung schilt uns Auslands-Affen,
Und ermahnt, uns Kleider anzuschaffen,
Wie sie unsre Vorwelt, fromm und klug,
In dem goldnen Mittelalter trug.

Und Gelehrte gehn sogar auf Reisen,
Um sie uns vom Lehrstuhl anzupreisen;
Und sie bringen gleich der Volkstracht Schnitt
Und des Stutzbarts ächtes Muster mit.

Aber fern sey Spott von jeden Mitteln,
Alte Deutschheit aus dem Schlaf zu rütteln.
Sorgt nur, daß im Kleide, das ihr wählt,
Auch das alte deutsche Herz nicht fehlt!

An eine gewisse Madame Lätitia *).

Der holde Name ging an Dir verloren;
Denn keine Freude hast Du uns geboren.

---

*) Auf deutsch: Freude.

Dichter und Wechsler.

Eine wahre Anekdote.

„Der Seelenruhe!" — schrieb ein edler Dichter
Hell über seines Gartenhauses Thür.
Doch ach! der Blumen Zier
Erfreut' er sich nur einen Sommer hier,
Und dann erloschen seiner Augen Lichter.

Ein Wechsler kaufte jetzt das Gartenhaus;
Und kaum hatt' er es übernommen,
So ließ er einen Tüncher kommen
Und sagte: „Streicht das dumme Wort hier aus!
Wie kann die Seele sich der Ruh' ergeben?
Sie soll und muß nach Brode streben!"

VII.

Gustav Wasa

von

Kähler.

(Verfasser des Herrmann von Löbeneck.)

Nahe war der große Gustav Wasa dem Ende seines ruhmvollen Lebens. Ein schleichendes Fieber verzehrte die Kraft, welche dem Unglück getrotzt, und dem Glück seine höchsten Spenden abgezwungen hatte. So saß er, selbst in Schwachheit noch stattlich, mit seinem Kronerben Erich, dem Erzbischof von Upsal, vielen Großen, Heerführern und den Gesandten der Hansa zu Tafel, und heftete, während die Gäste, des Weines sich freuend, laut zwiesprachten, sein flammendes Auge ernst und finster auf den Prinzen, dessen Reden rasch wie seine Blicke unter den Gästen umher flogen.

Deß gewahrte der Erzbischof Laurentius Petri *). Herr, sagte er, was schaust Du so finster auf den blühenden Sohn, den Erben Deiner Größe? — Ich denke seines Schicksals, erwiederte der greise König.

*) Der erste protestantische Erzbischof in Upsal.

Da wandte sich Erich schnell zum Vater: Lebe und herrsche, sagte er, doch wenn Du stirbst, was soll ich fürchten? Ein tapfres Heer, ein zahlreicher Adel, ein blühender Handel und mächtige Bundesgenossen werden mich unterstützen, und fromme Kirchendiener werden durch ihr Gebet mir Gottes Gnade, und durch ihre Lehre die Liebe meiner Unterthanen erhalten.

Der klugen Rede jauchzten die Gäste lauten Beifall zu. Doch der König schüttelte das Haupt noch finstrer. Ich bin alt und dem Tode nahe, sprach er. Vergönnet mir, Freunde, einmal noch die Wahrheit zu sagen; und wenn sie schmerzt, so bedenket, daß ich nicht Schuld daran bin. Denn was ich selbst erfahren, will ich erzählen, und Gott weiß, ich wünschte oft, es wäre anders.

Die Treulosigkeit Christierns *) brachte mich als Geissel in seine Hände. Er wußte, mein Herz ge-

*) Margarethe von Dänemark hatte in der berühmten Union zu Kolmar die drei nordischen Reiche vereinigt. Doch die Schweden ertrugen es nicht lange, einem fremden König zu dienen. Besonders hartnäckig und glücklich kämpften gegen die dänische Herrschaft unter Christiern dem Zweiten, die Sture's. Unter dem Vorwand einer persönlichen Unterredung lockte der König einmal dem letzten Sture eine Zahl vornehmer Geisseln ab, unter ihnen

höre dem heldenmüthigen Sture, weil es dem Vaterlande gehörte, und suchte bald mit gleisnerischem Wohlwollen mich zu gewinnen, bald schäumte der Wüthrich rasende Drohungen gegen mein Leben aus. Seine Freundlichkeit gewann, seine Wuth erschütterte mich nicht. Ruhig erwartete ich das Schicksal, welches des Tyrannen tückischer Mordblick mir verhieß.

Da trat Erich Banner, Statthalter von Kalo, zum Könige und sprach: Gib mir den Jüngling. Er ist edler Art, und nur mit Edelmuth zu zähmen. Christiern gab es zu: aber sechstausend Kronen zahlst Du, sprach er zu ihm, läßt Du ihn entwischen.

Ich ging mit Banner, und er hielt mich als seinen Sohn. Seine schnellsten Pferde gab er mir zu reiten und ließ mich ohne Diener die Wälder auf der Jagd durchstreifen. Er frug nicht wohin, wenn ich ging, er sandte nicht aus, wenn ich mit der Dämmerung nicht da war. So lebte ich ein halbes Jahr und liebte den ehrwürdigen Greis. Da bat er mich freund-

---

Gustav Wasa, mit denen er treubrüchig nach Dänemark schiffte, ohne zur Unterredung zu erscheinen. Erst als der Administrator Stern Sture an einer Wunde gestorben war, gelang es Christiern sich Schweden zu unterwerfen, welches er doch schnell wieder durch seine Grausamkeit verlor.

lich, dem Sture zu entsagen und Christiern Treue zu geloben. Fodre mein Leben, sagte ich ihm, es ist Dein mit Freuden; Du hast es durch Güte erkauft. Doch wird es je wieder mein freies Eigenthum, so bleibt es dem Vaterlande, nicht dem Tyrannen heilig.

Da kam die Kunde von dem Mordfest *) zu Stockholm. Sechzig edle Schweden bluteten unter dem Beil, ein Opfer blutdürstiger, niederträchtiger Tyrannei.

---

*) Nachdem Christiern als rechtmäßiger Erbe und König von Schweden anerkannt worden war, suchte er Rache, oder eine tyrannische Sicherheit in dem Tode der Angesehensten. Er benutzte dazu den Schein einer gerechten Ahndung des vermeintlich dem Erzbischof von Upsal, Gustav Trolle, erwiesenen Unrechts; einem Manne, welcher aus Familieneifersucht gegen die Sture's ihr Streben nach Schwedens Unabhängigkeit vereitelt, und durch seine Ränke und seinen Einfluß Christiern vorzüglich zum Besitz geholfen hatte. An einem Tage wurden sechzig Reichsräthe, zwei Bischöfe, viele andre Ritter und Bürger öffentlich enthauptet. Wer die Gefallenen betrauerte, oder deswegen angeklagt wurde, mußte in den folgenden Tagen mit dem Strange büßen. Und weil der Erzbischof, als eine kirchliche Person, zu dem allen den Vorwand gab, so wurden sämmtliche Leichen mit dem ausgegrabnen Körper Stern Sture's zugleich verbrannt, damit das Volk glaubte, sie seyn als Ketzer gestraft worden.

Rache unserm unschuldigen Blut; das war ihre letzte Rede an das Volk. Zu mir war dieser Ruf gedrungen; mein Herz verzehrte finstrer Gram über mein Volk und mein Vaterland, und ohnmächtiges Verlangen, als Bluträcher den Tyrannen zu strafen. Doch ich war gefesselt, nicht mit ehernen Ketten, die meine Wuth gesprengt hätte, mit den diamantnen Banden der Dankbarkeit.

Einst als ich sann, worüber ich schon tausend Mal vergebens gesonnen, fiel mir ein, daß Banner sechstausend Kronen zahlen solle, wenn ich entwischte. Nur Geld — dachte ich — kostet es dem edlen Mann; das kann ich ihm ersetzen. Das Vaterland ruft, sein Heil geht über die Gesetze der Gastfreundschaft. Ruhig prüft' ich mein Herz; es war gemeine Noth, nicht eigne, was mich trieb, die Freiheit zu suchen. Darum hielt ich es für Recht, und entfloh ohne Mühe. Bei Flensburg verdingte ich mich als Viehtreiber an sächsische Kaufleute, und kam glücklich nach Lübeck.

Dort ging ich zu dem Bürgermeister, Herrn Nikolaus Gemins. Der war ein stattlicher Mann mit schon grauem Haupt, freundlich, und ernst und hell. Mit Wohlgefallen reichte er mir die Hand und fragte nach meinem Begehr. Ich bin Gustav Erichson, sagt' ich, und dem Tyrannen Christiern entronnen.

Jetzt komm' ich zu Euch, und will Hülfe an Geld und Mannschaft, mein blutendes Vaterland zu erlösen.

Herr Nikolaus schüttelte das greise Haupt. Da stieg mir das Blut in Herz und Gesicht, und mit beredter Zunge zeigte ich dem Bürgermeister, daß Lübecks Vortheil und Ehre das fordre, und jetzt oder niemals Gelegenheit sey, einem gefährlichen Feinde sein alles zu Boden drückendes Wachsthum zu wehren und an Schweden zu vergelten, was König Erich vor drei Jahrhunderten an Lübeck gethan.

Gustav, sagte Herr Nikolaus, und legte mir freundlich die Hand auf die Schulter, Gustav, Du wirst Dein Vaterland erretten; das lese ich in Deinem Gesicht. Und wohl wünscht' ich, Lübeck möchte einen Theil an Deinem Heldenruhm haben. Doch wenn es nicht ist, verzage Du nicht; in Dir selbst ist mehr als Lübeck.

Der ehrwürdige Greis hieß mich in seinem Hause bleiben, und versprach mit dem Senat zu handeln. Tages darauf kam Banner; er hatte meine Spur gefunden.

Ich ging ihm entgegen und bot ihm die Hand: er wies sie trotzigzürnend ab. Herr Nikolaus war dabei. Ein elender Wortbrüchiger, rief Banner

heftig, ein Undankbarer darf keinem Edelmann die Hand bieten!

Banner, sagt' ich ihm, mein Leben war Dein, und nie hätte ich es um meiner Freiheit willen Dir entzogen. Wie oft konnte ich unter dem Schutze Deines Vertrauens entfliehn! Aber Dein Edelmuth hielt mich fester, als Christierns Ketten. Geblieben wär' ich, hätte mein Vaterland zwar fremdes, doch erträgliches Joch getragen. Aber jetzt, wo ein Tiger es zerreißt, wo meine Freunde, meine Brüder bluten, wo zügellose unersättliche Räuberbanden in seine Thäler die Greuel der Zerstörung und der Plünderung tragen — jetzt, o Banner, jetzt reißt die Fessel jeder Pflicht, die mich zurück hält ihm zu helfen, und mein Name mag entehrt seyn, daß ich es errette! —

Doch der Greis konnte seinen Zorn nicht zähmen, und sprudelte Schimpfreden über mich aus. Das trug ich geduldig und verhieß ihm Zahlung, und suchte ihn zu überzeugen, daß ich recht gethan. Doch er blieb unversöhnlich. Herr Nikolaus stand still mit sinnigem Lächeln dabei.

„Wie, brach ich endlich heftig aus, diese Flucht hielt ich für die edelste That meines Lebens, und sie wäre ein schändliches Verbrechen? Sprechet Ihr, Herr Nikolaus — that ich recht oder nicht? —

Er schüttelte mit dem Kopf, als wolle er schweigen. Nun, sagte ich, ein Richter muß seyn — so lasset mir die Gelehrtesten und Weisesten von Lübeck kommen, und legt ihnen die Frage vor; und hab' ich Unrecht, Banner, hier ist meine Hand, dann gehe ich mit Dir zurück.

Das gefiel den beiden Alten; doch machte Herr Nikolaus ein Schalksgesicht dazu. Nun ward umhergeschickt nach gelehrten und weisen Leuten in der ganzen Stadt, und bis sie im großen Saale zusammen kamen, zechten wir Drei vertraulich.

Endlich waren sie da, und wir gingen in den Saal. Fürwahr, Herr Erzbischof, eine ehrwürdige Gesellschaft! Es waren große Leute und Philosophi damals in Lübeck, und mir wurde so recht schauerlich, und ich beugte mich tief, als ich unter sie trat.

Da trug Herr Nikolaus den Fall vor. Banner und ich horchten scharf, wie sie disputirten, und es ging recht erbaulich zu Anfang. Aber nach einigen Minuten fingen die Herren an zu toben und zu schreien; bald packten sie mich, bald Bannern — um uns ihr Recht zu beweisen; doch ich vernahm nur soviel, daß der eine Theil ihm, der andre mir Recht gab; die Gründe konnte ich nicht begreifen, und zuletzt brüllten sie so, daß sie sich selbst nicht mehr verstanden.

Herr Nikolaus brachte sie endlich zum Schweigen und dankte für ihre Mühe. Doch auf der Treppe erneuerte sich der Streit, und auf der Straße lärmten sie fast noch ärger, als oben.

Nun, seyd Ihr weiser geworden? fragte Herr Nikolaus lächelnd? —

Jetzt rathet Ihr — rief ich aus — denn meinen Witz hab' ich verloren. —

Banner — sagte Nikolaus zu dem Alten, der auch noch stumm und dumm von aller Weisheit da stand, und nicht ein Bürgermeister, ein hocherhabner König schien er mir in jenem Augenblicke zu seyn, — Banner, sprich, was hättest Du für Dein Vaterland gethan? O laß den Unmuth Deine Seele nicht beherrschen. Die sechstausend Kronen verbürge ich Dir, wenn dieser sie nicht geben kann. Schlag' ein! Nehmen darfst Du den Jüngling nicht, sowahr ich Bürgermeister von Lübeck bin! Und schuldig ist er nicht zu folgen, bei der Ehre dieses grauen Hauptes! —

Eine Weile schwieg Banner tief nachdenkend — dann ergriff er plötzlich meine Hand — Du bist frei, Gustav, sprach er — zwar Dein Volk ist meines Volkes Feind. Doch edle Männer sind auch als Feinde Freunde — geh' und thue, was Gott Dir zu thun gebeut.

So schieden wir. Herr Nikolaus aber versammelte die fürnehmsten Glieder des Raths, um mit mir wegen der Hülfe zu handeln. Es kamen an zwanzig der reichsten Handelsherren in ihren Pelzmänteln und güldenen reichbesetzten Ketten, und pflanzten sich ernsthaft in die Lehnsessel, um mich zu hören. Ich stellte mich hin in dem schlichten Wamms, das ich zur Flucht eingetauscht, und foderte Geld und Volk zu Schwedens Befreiung.

„Worauf rechnet Ihr?" fragte der Eine, „nachdem ich lange und eifrig darüber gesprochen, wie Lübeck Schweden zu Dank und Liebe verbunden" —

Auf Gott, meinen Muth und meines Volkes Elend! rief ich heftig. —

Da blinzelten die alten Handelsherren und griffen unwillkührlich nach ihren Prachtkettlein, als wollten sie sagen, da tragen wir mehr am Leibe, als Deine ganze Macht. Und mein Wamms betrachteten sie so ernstlich, als wäre darum der Handel.

Herr Nikolaus stand auf und sprach für mich. Mir glühte und wallte das Blut, es war mir eben recht. Sie zankten sich lange, aber endlich blieb es dabei, die Sache sey zu mißlich. Volk sey gar nicht zu geben, weil kein Heer in Schweden, von dem es aufgenommen werden könne. Geld sey eben so wenig

an das Abenteuer eines, kaum der Gefangenschaft entflohenen, jungen Mannes zu setzen. Doch boten sie mir endlich 10000 Kronen an, wenn ich ihnen mein ganzes Eigenthum verpfänden, und im Fall es gelänge, den Lübecker Schiffen den Alleinhandel mit Schweden versichern wollte.

So wollt' ich, rief ich entrüstet, lieber meinen Hals für solches Lumpengeld hingeben, als meines Landes Wohl! — und verließ den Saal. —

Verzeiht, Herr König — fiel der Gesandte von Lübeck ein, der mit bei Tafel saß, — es haben Euch doch in der Folge die Lübecker treulich gedient.

Ganz wohl, Meister, erwiederte Gustav. Ich hab' es nicht vergessen und werde mich dessen zu seiner Zeit erinnern. Sollt' es nicht geschehn, so gedenket dessen zur rechten Zeit.

Der Meister schwieg beschämt. Der König aber erzählte weiter:

Herr Nikolaus kam mir nach. „Laß Dich nicht irren, Gustav, sagte er, hier ist kein Heldensinn zu suchen. Das ist das vornehmste im Leben, daß man alles braucht, wie es ist, und zur rechten Zeit. Geh Deinen Heldengang, mein Sohn, er wird so schwerer, aber rühmlicher; und wenn Du aus eigner Kraft den Weg gebahnt, dann folgt die Hülfe von selbst, auch

die von Lübeck, und erleichtert das Werk, ohne den Ruhm zu schmälern. Hier hast Du 2000 Kronen von mir zur Reise. Und rechne auf meine Freundschaft.

Das rührte mich zu Thränen, und ich umhalste den Greis wie einen Vater. Ich ging zu Schiffe, nach Stockholm in meiner Meinung. Dort rief der edelsten Schweden Blut um Rache; dort hatte ich Freunde; dort war das Volk zu gewinnen. Doch der Schiffshauptmann konnte auf andern Wegen einige hundert Kronen verdienen, und steuerte nach Kalmar. Vergebens beschwor ich ihn, vergebens bot ich ihm Ersatz; der Wind konnte umschlagen, ob er schon günstig blies, und ich stieg ohnweit Kalmar ans Land.

Jesson Asdal war dort Statthalter im Namen von Sture's Witwe. Ein Regiment lag da, unter dessen Fahnen ich für Sture gefochten; wohl hundert Männer waren dabei, Schweden und Deutsche, mit denen ich einst fröhliche Kameradschaft gepflogen. Die Hülfe sendet Dir Gott, dacht' ich, als ich das von einem Landmann vernommen, und ging eilend in die Festung, die mit ihren Männern mir zum Waffenplatz dienen sollte.

Meine Waffenbrüder erkannten mich bald, und begrüßten mich mit wilder Freude. Auch zum Statthalter ging ich, er hieß mich willkommen. Wir zechten

einige Tage fröhlich. Da nahm ich eines Abends der Stunde wahr, und fing an von meiner Absicht zu reden.

Der Statthalter, halb trunken, hob dennoch erstaunt die starren Augen. Die andern horchten; es war still, wie im Gotteshause. Da sprach ich also:

Ihr seyd Männer, wenn auch nicht alle schwedische Männer. Ihr habt unter dem heldenmüthigen Sture für dieses Land gefochten. Wie war der Mann so herrlich im Kampf, so freundlich mit den Seinen! Doch jetzt seyd Ihr die Knechte eines Tyrannen, der die Edlen des Landes schlachtet und das Volk peinigt. Männer, Ihr seyd meine Brüder, oft hab' ich mit Euch im dichtesten Feindeshaufen die Gefahr gesucht und bezwungen. Laßt uns ein Heldenstück wagen, welches den Segen eines edeln Volkes, und Lohn und Ehre über uns bringt! Schlagt ein in meine Hand, für Schwedens Freiheit und des Tyrannen Sturz!

Der Statthalter schlich hinweg. Die Alten runzelten die Stirn, die Jungen schauten mich gedankenlos lächelnd an. Keiner schlug in meine dargebotne Hand.

„Was hast Du für Truppen, Gustav, fragt' endlich ein alter Hauptmann, zu solchem Unternehmen? —"

„Alle brave Männer, die hier sind, antwortete ich rasch; es soll die Nachwelt rühmen, daß Ihr die ersten waret, die für Recht und Freiheit ihr Schwert erhoben."

Der Alte schwieg, kopfschüttelnd. Endlich sprach ein andrer. Gustav Erichson, Du bist ein wackrer Mann, das wissen wir wohl. Aber können wir die Welt ändern? Das Schwert ist des Soldaten Webstuhl; da hält er die Hand am Griff, um Gold und Ehre zu verdienen. Ein Narr, der sich für Bürger und Bauern schlägt. Der Sture war gut; Gott geb' ihm eine fröhliche Urständ. Doch der Christiern bezahlt besser, weil er uns nöthiger braucht, und mancher empfing von ihm ein Gnadenkettlein. Laß Du das Volk Volk seyn, und diene Du dem, den Gott erhöht; Dir kanns nicht fehlen. Was meint Ihr, Kameraden?

Sie brüllten ihm Beifall zu, bis auf zwei oder drei. Ich knirschte heimlich mit den Zähnen. Sie flüsterten unter sich und wichen alle aus dem Saal, bis auf einen alten Schweden, dem einst Sture im Gefecht das Leben gerettet.

Gustav, sagte der Mann, Gott erhalte und segne Dich. Doch auf diese Männer rechne nicht; ihr Vaterland ist der, welcher ihnen Geld gibt zu Spiel und

Trunk, und ihre Wappenröcke und Helme ausschmückt. Oft denk' ich des edlen Sture – doch was kann dieser Arm? Zwei oder drei vielleicht —

Da kam ein Jüngling, den ich vorher kaum bemerkt, und der unlängst die Waffen erst angelegt, athemlos und verstört. Gustav Erichson, sprach er in Hast, ich kenne Dich nicht; aber ich liebe und ehre Dich! Rette Dich schnell; Asdal ist Christierns Freund, und sendet Wache, Dich zu fangen und Christiern auszuliefern.

„Wer bist Du, Jüngling? frug ich erstaunt. Dein Freund, und so Gott will, Dein Erretter — und so nahm er mich und führte im Dunkel mich zu einer Pforte; ich kam glücklich ins Freie.

Der alte König hielt inne und blickte scharf hin auf einen greisen Feldherrn, der nicht weit von ihm an der Tafel saß. Der aber bedeckte die Augen mit der Hand, und Thränen stürzten darunter hervor.

Ywar Nelson, sagte Gustav, Dein tapfrer Arm war bis jetzt eine der Stützen meines Reichs. Doch was Du in jener Nacht thatst, war größer, als alle Deine Siege. Feinde schlagen können auch Niederträchtige, aber für eine gute Sache sein Leben wagen, kann nur ein Held. — —

Ich war allein, im Dunkel der Nacht, auf freiem

Felde. Was mir Herr Nikolaus geliehen, hatte ich in Kalmar gelassen, und hundert Kronen trug ich bei mir. Rund herum, wußt' ich, lagen die Dänen. Ich ging in eine Hütte und tauschte einen Bauerkittel ein. Dann gab ich zwanzig Kronen, daß ich mich als Knecht auf einen Heuwagen setzen durfte. So fuhr ich durch die Dänen, und kam auf ein Schloß meiner Ahnen in Südermannland.

In den Herzen edler schwedischer Männer, dacht' ich, da wohnt der hohe Geist, welcher Tyrannenketten bricht. Ich schrieb an alle meine Freunde; Boten auf Boten gingen, um die Edelsten zum Kampf für Schwedens Freiheit, zur gerechten Rache für das ver- vergossene Blut aufzufodern. Viele schwiegen ganz. Andre baten mich, bei Christierns bekannter Grausamkeit, meine eigne Sicherheit nicht auf das Spiel zu setzen, wenigstens durch Briefe sie nicht dem Verrath bloszustellen. Andre schrieben geradehin, daß Schwedens Befreiung nur einem Thoren, der Christierns Macht und die Welt nicht kenne, einfallen dürfe. Einige ließen merken, was nicht einmal den Sture's gelungen, dürfe Gustav Wasa noch weniger versuchen.

Das nagte mir das Herz, daß, wo edeln Muthes Heiligthum seyn soll, nur niedrige Furcht und eigennützige Berechnung wohnte. Ich ging in die Versamm-

lungen der Bauern. Ich erinnerte sie an die Thaten, an den kühnen Stolz, an den unbeugsamen Freiheitssinn ihrer Vorfahren. Wir sind keine Weiber, sagten sie; unsre Starken sind im Streit für das Land gefallen. Aber wenn die Edeln sich vor dem fremden Könige beugen, und seinen Namen auf ihren Schildern führen, sollen wir dagegen stürmen? Wir haben Salz und Heringe von den Dänen, in Schweden ist keiner, der uns gibt. Laß uns zufrieden!

Wenn es denn keine Schweden mehr gibt, rief ich aus, in Dalarne werde ich sie finden. — „Ein Bauer führte mich hin, und trug mein Gepäck. Ich sah vom Gipfel des Gebirges Dalarnes Dörfer, und mein Herz schlug in froher Hoffnung, dort zu finden, was ich suchte. Die Sonne brannte heiß, ich war ermüdet, nahes Birkengebüsch lud mich ein, unter seiner Decke zu schlummern. Als ich erwachte, war mein Führer verschwunden, und hatte mir nichts gelassen, als den Bauernkittel, den ich trug. Da ging ich hin zum Meister eines nahen Bergwerks, und verdung mich zur Arbeit. Und wenn ich dann unten hämmerte und das Erz vor meiner Kraft in Stücken brach, da dachte ich oft, daß es leichter sey, Felsen zu sprengen, als Eigennutz und Selbstfurcht zu edeln Thaten zu vermögen. Doch fiel mir Herr Nikolaus ein, und es war als

hörte ich den weisen Mann sprechen, wie er einst sagte: in Dir ist mehr als Lübeck; und mehr als Soldaten ohne Edelmuth und Edle ohne Tapferkeit.

Eines Tages, als ich aus der Grube fuhr, stand ein stattlicher Mann und reichte mir freundlich die Hand zum Willkommen, und führte mich in sein Haus. Es war Axel Biörnsen; eine Knappenfrau hatte meinen gestickten Hemdkragen gesehn und es Axeln gesagt. Er hatte geglaubt, ich sey ein Flüchtling, den Christierns Wuth verfolge, und weil er ein guter Mann war, nahm er mich auf.

Er war recht freundlich und mitleidig zu mir. Ich lobte die Leute von Dalarne, und stellte mich furchtsam, was aus ihnen werden sollte, wenn Christierns Tyrannei auch sie an die Reihe nähme. Da rühmte Axel sehr die Größe des Landes, die Zahl und die Kraft seiner Männer, und die Erbitterung gegen das schwedische Joch, und betheuerte, daß es Christiern nie gelingen würde, sie zu unterjochen. Ich fuhr freudig heraus mit meinen Gedanken. Drob entfärbte sich Axel und fing an zu verkleinern, was er eben gerühmt hatte. Ein Feiger kann kein treuer Freund seyn. Ich ließ mir Stillschweigen von ihm geloben, und ging bei Nacht von ihm. Ohne Führer durchirrte ich Gebirge und Thäler, und fand endlich

ein Haus, das ein alter Kriegskamerad, Peterson, bewohnte.

Der nahm mich brüderlich, und laut sich freuend auf. Bist Du, sagt' er, dem dänischen Henker entronnen? Nun Gott sey Dank, daß noch Ein Schwede lebt, auf den das Land hoffen darf. Komm, iß, trink, erquicke Dich, in dem Hause Deines Freundes ist alles Dein.

Da schlug ich fröhlich ein in seine Hand, und verhehlte ihm meines Herzens Meinung nicht. Er gelobte mir treuen Beistand, und nannte wohl an Funfzig, die mir sicher wären, eitel ansehnliche Männer. Zwei Tage waren wir beisammen und beredeten die Sache; dann ging er aus, wie er sagte, mit den übrigen zu reden.

Unruhig und traurig blickte mich seine Hausfrau Imgard an, als er fort war. Ich fragte sie, warum; sie aber schützte Krankheit vor. Doch als der Abend dunkelte, und ich die Leuchte ergriff, um schlafen zu gehn, da eilte sie mir nach, ergriff mich bei der Hand und weinte. Gustav, sagte sie, es bricht mir das Herz, Dir das zu sagen, aber mein Mann ist ausgegangen, Dich den Dänen für eine Summe Goldes zu verrathen. Eile und flieh; mein alter Diener Jens wird Dich an sichern Ort geleiten.

Wohin führst Du mich? fragte ich den alten Diener draußen auf dunkelm Pfad durch unwegsame Gegend. Zu einem Priester, antwortete er. Das gefiel mir nicht; denn ich läugne es nicht, Freunde, mir schien keiner damals unzuverlässiger, als ein Priester. Was Gustav Trolle *) gethan, um sein Vaterland zu verderben, das war mir in frischem Andenken; und, wiewohl mir es einmal flüchtig eingefallen war, die Bischöfe für mein Werk zu gewinnen, so ließ ich's doch bald seyn; weil ich meinte und noch meine, es sey jeder Bischof ein Trolle, der nicht eher Mann seines Volks, und Mensch, als ein Bischof ist.

Doch Gott sey Dank, der Mann, er hieß Johannes, war zwar kein Bischof, aber ein Mann seines Volkes, und ein edler Mann. Und er säße hier an dieser Tafel, wär er nicht da, wo er eine Krone, schö-

---

*) Stern Sture und Erich Trolle suchten beide die Würde eines Reichsverwesers; Sture siegte. Um den Papst, der sich in den Streit mischte, und die Partei Erich's zu beruhigen, willigte Sture ein, daß Erich Trolles Sohn, Gustav, Erzbischof von Upsal wurde. Er bewies sich gleichwohl als ein eben so heftiger als unversöhnlicher Feind Sture's, und ohne ihn würde Christiern, der seine Rachsucht durch Geld noch mehr reizte, nie nach Schweden gekommen seyn.

ner als die meinige, trägt! — Er fragte mich nach meinem Namen und verhieß mir Schutz. Als aber der alte Diener fort war, führt' er mich in die Kirche und schloß mich in die Sakristei. Hier, sagt' er, sucht Euch niemand. Wo der Herr ein Schelm ist, ist dem Diener nicht zu trauen. In meinem Hause könnt' ich Euch nicht verbergen. — Allemal zu Nacht kam er, brachte Lebensmittel und setzte sich zu mir zum Gespräch. Da erkannte ich bald des Mannes klugen Sinn und redlich Gemüth. Es rollten ihm die Thränen die Wangen herab, daß noch ein Schwede sey, der nicht am Heil des Vaterlands verzage. O glücklich Du, rief er aus, dem Gott zu der muthigen Seele den tapfern Arm gab, sein Volk mit Heldenkraft zu erretten. Ich segne Dich dazu im Namen Gottes! Doch wenn ich das Schwert nicht führen kann, Dir zu helfen, so will ich Dir dennoch dienen mit Rath und That. Laß Dich mit den Edeln nicht ein! Ihr niedriger Ehrgeitz gönnt Dir den Ruhm nicht, nach dem Du trachtest; lieber beugen sie sich vor einem fremden Tyrannen, als vor der geistigen Hoheit Eines, der ihres gleichen ist. Auch fürchten sie neuen Krieg, der ihre Vorräthe mindert und ihren Feldbau stört. Doch die Landleute von Dalarne sind kühn, gegen die fremde Herrschaft erbittert, zu arm um geizig zu seyn, zu

weit unter Deinem Stande, um Deine Tugenden zu beneiden. Komm in einigen Tagen nach Mora, in die Versammlung der Bauern; ich werde vorher hingehn, und die Gemüther erforschen. Ein zuverlässiger Mann soll Dich versorgen und führen. —

Ich fand die Männer Dalarnes in Mora versammelt. Johannes kam mir entgegen. Es steht gut, flüsterte er mir zu, und führte mich an der Hand unter sie. Das ist Gustav Wasa, rief er, der von der Grausamkeit Christierns Schutz in den Thälern und bei den Männern von Dalarne sucht!

Ein freudiges Geschrei drang in die Lüfte. Die treuherzigen Dalekerls umringten mich, und drückten mir die Hand, und manches wilde Gesicht starrte mich freundlich mit thränenden Augen an... Männer von Dalarne — sprach ich, als der erste Sturm vorüber war, — nicht um meines Lebens willen bin ich geflohn. Ehre und Reichthum wären mein, wollt' ich dem Tyrannen Treue geloben. Auf meinen Schlössern könnt' ich in ruhiger Verborgenheit leben. Im Auslande würde dieser Arm sich leicht die Gunst fremder Fürsten erkämpfen. Aber mein Volk ist mein Leben, mein Reichthum, meine Ehre. Ich kann es nicht dulden, daß Schweden langsam von dem Auswurf eines fremden Volkes verzehrt wird. Ich habe der Gefahr,

dem Verrath getrotzt, ich habe die Gebirge und Wälder von Kalmarlän, Ostgothland, Südermannland, Nerike, und Westmannland durchirrt; und nicht gefunden, was ich suchte. Die Edeln beugen sich vor der Gewalt, die Krieger dienen der Gunst, die Bischöfe beten täglich zu Gott für den Tyrannen, der sie beschenkt und bedroht, die Bewohner der Küsten achten ihr Gewerbe höher als ihre Freiheit. Männer von Dalarne, Ihr seyd das Herz von Schweden. In Euch wohnt der alte edle Sinn unsers Volkes, der in den übrigen erstarb. Auf, folget mir nach — vor Eurem Muth, vor Eurer Arme Kraft sollen die Volkszerstörer, die Meuchelmörder fliehn, und ewig wird das dankbare Vaterland den Ruhm der Dalekerle preisen.

Da brauste wie Wogensturm das Jauchzen des Beifalls — sie schwuren Rache den Dänen, holten im Nu ihre Waffen, und foderten mich 400 Mann an Zahl auf, sie zum Kampf zu führen. Wir stürmten das Schloß, welches der dänische Statthalter bewohnte. Alle Männer Dalarnes sammelten sich um mich. Auch einige vom Adel kamen, angeblich mir zu helfen, in der That um meine Macht zu erforschen und darnach sich zu entschließen. Ich kümmerte mich darum nicht und flog an der Spitze meines muthigen Volks dem Siege entgegen. Die dänischen Heerführer fielen oder flohen.

Kaum konnte der treulose Gustav Trolle bei Upsal, wo er mich zu überfallen gedachte, durch schleunige Flucht sich erretten.

Tyrannisch brach nun Christierns Rache los. Mutter und Schwester, zwei edle Frauen, tödtete er mir in gräßlichen Qualen. Viel andre edle Frauen stürzte er von den Klippen ins Meer, in Säcken, welche sie selbst hatten nähen müssen. Vornehme Jünglinge schleppte er hinweg und verstümmelte sie. In Schweden wütheten seine Söldlinge mit Feuer und Schwert ohne Unterschied. Das entflammte der Meinigen Muth und mehrte täglich ihre Zahl. Eine kleine Schar sandte mir Herr Nikolaus aus Lübeck und schrieb mir, daß die Herren des Raths bereit wären, ein Bündniß mit mir zu schließen. Nun kamen die Edelleute vor aus ihren Burgen, und alte Kameraden, deren Christiern nicht mehr Sold gab, erinnerten sich plötzlich des Helden Sture und des Vaterlandes, und boten mir Dienste an. Ich wies keinen zurück, aber die Dalekerle mit dem kühnen, treuen Sinn und der schlagfertigen Faust hielt ich hoch vor allen.

So zog ich vor Stockholm. Gustav Trolle und seine Anhänger entflohn. Doch that mir Hülfe noth, und ich schickte Suant Posse nach Lübeck um Bündniß und schleunige Hülfe. Er brachte beides, doch

gar deutlich erinnerte ich mich der alten Handelsherren mit den Pelzmänteln und güldnen Ketten, als er mir von seiner Sendung Bericht gab. 60000 Mark Silbers sollt' ich für die Rüstung bezahlen, und bis es geschähe, sollten die Lübecker von allen Zöllen frei seyn, kein andres Volk zum Handel mit Schweden zugelassen werden, und ich nicht ohne Lübeck Frieden schließen. Das nenn' ich Kaufmannsfreundschaft, Herr Gesandter, und nimmer würd' ich sie vergessen, hättet Ihr mich auch nicht erinnert.

Ich mußte wohl daran, wollt' ich das Werk schnell genug vollenden. Da fügte sich's, daß Norby *), nachdem er vergebens versucht, den Dänen in Stockholm Hülfe zuzubringen, von meinen und den Lübecker Schiffen nach einer nahen Insel getrieben, mit seiner ganzen Flotte einfror in einer Nacht. Das erfuhr ich folgenden Tages und beschloß mit Einem Schlage die dänische Macht zu vernichten. Doch weil meine schwedischen Männer wohl löwenmuthig, doch an ruhige Ordnung nicht gewöhnt waren, nahm ich die Lübecker allein zum Angriff in der nächsten Nacht. Die gingen auch muthig mit Fackeln mir nach zu den Schiffen, und

*) Sören Norby war Christierns Admiral, ein tapfrer Feldherr.

troꝫ dem dänischen Feuer brannten viele, und ich freute mich der glücklich gelungenen That. Da ließ der Lübecker Hauptmann plötzlich zum Rückzug blasen, und wie ich auch bat und drohte, ich konnte ihn nicht zum Gegentheil bewegen. Da erkannte ich was Bundeshülfe werth ist.

Doch mußt' ich süß sehen zu bösem Spiel, denn der befreite Norby drohte mit aller Macht den Stockholmern Entsatz zu bringen, und ich bedurfte der Lübecker, um ihm zu wehren. Gleichwohl, hätten meine Schweden nicht mit unbeugsamer Standhaftigkeit des Winters Härte getrotzt, ich hätte weichen müssen mit diesen fremden Freunden, welche gut gefüttert seyn, aber nicht frieren und nicht streiten wollten. Tyrannen stürzen sich selber. Die Dänen standen auf gegen Christiern und jagten ihn hinweg. Schweden war gereinigt, nur Stockholm that einen schwachen, bald ersterbenden Widerstand. Meines Herzens Ziel war errungen und ich begehrte das Volk zu sehen, für dessen Befreiung ich gelitten, gekämpft und gesiegt, und ihm eine Regierung und Gesetze zu geben, wodurch die Wohlthat der Freiheit ihm bleibenden Segen brächte.

So schrieb ich, Kraft des von den Ständen mir übertragenen Reichsverweser=Amts, einen Reichstag

nach Stregnäs aus. Dahin kamen zahlreich die Stände, die Bischöfe, und in unübersehlicher Menge die Männer meines Volks aus allen Provinzen. Wohin ich kam, jauchzten sie mir zu, als einem Gott. Ich war der Inhalt ihrer Rede, der Held ihrer Gesänge. Sie drängten sich um mich, wie Kinder um den Vater, und diese bärtigen Männer weinten vor Freuden, wenn ich sie freundlich grüßte.

Glaubet nicht Freunde, daß ein Mann, der bald vor Gott steht, solches aus eitelm Stolze sagen könne. Doch wenn die Seele guten und großen Vorsatz faßte, und um des herrlichen Zieles willen kühn der Gefahr trotz bot, und unbeugsam die Mühen trug, und es ist nun erreicht, und die Gerechtigkeit schüttet einen Lohn nach dem andern über den Glücklichen aus, der es verdient, da hört das gewöhnliche Maß der Ehre und der Freude auf, und das einfache aber wahrhafte und uneigennützige Lob des Volks gilt dem Herzen höher, als der rauschende und glänzende Beifall, wodurch andre nur sich selbst geltend machen wollen.

Das erkannte ich wohl in Stregnäs. Von meiner Königswahl war die Rede. Die Stände und Bischöfe sahen ein, es könne keiner König seyn außer mir. Ich fühlt' es wohl selbst, und schäme mich nicht es zu sagen, daß ich mich damals freute, einer Krone würdig

zu seyn, die ich vierzig Jahre in ihrer Last mit Manns-kraft, und in ihren Pflichten mit Treue getragen. Doch ein wenig weniger Mannheit wäre den Ständen und Bischöfen schier angenehmer gewesen. Um nun für sich selbst zu gewinnen, was möglich war, suchten sie ihren guten Willen recht hoch anzuschlagen, und nöthigten mich recht eifrig zur Krone, damit ich im Rausch der Freude ihnen die Bedingungen nicht weigern möchte, welche sie zu ihrer Bereicherung und Vermehrung ihres Ansehns ausgesonnen.

Ich gab es denn zu, daß sie in offner Versammlung davon reden möchten. Da trat der Sprecher auf und rühmte meine Thaten und meine Tugenden, und meinte, Schweden brauche einen König; dazu sey niemand würdiger, als ich; und drum sollten die Stände stimmen, ob, und unter welchen Bedingungen ich König seyn sollte. Doch des Volkes herzlicher Ungestüm ließ ihn seine Rede nicht endigen. Still hatten alle meinem Lobe zugehört; doch kaum war es ausgesprochen, daß ich König zu seyn verdiene, so erschallte die Luft von dem lauten Geschrei, ja König, König, unser Held, unser Vater, unser Erlöser, Gustav, Erichson, unser König! Heil, Heil und langes Leben — und alle stürzten heran und verlangten ihren König zu sehn, und ergriffen meine Kleider und küßten sie; wer sich

nie gesehn, umarmte sich mit Freudenthränen; und als hätten sie ihnen Tausende geschenkt, und des Himmels Thür geöffnet, wurden Herren und Bischöfe von den jauchzenden Bauern und Bürgern umhalset und geküßt!

Freunde, es ist etwas Großes, von eines Volkes Liebe vergöttert werden, mit dem Gefühl, diese Liebe zu verdienen! —

Der alte König schwieg und die Gäste blickten tiefsinnig vor sich hin. Nach einigen Minuten fuhr Gustav fort:

Was die Freigebigkeit der Kaufleute, der tapfre Arm der Soldaten, des Adels patriotischer Muth und der Bundesgenossen treuer Eifer, für Schwedens Errettung, für mein Glück und meinen Ruhm gethan, das habt Ihr vernommen. Doch unvollkommen wäre meine Rede, wenn ich verschwiege, welche Verdienste sich die Kirchendiener um meine Regierung erworben.

Ich war König durch die laute Stimme des Volks, und alle huldigten mir ohne Widerspruch. Da traten die Bischöfe zu mir und sprachen sehr erbaulich, wie nothwendig meinem königlichen Haupt der Segen Gottes durch die Krönung von ihren geweihten Händen sey. Dem fiel ich bei nach meiner Art, offen und rasch; doch die heiligen Männer säumten nicht, als sie meinen freu-

digen Willen sahn, etwas von den Gütern und Privilegien der Kirche und der Stände fallen zu lassen. Das wußte ich wohl, wie in wilden Zeiten Priester und Edelleute den Königsmantel um die Wette zerfetzt hatten, und merkte, daß die Meinung nun sey, was durch meinen Muth und des Volkes Blut errungen war, zum größten Theil als gute Beute in ihre Klöster und Schlösser fortzutragen. Deshalb lehnt' ich die Sache ab, unter dem Vorwand, die Belagerung von Stockholm fodere meine Gegenwart in Person.

Stockholm fiel bald und Schweden war mein. Und weil ich nun König über mein Vaterland war, sollte es dessen auch inne werden durch königliche Fürsorge. Da ging mir das Herz über nach der Königsfreude, wie einer jungen Frau in den ersten Kindeswehen; denn in dem Lande war eitel Unordnung, Verwüstung und Armuth. Es wollten die eignen und fremden Soldaten bezahlt seyn; der Schatz war leer und das Volk seufzte unter der Last seiner Steuern. Und wenn ich auch im schlichten Wamse ging, wie damals, als ich vor den Handelsherren stand, und nicht viel höher lebte, als ein Bauer von Dalarne, ersparen konnt' ich's nicht, was nöthig war.

Da sah ich die Pracht der Bischöfe, den Glanz der Meßgewande, den Reichthum der Kirchen; da nahm

ich Theil an üppigen Festen zu meiner Ehre, und dachte im Stillen, ob es Gottes Wille sey, daß seine Diener schwelgen, während das Volk darbe, und ob die Pracht seines Hauses ihm gefallen könne, während der Bauer kaum seine Hütte zu bauen vermag. Weil mir's nun schien, das könne Gott nicht wollen, und es werde ihm nicht mißfallen, wenn der Ueberfluß seiner Diener der Noth des Landes helfe, rief ich die Bischöfe und foderte einen Theil ihrer Schätze. Das erschreckte die Männer Gottes sehr und sie klagten über ihre Armuth bitterlich. Weil ich nun auf meinem Sinne blieb und sie erinnerte, durch Tugend dem Volke vorzuleuchten, statt es durch Ueppigkeit auszusaugen und zu beschämen, nannten sie mich einen Ketzer, und der wilde Brusk von Linkoping predigte öffentlich den Aufruhr.

Da kam der gelehrte und fromme Olaus Petri von Wittenberg heim. Der erzählte mir von Lutheri Lehre, daß die heilige Schrift allein Wahrheit sey, daß nur in der Barmherzigkeit Gottes Vergebung der Sünden wohne, und nur Glaube und Buße derselben theilhaftig mache. Der Mann war so freundlich und bescheiden, und was er sprach, klang so wahr und tugendlich, daß ich ihm nicht wehren mochte, zu andern zu reden, wie er zu mir geredet hatte. Deshalb ergrimm=

ten die Mönche und Geistlichen noch mehr; mit fertigen Zungen wie mit Feuerbränden, liefen sie umher, die Gemüther des Volks gegen mich zu entzünden; und wie ich vorher ein Erlöser genannt worden war, so mußte ich jetzt von den Kanzeln mich einen Feind Gottes und einen Sohn des Teufels schelten lassen.

Deß achtete ich lange nicht und neigte vielmehr mein Herz immer mehr dem sanften und weisen Olaus zu. Mögen sie toben, dachte ich, dich hält die Liebe deines Volks. Jedoch der Priester giftige Wuth fand das Mittel, mein Herz in seinem edelsten Kleinod zu verletzen. Jene kühnen, treuen Dalekerle, welche einst Mitleid mit mir, und dem geängsteten Lande zu solchen Thaten begeistert, deren Beistand mich zum Throne geführt, reizten sie zum Aufruhr. In jene Thäler, deren Bewohner ich täglich dankbar segnete, zwang mich eine herbe Pflicht, gewaffnete Scharen zur Züchtigung zu führen. Als der verruchteste, von Gott verfluchte Bösewicht galt ich denen, welche einst als einen himmlischen Gesandten der Freiheit zu Mora mich verehrt und gesegnet hatten. Zwar sie hörten noch einmal meine Stimme, und es bedurfte damals des Schwertes nicht, um sie zu beruhigen. Doch die ergrimmten Priester ließen nicht ab, die Einfalt zu reizen und zu blenden, und wilder Aufruhr erfüllte aufs

neue Dalarnes Thäler. Da wurde ich inne, daß wo die Kirche herrscht, des Königs Herrschaft untergeht, und daß die Krone, welche der Kirchendiener Gebet und Lehre befestigen soll, ihrem Recht und ihrer Gewalt nicht unterworfen seyn muß. Die Stände meines Reichs rief ich zusammen und erklärte ihnen meinen Sinn.

Edle Herren und schwedische Männer, sprach ich, Ihr habt mich zum König gewählt, daß ich über Euer Volk herrsche zu seiner Wohlfarth. Doch wo Bischöfe und Mönche im Namen Gottes das Land aussaugen, und die Einfalt treuer und braver Unterthanen zur Empörung gegen ihren Herrn benutzen, da kann des Volkes Wohlfarth nicht gedeihn, da kann kein König, und wär' er Engeln an Sinn und Weisheit gleich, seine Pflicht erfüllen. Ich will, daß diese habsüchtigen, unruhigen Priester sich entfernen. Ich will, daß einem neuen Gustav Trolle für immer die Macht genommen werde, sein Vaterland ins Elend zu stürzen. Ich will, daß dieser üppige Kirchenglanz aus einem armen Lande verschwinde. Ich will, daß in Schweden fernerhin nicht des römischen Hofes Satzung, sondern allein Gottes Wort und die Wahrheit gelte. Ich will es im Namen Gottes und zum Heil meines Volks.

Doch dieses blinde Volk hebt, ein Werkzeug wilder Priesterwuth, das Schwert gegen den Mann, dem es zu Stregnäs die Krone mit Ungestüm aufdrang. Edle Herren und schwedische Männer, ich will eine Krone nicht länger tragen, die mich meinem Volk verhaßt macht, ohne ihm zu nützen. Entsaget dem Papst, verbannet seine Gewalt auf ewig, und huldiget im Namen Schwedens der evangelischen Wahrheit. Ihr seyd die Ersten im Volk, und mit Eurem Beistand kann und will ich herrschen, und Schweden groß und glücklich machen. Ist mein Wille der Eurige, so sprecht es feierlich aus, mit Gesetzeskraft auf ewige Zeiten. Ist er es nicht, so nehmt diese Krone ohne Macht und Ehre, nehmt sie zurück und erstattet mir mein väterliches Erbe, das ich für die Befreiung meines Vaterlandes hingab. In ferne Länder will ich dann ziehn und ein Volk zu vergessen suchen, das ich liebte, dem ich alles opferte, das mich vergötterte, nur um kurze Zeit darauf mich mit Schimpf und Haß zu verfolgen.

Als ich das gesprochen, stand ich auf und ging in meinen Palast. Vier Tage blieb ich dort verschlossen; mit mir eine Zahl edler und getreuer Diener. Ja, ich bekenn' es, das waren Tage der Bitterkeit. Denn Gott sey mein Zeuge, daß ich den Thron von Schweden nicht gesucht hatte, als ein Kleinod, welches der

Tapfre an seinen Wappenrock hängt, um der Welt zu zeigen was er gethan; er war mir gekommen von Gott und Schwedens Liebe als ein theures Geschenk, und ich hatte Gott und Schweden gelobt, ihn durch Tugenden zu schmücken und durch neue Wohlthaten zu verdienen. Und da saß ich im einsamen Gemach, beraubt der Ehre, welche der Tugend gebührt, beraubt der Macht, meinem Volke wohl zu thun; um mich her das Land in Aufruhr; und des verwerfenden Worts von Männern gewärtig, denen Aberglaube vielleicht heiliger war als Wahrheit, und ihr persönliches Ansehn höher galt, als des Reiches Wohlfahrt! O fürwahr, freudiger war mir zu Muth in den Schachten Dalarnes, und in der Sakristei des Priester Johannes!

Unter den Ständen nahm zuerst mein Schwager Thure Janson das Wort. Frevelhaft und unheilbringend nannte er mein Beginnen, eine freche Neuerung die Lehre Lutheri; ein Heiligthum, woran irdisches Heil und himmlische Seligkeit gebunden sey, die katholische Kirche. Zwar Schweden verliere an mir einen muthigen tapfern Fürsten. Doch beweise die That, des Reiches Zerrüttung und der treuen Dalekerle Aufruhr, daß es mir an Regentenweisheit mangle. Er seinerseits werde nie in meine Forderungen willigen,

und dem alleinseligmachenden Glauben bis ans Ende getreu bleiben.

Die Meinung war deutlich, und wer konnte ihr widersprechen, da der, welchen die Natur zu meinem Vertheidiger bestimmte, der erste wider mich war? Viel ward heftig hin und wieder geredet, ohne zum Ziel zu führen. Die Bischöfe sparten Kunstgriffe nicht. Thure Janson triumphirte im Geist und sprach immer lauter; meine Freunde verzagten und verstummten allmählich.

Da trat am vierten Tage Erich Trolle auf, der bisher geschwiegen. Nie hatte er meine Gunst gesucht und ich um seines Oheims willen ihn beobachtet und entfernt.

Edle Herren und Brüder, sprach er, Ihr kennet meinen Namen und wißt, mein Oheim ist Gustav Trolle. Die Sture's waren sonst die Feinde unsers Hauses, der Wasa ist es jetzt. Nie hab' ich ihm zu gefallen gesucht, er nie mich zu gewinnen. Doch wenn Schweden nicht Fremden dienen, wenn es einen König haben kann und soll, so kann und soll es keiner als Gustav Erichson seyn, der Erretter, welchen das dankbare Volk zu Stregnäs mit dem Königsnamen begrüßte. Er ist nicht blos der tapferste, er ist der

weiseste, und ich glaube, der beste unter uns. Ich entsage dem Papst und trete des Königs Willen bei, als einem Gesetz des Reichs auf ewig!

Staunen, Bewunderung, edle Rührung ergriff die andern. Keiner dachte mehr an seine Person; außer Thure Janson fühlten alle, wenn von dem Heil eines Volkes die Rede sey, müsse jeder denken, wie Erich Trolle. Der Beschluß wurde gefaßt, der auf ewig die päpstliche Herrschaft aus Schweden verbannte, und die evangelische Lehre zur Religion des Reiches machte. Ein Getreuer kam an die verschlossene Thür meines Palastes, und brachte freudig die Zeitung. Wenig Minuten nach ihm kamen die Edelsten der Stände, und erklärten mir die Annahme meines Willens, und den Wunsch, daß ich in ihre Versammlung als König zurückkehren, und mit allem Nachdruck meiner Macht das neue Gesetz vollführen möge.

Damals ward ich König; nicht im Sturm der Dankbarkeit und Freude, durch die Achtung eines edeln Feindes. Was ich damals geworden war, blieb ich; nicht der Dalekerle fanatisches Toben, nicht Christierns Anfälle, nicht der Lübecker Uebermuth, nicht Dänemarks Ansprüche, nicht der Bischöfe tückische Wuth, nicht Thure Jansons Treulosigkeit konnten eine Krone erschüttern, welche ich dem Verdienst verdankte, und die ich

bis auf diesen Tag so würdig trug, als ich sie empfing.

Ihr seyd Schweden; ich bin alt; grausam war ich nie, und meines Unwillens Last würde mein Tod bald von Euch nehmen. Sprechet, so wahr Ihr Männer seyd, wenn es anders war, als ich sagte! —

Ehrerbietig verstummend blickten ihn alle an; denn der alte Held, von Sorgen und Mühen verzehrt, vom Alter gekrümmt, hatte sich aufgerichtet, und stand da, wie einst als Jüngling, wenn er den Seinigen gebot zur Schlacht, und als ein himmlisches Licht strahlte aus seinen Augen das Bewußtseyn seiner Kraft und Tugend.

Nun wohl, so sprach er weiter, erkennet denn, nicht der Schulweisen Witz, nicht Lübecks Gold, nicht alter Soldaten geübtes Schwert, nicht edler Herren starker Sinn und Großmuth, nicht der Bundesgenossen Eifer, nicht der Blutsverwandten Freundschaft, nicht der Priester Gebet und Lehre, hat Schweden errettet und meinen Thron gegründet. Banners Menschlichkeit, Nikolaus Biederkeit, Ywars großmüthige Liebe, Imgards Redlichkeit, Johannes wackrer Sinn und Klugheit, Trolles Edelmuth, und meines rohen aber braven Volkes Muth und Liebe haben das gethan. Und warum sollt' ich schweigen, bei grauem Haupt und müden schlummernahen Augen? Ein ganzes Volk war

vierzig Jahr der Zeuge meines Lebens; ich will es nicht mit Prahlerei beschließen. Ja es war nächst Gott —

Der alte König hob das Auge betend auf gen Himmel und schwieg einige Minuten —

Ja es war nächst Gott der königliche, tugendliche Sinn in mir, der in der Jugend mich zu edeln Thaten trieb, des Mannes Alter mir mit Ehre krönte, und jetzt als Greis mich sanft und froh zum Grabe leitet. Der gab mir zu Gefahren Muth, im Unglück Zuversicht, im Glücke Klugheit, der zauberte Freunde hin, wo Verderben mich umringte, der gründete in den Herzen meine Herrschaft, der gab mir treue Diener und gewann selbst Feinde mir zu helfen.

Drum, Erich, baue Deine Macht nicht auf Gold, welches der Geiz bewacht, nicht auf Tapferkeit, welche der Eitelkeit und Habsucht feil sind, nicht auf Stolz der Geburt, welchen Neid verzehrt und Selbstsucht entwürdigt, nicht auf Gebete, welche Gunstbezeugungen und Furcht jedem Bösewicht erkaufen, nicht auf Bundesgenossen, welche die Gefahr des Sieges fürchten und doch stets ihren Lohn begehren, selbst nicht auf Begeisterung und Liebe eines Volks, dessen Einfalt die Arglist gewinnt, heute zu verfluchen, was es gestern segnete! In Dir selbst ist der Glanz und die Kraft

Deiner Krone! Sey ein König an Geist und Tugend, und Liebe und Achtung werden Deinen Thron bauen, und keine feindliche Gewalt ihn umstürzen. Denn von dem Hohen hängt das Niedere ab, an wahre Größe schließt sich jeder gern und ewig Heil dem König, in dem sein Volk den Besten seiner Männer ehrt!

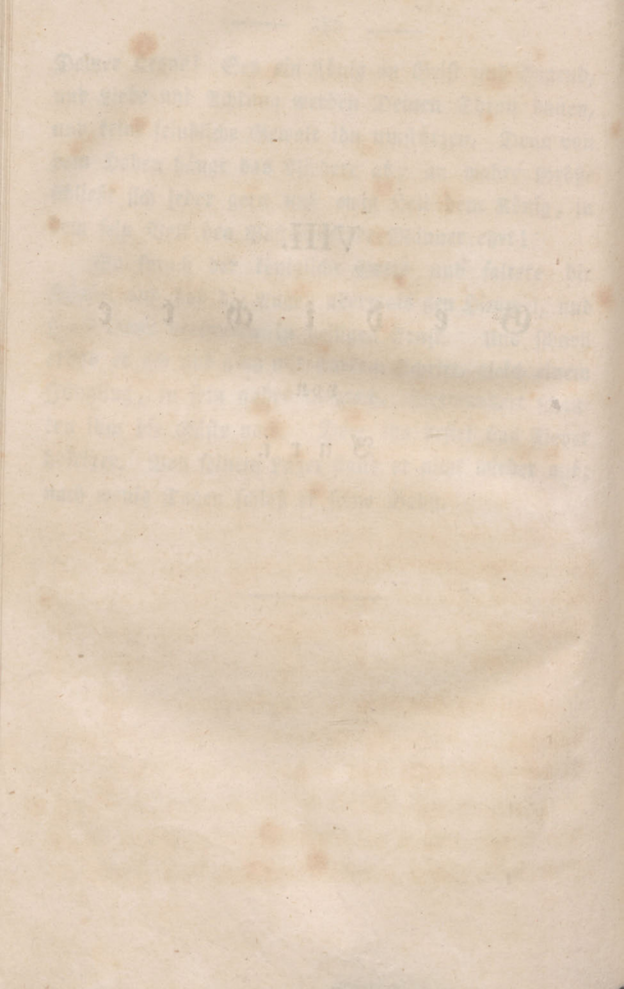
So sprach der königliche Greis und faltete die Hände, und hob die Augen abermals gen Himmel, und stand lange versunken in heiligen Ernst. Und schnell erhob er sich und ging mit starkem Schritt, gleich einem Jüngling, in sein nahes Gemach. Verwundert schauten ihm die Gäste nach. Doch ihn befiel das Fieber heftiger. Von seinem Lager stand er nicht wieder auf; nach wenig Tagen schloß er seine Bahn.

VIII.

Gedichte

von

Buri.



Die Mühle.

„Durch Nacht und Nebel blinkt dein Licht,
Schön Röschen auf der Mühle!
Flink ist mein Roß, und strauchelt nicht,
Und eilet rasch zum Ziele.
Lösch Lämpchen aus, und fleug herab;
Zum Brautbett fördert uns der Rapp!“ —

So sang der Junker in der Fern',
Empfand mehr, als er dachte,
Und schaute nach der Liebe Stern,
Der überm Mühlbach lachte;
Rings alles lag in tiefer Ruh,
Als sichert's ihm Gelingen zu.

Er führt sein Roß leis' übern Rain,
Und lauscht — — Welch ein Getöse!
Er hört der Aeltern schmählend Schrei'n,
Hört weinen seine Röse,
Und hinter seinem Namen her
Erdröhnen Flüche, Mühlsteinschwer.

„Mit uns hinunter! spute dich!
Mit uns zur Aeltern=Stube!
Dem Mutterbett' entstiehlet dich
Kein Junker und kein Bube!" —
Das Licht verschwindet, und im Nu
Klappt Liebchens Kammerthüre zu.

Der Junker schwingt sich auf sein Roß,
Hier war nicht Zeit, zu säumen.
Schlag zwölf Uhr reitet er ins Schloß.
Aus wildgemischten Träumen
Von Sturm und Blitz und Wassersnoth
Weckt ihn das düstre Morgenroth.

Sieh da! es hatten dieses Mal
Die Träume nicht gelogen.
Der Sturmwind heult, und Stral auf Stral
Durchkreuzt den Himmelsbogen.
Platzregen fällt und Donner kracht,
Der Morgen wandelt sich in Nacht.

Ein Wolkenbruch ersäuft das Land.
Sein Auge sucht erschrocken
Die Mühl', erblickt sie, ach! in Brand — —
Da will sein Pulsschlag stocken!
Doch, bald ermannt, rafft er sich auf,
Stürmt fort zu Roß im schnellsten Lauf.

Das treue Thier im Wogen-Drang
Bedurfte keiner Spornen;
Rasch setzt es übern Felsenhang,
Rasch über Zäun' und Dornen,
Und trägt in acht Minuten ihn
Zu der geliebten Mühle hin.

O Schrecken! Beide Aeltern, sammt
Dem theuren Kinde, hangen,
Schier nahe von der Brunst umflammt,
Vom Wellentod' umfangen,
Am Giebelbalken. „Gott, ach Gott,
Wer rettet aus der Doppelnoth?"

Ein Hügel, bei der Mühle nah,
Stand noch befreit von Fluten.
Der Junker freudig ihn ersah
Zur Freistatt seiner Guten.
„Springt einzeln in die Flut! sogleich
Heb' ich aufs Pferd und rette euch!"

Gesagt, gethan! So dreimal ritt
Mit Bürden er zum Hügel.
Die Liebe gab des Renners Schritt'
Zum großen Werke Flügel.
Kaum ists vollbracht: entstürzt der Glut
Der Giebel zischend in die Flut.

„Gott sey gedankt, der Kraft verlieh,
Zu retten euer Leben!
Laßt uns, gesunken auf die Knie,
Zu Gott die Händ' erheben!
Und ihr, o Aeltern, sprecht nicht Nein,
Nenn' ich mein Röschen ewig mein!"

Sie knie'ten all' am Abgrundsrand,
Umleuchtet von den Flammen.
Die Aeltern fügten Beider Hand,
„Auf ewig Eins!" zusammen.
Aus Wolkenspalt fiel Himmelsglanz
Auf dieser seltnen Gruppe Kranz.

Herbei sah man itzt aus dem Schloß
Ein Dienerpaar sich wagen.
„Die Aeltern nehmt auf eure Ross',
Und meins soll Röschen tragen!" —
So eilte mit der Freude Flug
Zurück zum Schloß der Retterzug.

Nicht lang, so ward am Traualtar,
Durch Aelternwunsch beschleunigt,
Der Liebenden beglücktes Paar
Von Priesterhand vereinigt;
Geliebt von Allen, und im Land
Das gute Pärchen zubenannt.

Noch heut in später Enkel Mund
Mit herzlichem Gefühle
Thut sich des Ahnherrn Nachtlied kund:
„Schön Röschen auf der Mühle!
Lösch Lämpchen aus, und fleug herab;
Zum Brautbett fördert uns der Rapp!“

Der Schwanenthurm.

(Eine Sage der Vorzeit.)

Habt ihr gehört vom Schwanenthurm,
Der heut noch trotzt der Zeiten Sturm,
Die wundersame Kunde?
Gehört, wie Herzog Berengar
Der Tochter Keuschheitwächter war,
Der schönen Amalgunde?

Und wie ein silberweißer Schwan
Erlös't das Fräulein aus dem Bann
Der eifersücht'gen Mauern,
Und sie ein fremder Bräutigam,
Der ihren Vater schützt', entnahm
Dem jahrelangen Trauern?

Ihr staunt? — Vernehmt vom Harfner heut
Der alten Mähre Neuigkeit
Aus der Karlinger Tagen!
Dem treuen Harfner leiht das Ohr!
Er singt euch Abenteuer vor,
Verbürgt durch graue Sagen.

Umsonst bewarb um Gunda's Hand
Sich mancher Herr vom Fürstenstand,
Der Vater trug es höher.
Ihm klang der Titel voraus schon
In's stolze Ohr, wie Flötenton:
Des deutschen Königs Schwäher.

Drum hielt er seiner Hoffnung Stern,
Von aller Männer Blicken fern,
Im Quaderthurm verborgen.
Schon daß auf der beschifften Flut
Der Jungfrau Auge sehnend ruht,
Quält sein Gemüth mit Sorgen.

Einst hielt, von Fehde hart bedrängt,
Auf seine Felsenburg beschränkt,
Er Kriegsrath in dem Schlosse.
Schon war das Außenwerk zerstört,
Der Mundvorrath schier aufgezehrt,
Schon schlachtete man Rosse.

Die Lehensmannen allzumal
Umstehn den Herzog in dem Saal,
Rathlos, vom Schreck betroffen.
Im Drang und Sturm der Gegenwart,
Von Feindesschwertern rings umstarrt,
Verläßt sie jedes Hoffen.

Ein junger Waghals unbedacht
Rieth Ausfall in der nächsten Nacht,
Zu siegen oder sterben;
Doch pflichtet Berengar ihm bei,
Um Rettung durch der Seinen Treu
Vielleicht noch zu erwerben. —

Seht, seht! Im goldnen Morgenschein
Was schwimmt, stromniederwärts, im Rhein,
Durchplätschernd Spiegelwogen?
Ein hochgehals'ter Silberschwan!
O Wunder! wird von ihm ein Kahn
Am Leitband fortgezogen?

Ein Rittersmann am Vorderrand
Sitzt mit dem Ruder in der Hand;
Wie funkeln seine Waffen!
Der Herzog tritt auf den Altan
Und staunt die Wunderschiffahrt an,
Und alle Ritter gaffen.

Und jetzt, sich mählig lenkend, naht
Der Schwan, und landet am Gestad,
Mit ihm das Schiff des Helden.
Aus schwanker Gondel springt heraus
Der Fremdling, eilt ins Fürstenhaus,
Läßt als Besuch sich melden.

„Herr Herzog! (tritt er in den Saal)
Es strömt ein Kriegsheer ohne Zahl,
Die Feste zu befreien.
Geworben hab' ichs Euch zum Schutz
Entgegen diesen Fehdetrutz,
Die Feinde zu zerstreuen.

Belehrt durch Kundschaft, daß noch frei
Von Feindsgewalt die Rheinfahrt sey,
Wagt' ich zu Euch zu reisen.
Entworfen ist der Rettung Plan;
Wie treu und rein Euch zugethan
Mein Herz — mag dies beweisen!

Daß Eures Thurmes höchste Spitz'
Dreimal erglüh' im Flammenblitz,
Setzt' ich zum Angriffszeichen.
Laßt, Herr, zum Ausfall fertig seyn
Die Mannschaft; meine fällt herein;
Der stolze Feind muß weichen.

Und daß Ihr meinen Worten traut,
(Er hebt den Helm vom Haupt) so schaut! —
„Graf Cleve, mir willkommen!
Zur Rettung hat Euch Gott gesandt,
Mir zu erhalten Leut' und Land;
Gott laß den Anschlag frommen!“ —

Stracks Beide steigen auf den Thurm,
Sehn fluten Cleve's Heer zum Sturm,
Bereit zu Tod' und Wunden.
Als durch den Hof sie wandeln, blickt
Der Graf zum Söller; ihn entzückt
Ein Blick von Amalgunden,

Ein Blick, den nie sein Herz vergißt!
Du, holde Amalgunde, bist
Gebiet'rin seiner Seele.
„Trag' ich des Siegs Gewinn davon,
(Gelobt er sich) sey Sie mein Lohn,
Das Weib, das mich erwähle!“ —

Vom Thurme dreimal leuchtet Glut,
Im Nu beginnt des Kampfes Wuth
Von außen und von innen.
Der Sieg bleibt nicht lang zweifelhaft,
Der Uebermuth erliegt der Kraft,
Nur wenig Feind' entrinnen.

Doch ach! bei froher Wiederkehr,
Wen trägt die blut'ge Bahre her?
„Den Helden Max von Cleve!
Ihn, der allein uns Sieg gewährt,
Getroffen, ach! hat Feindesschwert
Ihn dicht an beide Schläfe!“

Der Herzog nicht vom Lager wich;
Auch Amalgunde durfte sich
Alltäglich nahn dem Kranken.
Sein Schmerz ließ nach, sein Weh verschwand:
Berührte seine Hand die Hand
Der Dame der Gedanken.

So, allgemach und heimlich, spann
Sich zärtliches Verständniß an.
Traun! seiner Pein erlegen
Wär Max ohn' diese Arzenei.
Kein Arzt, so weltberühmt er sey,
Hätt' ihn erretten mögen.

Als Blüthen lockt des Lenzes Hauch,
Das schönste Glück erblühet auch
Dem liebenden Gesunden.
Der Herzog, dankbar, nennt ihn Sohn,
Gibt ihm sein Land zum Retterlohn,
Mitgift von Amalgunden.

Am Rhein der Schwanenthurm noch steht,
Auf dem ein Schwan im Wind sich dreht,
Ein Zeuge der Geschichte;
Den Schiffern, die, wie Marens Schwan,
Der alten Felsenfeste nahn,
Winkt er im Abendlichte.

Der Büßer.

(Eine Kunde der Vorzeit.)

Geschlichtet durch Vertrag war nun
Der Grafschaft Mark unsel'ge Fehde;
Gebeine schlummern, Schwerter ruhn,
Der Ackerbau belebt die Oede;
Für die Erschlagnen insgesammt
Begeht man fromm ein Selenamt.

Was trauerst Du, Graf Eberhard,
Verschwindest aus dem Kreis der Deinen?
Dein Bruder Adolf sehnt und harrt,
Wie Kinder nach dem Vater weinen,
Wird von dem Volk', in Trauertracht,
Manch Thränenopfer Dir gebracht.

Drei Pilger eilt man auszusenden,
An Sitten rein, an Eifer stark,
Zu suchen aller Ort' und Enden
Den edlen Graf von der Mark.
„Zieht hin mit Gott! Bringt unser Glück,
Den biedern Eberhard, zurück!" —

Beschenkt! gesegnet, ziehn sie fort.
„Betrübt ihn Reu' ob Fehdesünden,
So werden wir am heil'gen Ort,
Wo Petrus thront, den Büßer finden,
Vielleicht auch an der Grabesstätt'
Des Heiligen von Nazareth." —

Dort suchen sie den theuren Held;
Nicht Rom, nicht Salem lohnt ihr Hoffen.
Rastlos durchirrt ihr Fuß die Welt;
Steht sie nicht frommen Pilgern offen?
Zurück lenkt sich durch Gallia
Ihr Lauf schon, süßer Heimath nah.

Da winkt das Kloster Morimont
Der Müden Blick' am Sommerabend,
Das ein gottsel'ger Abt bewohnt,
Mit Trost bußfert'ge Herzen labend.
Die Landschaft, welch ein Paradies!
Wie tönt die Klosterglocke süß!

Dem Pferche zu, mit Lämmern, eilt
Ein Schäfer düstern Anblicks. „Ave!
(Begrüßen sie ihn unverweilt)
Du hütest wohl des Klosters Schafe?
Ist dies zum Stift der nächste Pfad?“
„Ja, Pilger, eilt! die Nacht schon naht.“

Entblößten Haupts der Hirt dies sprach.
Die Pilger reden leis' zusammen,
Dann laut: „Gott Preis für diesen Tag!
Herr Graf, an dieser Wunde Schrammen
Erkennen Eure Diener Euch!“ —
Und weinen alle drei zugleich.

Verläugnen sich der Graf nicht kann:
„Was ist der Endzweck Eurer Sendung?“ —
„Wollt gütig unsre Bitt' empfahn:
Gewährt, Herr, unserm Glück Vollendung,
Und zieht mit uns ins Vaterland,
Dem sich mit Euch die Ruh' entwand!“ —

„Zu schwer ist meiner Schuld Gewicht,
Und mein Gewissen zu beladen.
Gerecht war, ach! die Fehde nicht;
Deß wird mich nimmer Gott begnaden!
Zu schwer, zu schwer ist dies Gewicht,
Daheim es tragen kann ich nicht.

Verborgen hier mit meinem Harm —
Wer könnt' ihn theilen, wer ermessen? —
Sink' ich bald in des Todes Arm.
Im Grabe, hoff' ich, wohnt Vergessen.
Vergeßt auch ihr mich, und erzeigt
Die einz'ge Liebe mir: Verschweigt!" —

„Entdeckt Euch, Herr, dem frommen Greis,
Nicht mehr verlarvt im Hirtenkittel!
Er ist's, der Rath für Kummer weiß,
Und für Verzweiflung Gnadenmittel."
So ließen sie nicht ab mit Flehn,
Bis er verspricht, den Abt zu sehn.

Sie führen ihn dem Greise zu.
Des Grafen Beicht' enthüllt die Sünden,
Die ihm geraubt die Seelenruh,
Seufzt, daß für ihn kein Heil zu finden.
„Sohn, (spricht der Sanfte) Gott verzeiht,
Was blutend unser Herz bereut.

Von Reue zeugt Dein Büßerstand;
Entbunden seyst Du längrer Bürde!
Zeuch hin in Deiner Wiege Land,
Und nimm zurück die Herrscherwürde!
Mit Dir wird Seelenruhe seyn,
Zu ihr weiht mein Gebet Dich ein." —

Aus jener Friedenswelt ein Strahl
Ist's, der des Büßers Herz erleuchtet,
Nach langer Zeit zum ersten Mal
Mit Thränenthau die Wang' ihm feuchtet.
Gefunden ist die Seelenruh;
Er eilt dem Vaterlande zu.

Der Löwenkampf.

Umringt von seines Reiches Großen,
Saß Kaiser Heinrich auf dem Thron.
„Was geben (sprach er mit Erboßen)
Dem Grafen Huno Wir für Lohn?
Vergebens ward er vor die Stufen
Des Kaiserthrons hieher berufen,
Der übermüth'ge Ammerland,
Deß Hoffart längst dem Reich bekannt.

Des Ungehorsams Frevel büße
Er kämpfend mit dem grimmen Leu,
Daß männiglich erkennen müsse,
Mein Wort sey keine Narrethei.
Der Kanzler schrieb' ihm auf der Stelle:
Daß er zum Löwenkampf sich stelle;
Wo nicht, so treffe straks mit Recht
Die Reichsacht ihn und sein Geschlecht!

Der Kanzler schreibt, der Bote eilet. —
Wer war Graf Huno's einz'ger Stab,
Von Gilla, die sein Bett getheilet,
Geschenkt ihm, eh sie sank ins Grab?
Ein Sohn, das Muster deutscher Jugend,
Ganz Erbe våterlicher Tugend,
Nicht minder fromm als ritterlich,
Der hoffnungsvolle Friederich,

„Wir ziehn nach Goslar unverdrossen,
Und ich besteh' den Kampf für Euch!"
Graf Friedrich spricht's. Auf schnellen Rossen
Beginnt der muth'ge Ritt sogleich.
Der Kaiser heißt sie vor ihn kommen:
„Des Bürgen Kampf sey angenommen!
Fritz, Fritz! Nur noch der Tage drei,
„Dann kämpfst Du mit dem wüth'gen Leu!"

Fritz nutzt die Zwischenzeit zu Listen.
Geheim ein Tischler wird gedingt,
Ein brettern Rittersbild zu rüsten,
Das eine Lanz' im Arme schwingt.
„So, Vater, mit des Himmels Segen,
Trau' ich das Unthier zu erlegen.
Auf Gott steht meine Zuversicht;
Die ihm vertraun, verläßt er nicht."

Ein Maler muß, recht nach dem Leben,
Dem Bilde Glanz und Farbenpracht
Durch seines Pinsels Zauber geben.
Und wie nun alles dies vollbracht,
Thät Friedrich stundenlang sich üben,
Es mit Gewandtheit vorzuschieben;
An einem juchtnen Rückenband
Regiert er es mit starker Hand. —

Der Tag brach an, Kampfrichter kamen,
Das Volk im Schauplatz sammelt sich.
Von Bühnen rings schaun Herrn und Damen,
Und alles harrt auf Friederich.
Des Leuen ungeheures Brüllen
Zeugt von dem Hunger, den zu stillen
Ersehn ist Fritz von Ammerland,
Der plötzlich — vor dem Löwen stand.

Das Rittersbild in seiner Linken
Droht nur zum Schein dem Ungethüm;
Den Stahl läßt Friedrichs Rechte blinken.
Der Leu mit blindem Ungestüm
Fällt auf den Mann von Holz und Eisen,
Ihn mit den Zähnen zu zerreißen.
Im Nu durchbohrt mit Riesenkraft
Ihn Friedrichs Schwert bis an das Haft.

„So (ruft er) rettet Gott aus Nöthen!“
Und auf das Knie, vor aller Welt,
Sein Herz ergießend in Gebeten,
Wirft sich in Staub der junge Held:
„Nicht mir, nur Dir allein die Ehre,
Dem Herrn der Könige und Heere,
Dir, der dem Knaben Isai
Zum größern Sieg' einst Kraft verlieh!“

Ein Freudenruf durchläuft die Reihen,
Ein Beifallklatschen füllt die Luft.
Des Kaisers Herz fühlt bittre Reuen,
Da er den Sieger zu sich ruft.
Den Demantgürtel Seiner Lenden
Legt er ihm an mit eignen Händen;
Vom Finger zieht den Ring er ab,
Den er umarmend Friedrich gab.

„Ich schätz' Euch, Fritz, ob Euren Thaten;
Seyd mir zum Obersten erwählt!
Das Vaterland ist gut berathen,
Das solche tapfre Söhne zählt,
Das Land von Soest, zum Gnadenzeichen,
Von Lehnspflicht frei, geb' ich Euch eigen;
Und Euch, Graf Huno, neide ich
Um einen Sohn, wie Friederich.“

Und Friedrich sprach: Wohl Eure Neuen
Erfreun, Herr Kaiser, mich recht sehr.
Auch kann ich als ein Christ verzeihen,
Jedoch vergessen nimmermehr,
Was an dem Manne Ihr verübet,
Den meine Seele kindlich liebet.
Die Neuezeichen, Amt, Ring, Band,
Behalt' ich; nehmt zurück das Land!

Das Gnomen-Bankett.

(Ein Volksmährchen.)

Graf Hugo war ein Eh-Verächter,
Ein Geizhals und sehr harter Mann;
Die Zinsenzahlung seiner Pächter
Lag mehr als Menschenwohl ihm an.
In seinem Schlößchen herrschet Grausen,
Er und die alte Schaffnerin
Und noch ein Mephistophel hausen
Und Eul' und Uhu nisten drin.

Groß war sein zeitliches Vermögen,
Gesundheit, Jugend schmückten ihn;
Von Gott bedacht mit so viel Segen,
Nutzt' er ihn nicht, aus Eigensinn.
Das Glück, ein Vater blühnder Kinder,
Der Armen Stab und Trost zu seyn,
Galt nichts bei dem verstockten Sünder;
Ihn konnte Mammon nur erfreun.

Einst saß er im verschloßnen Zimmer,
Und zählte gegen Mitternacht,
Bei eines Lämpchens Todtenschimmer,
Den gestern eingekommnen Pacht.
Da schlägt die Thurmuhr zwölf, und plötzlich,
Indem der letzte Schlag verklang,
Steht vor dem Kasten — o entsetzlich! —
Ein Männchen, kaum drei Spannen lang.

Es sprach: „Der Gnomenkönig sendet
Mit dem Entbieten mich zu dir:
Er woll', eh diese Nacht sich endet,
Mit seinem Hofstaat speisen hier.
Wir tafeln lustig in dem Saale,
Bis in dem Ost der Morgen graut.
Dann kehren wir zurück vom Mahle,
Von Sonn' und Menschen unbeschaut.

Doch niemand dürf' im Schloß sich rühren!
Befiehl, daß alles lieg' in Ruh!
Weh dem, den Neugier wird verführen,
Er zieht sich schnell Verderben zu.
Der König läßt dir im Verschwinden
Drei Spenden; hebe wohl sie auf!
Zerbrich durch sie das Joch der Sünden,
Und ändre deinen Lebenslauf!" —

So sprach das Männlein zu dem Baugen,
Und war verschwunden husch im Nu.
Das Zählen ist dem Graf vergangen,
Er wirft des Kastens Deckel zu.
Das Bett wählt er zum Sicherhafen,
Schellt Stopheln und Brigitt' herbei,
Und schärfet ihnen ein, zu schlafen,
Es mög' auch vorgehn, was da sey.

Der Dinge, die da kommen sollen,
Harrt er, die Kissen bis an Hals.
Flugs hört er durch den Hof es rollen,
Und in des Hauses Gängen schallt's.
Die ungebetnen Gäste schwirren
Zum Speisesaal. Der Graf ermißt
Am Lachen und am Gläserklirren,
Daß Fröhlichkeit der Grundton ist.

Doch mit dem ersten Hahnenkrähen
Verstummt der ganze Saus und Braus;
Leis, wie durch Stoppeln Winde wehen,
Fährt alles husch zum Thor hinaus.
Bei'm ersten Strahl, den Phöbus sendet,
Schleicht Hugo in den Saal, zu schaun,
Was ihm der Geisterfürst gespendet;
Doch nicht ohn' ein geheimes Graun.

Sieh! eine große Silberschüssel
Prangt mitten auf der Tafel rund;
Drin liegt ein Herz, ein Ring, ein Schlüssel,
Vom feinsten Golde — welch ein Fund!
Er freut sich, daß den Schatz er berge
In seiner Eisenkiste Grab,
Den der Monarch der Erdenzwerge
Mit so freigeb'ger Hand ihm gab.

Doch plötzlich fällt ihm bei die Rede
Des Gnomen: dies sey ihm verliehn,
Daß er dadurch die Sünden tödte,
Und ändre seinen harten Sinn.
Wer deutet das Geheimnißvolle,
Das aus den drei Symbolen spricht?
Er grübelt, was der Geber wolle;
Doch sein Verstand ergrübelt's nicht.

Kein Sinn will sich dem Räthsel einen,
Bis er in nächster Mitternacht
Das Zwerglein wieder sieht erscheinen,
Das gestern Botschaft ihm gebracht.
„Dir, (spricht es) Mann der Härte, fehlet
Im Busen ein empfindend Herz,
Von Brüderwohl mit Lust beseelet,
Mit Leid erfüllt von Brüderschmerz.

Dir fehlt das süße Glück der Ehe,
Bezeichnet durch des Ringes Bild,
Ein treues Weib in Wohl und Wehe,
So dir das Haus mit Erben füllt.
Daß aus dem Kasten Wohlthat reichen
Du sollst, froh nähren Weib und Kind,
Dies predigt dir des Schlüssels Zeichen.
Mann, ändre deinen Sinn geschwind."

Zu Herzen faßt der Graf die Lehren,
Bekehret sich von Stund an ganz.
Nicht strebt er itzt, den Schatz zu mehren,
Gebrauch gibt seinem Golde Glanz.
Er nimmt ein Weib und zeugt Geschlechte,
Die heut noch preisen ihren Ahn.
Der härtste aller Mammonsknechte
Ward Menschenfreund und edler Mann.

Das Weihefest.

Vernehmt die thränenwerthe Kunde
Vom unglücksel'gen Weihetag!
Längst wogte sie von Mund zu Munde;
Des Harfners Lied erzählt sie nach.
Horcht! kunstlosrauhe Töne gleiten,
Denn Schwermuth greift in dumpfe Saiten. —

Graf Treuborn, reich an Gut und Leuten,
Lebt' einst im Lande nächst der Saar.
Kein Neid konnt' ihm das Lob bestreiten,
Daß er ein biedrer Deutscher war.
Und dennoch meldet wahre Sage:
Er war der Seinen Kreuz und Plage.

Nichts unterm Mond' ist rein vollkommen;
So auch Graf Treuborns Sinnesart.
Die Leidenschaft, in ihm entglommen,
Durch die er Menschenquäler ward,
Hieß: Baugeist. Wer den noch nicht kennet,
Erzittre, da mein Lied ihn nennet!

Der Graf, bei Wissenschaft und Sitten,
Erlernt' zu jugendlichem Spaß
Das Zimmerhandwerk. Bauerhütten
Baut' er für manchen Hintersaß.
Bald mußte sich die Zunft bequemen,
Zum Mitglied Treuborn aufzunehmen.

Noch leben und erzählen Greise,
Wie sie den Meister Treuborn sahn,
In rüstiger Gesellen Kreise,
Das braune Schurzfell umgethan,
Mit blanker Bondart Holz behauen,
Um Häuser in dem Dorf zu bauen.

Wie jedes Steckenpferd leicht größer
Zu werden pflegt, so ging's auch hier,
Vom Häuserbau verfiel auf Schlösser
Die nimmersatte Baubegier.
Jahr ein, Jahr aus, ein ew'ges Frohnen
Drückt' alle, die den Gau bewohnen.

Doch waren's nur noch Gartenschlösser,
Zu klein zur Stammes-Residenz.
Ein großer Herr wohnt schöner, besser;
So dachten Seine Excellenz.
Flugs ward auf nahen Bergeshöhen
Der Bauplatz einer Burg ersehen.

„Heran, ihr Frohner aller Enden,
Leibeigne Hüttner, säumet nicht,
Mit Hand und Spann es zu vollenden,
Das große Werk! Thut eure Pflicht!“ —
Bang seufzen, die den Aufruf hören:
„Dies wird das letzte Mark verzehren!“

„Was hälfe Murren oder Weigern?
Nach Willkühr könnt' er ja noch mehr
Die ungemeßnen Dienste steigern:
Wär' er nicht noch ein guter Herr.
Was Dienstzwang fodert, muß geschehen.“
Der Bau beginnt auf steilen Höhen.

Umsaust von Kärrners Peitschenhieben,
Keucht Roß und Stier den Berg hinan;
Vom Fluch des Burgvogts angetrieben,
Schafft oben rastlos Weib und Mann.
Die Felsen gräbt ihr Fleis hervor,
Und zaubert Mauern kühn empor.

Schier sind drei Jahre hingegangen
In unerhörter Frohnden Last;
Da schaut man hoch und stattlich prangen
Der Baukunst Ruhm, den Goldpalast.
Die sonnbeglänzten Thürme strahlen
Dem müden Wohner in den Thalen.

Stracks eilt der Bauherr, zu bereiten
Ein prachtvoll Weih= und Freudenfest,
Wozu sein Stolz von allen Seiten
Des Landes Edle laden läßt.
Das Wohnen unter diesen Zinnen
Soll mit dem Jubeltag beginnen.

Die Küche dampft, Trompeten schmettern,
Der längst ersehnte Tag bricht an.
Ein Schwarm von hochgebornen Vettern
Und Basen rollt den Berg hinan.
Musik erschallt in goldnen Sälen,
Champagner sprudelt durch die Kehlen.

Die halbberauschten Gäste taumeln
Am Abend zu dem Tanzsaal hin,
Wo zwölf kristallne Kronen baumeln,
Und Spiegelwänd' im Rückstrahl glühn.
Die Ritter drehn im Zauberglanze
Erhitzte Fräulein wild im Tanze.

Und horch! Als Mitternacht vom Thurme
Erdröhnt — was rollt im schwarzen Süd?
Gewölk fliegt her im Wettersturme,
Der ganze Luftkreis kocht und sprüht.
Die Tänzer in Kristallenschimmern
Mag solche Kleinigkeit nicht kümmern.

Ob Regengüsse strömend fallen
Und Blitze zücken im Zenith,
Doch ruht nicht in den Marmorhallen
Der Tanzenden Bachantenschritt.
Trompete, Geig' und Pauke wüten,
Den Donnerhall zu überbieten.

Ein Schlag, als stürzten alle Dächer,
Erschüttert plötzlich das Gebäu,
Als ob des Erdenballs Zerbrecher,
Der jüngste Tag, erschienen sey;
Und Feuer! Feuer! Feuer! rufen
Die Wächter auf der Treppe Stufen.

Entgeistert fliegt der Gäste Menge
Die blitzgespaltne Trepp' hinab;
Und im unbändigen Gedränge
Findt mancher Fallende sein Grab.
Bei Flammenschein, bei Blitzeschimmer
Sah sinken man das Schloß in Trümmer.

Es hatt' an Spritz' und Feuerleiter
Des Bauherrn Weisheit nicht gedacht.
Drum griff die Glut ohn' Hülfe weiter,
Und schonte nicht der Krösuspracht.
Was Kunst erschuf, die Burg zu schmücken,
Ward Aschenhauf' in Augenblicken.

Der Graf, der so in einer Stunde
Sein und des Landes Mark verlor,
Beseufzte Lebenslang die Wunde,
Und sah mit Reu zum Berg empor,
Wo die Ruinen stolzer Bauten
Ernstwarnend auf ihn niederschauten.

Noch winken Treuborns öde Mauern,
Und predigen Vergänglichkeit,
Erfüllen jedes Herz mit Trauern,
Das offnen Sinn der Kunde leiht;
Und mancher Greis erzählt mit Thränen
Sie den erstaunten Enkelsöhnen.

IX.

Skizzen

zu

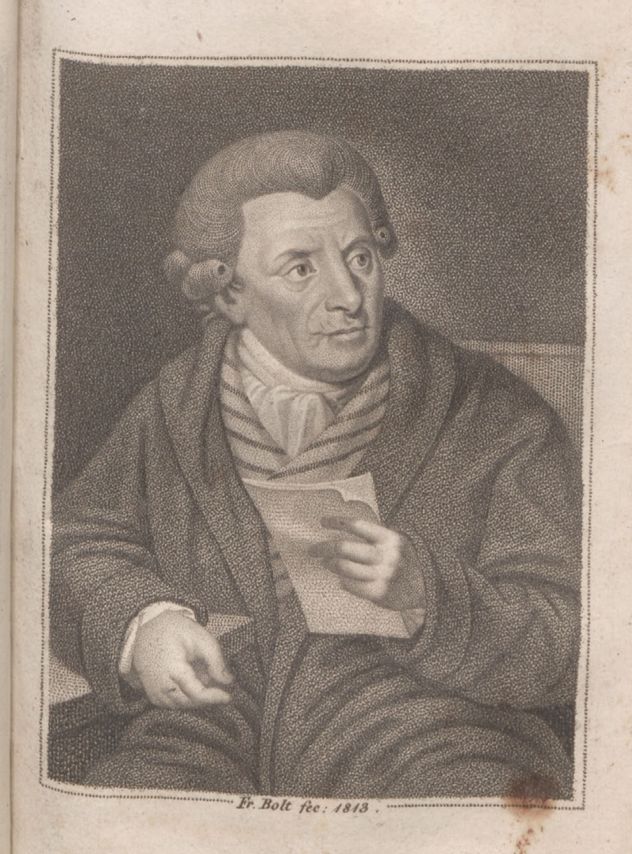
Klopstocks Porträt.

Von

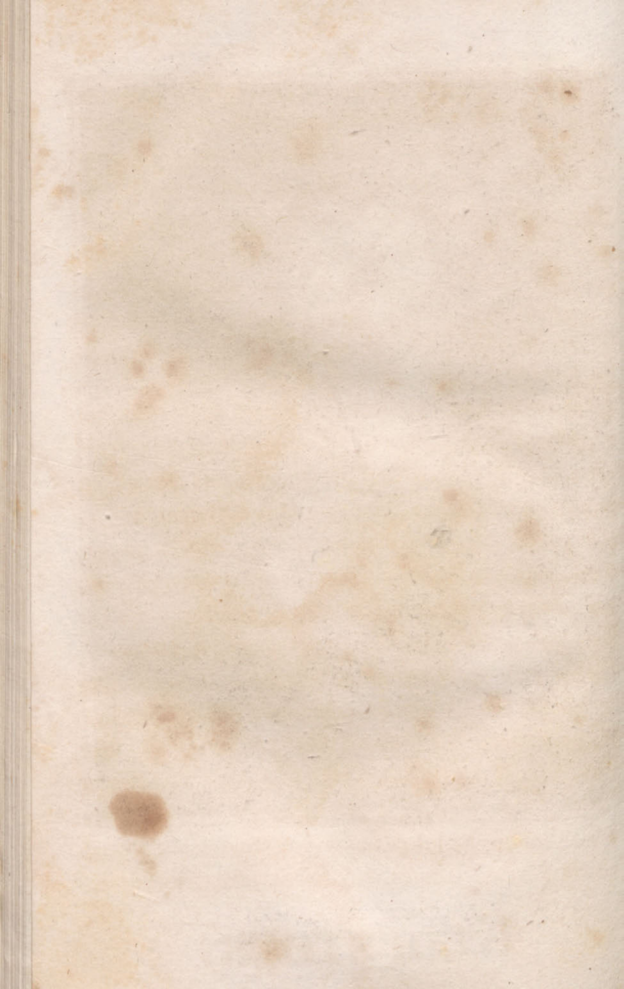
C. A. Böttiger.

„Wenn wird es dahin kommen, daß der Deutsche, müde Fremdes zu bewundern, wissen mag, wer Er war und wer Er ist?“

Klopstock's Worte auf ihn selbst angewandt von Morgenstern in seiner Vorlesung: Klopstock als vaterländischer Dichter (Dorpat 1814.) S. 43.



KLOPSTOCK.



I.

Klopstock's Porträt.

Das vorstehende Porträt Klopstock's war eigentlich zu einem frühern Aufsatz in der Minerva von 1813 bestimmt. Der furchtbare Kriegssturm, der damals in Sachsen wüthete, hatte aber Leipzig von Berlin, wo das Bild von Bolt gestochen worden war, auf Monate getrennt. Es kömmt aber auch heute noch nicht zu spät: denn auch heute soll uns Klopstock noch in mehr als einer Bedeutung „der sündigen Menschen Erlösung" singen, auch heute sitzt jeder gefühlvolle Deutsche noch sinnend und lesend des unsterblichen Sängers christliche und patriotische Erweckungen vor dem Denkmal Klopstocks, wie es nach einer Szene in Cassa's malerischen Reisen durch Syrien in den Thälern des Libanons zwei deutsche Künstler im hohen orientalischen Styl auf einer reich erfundnen und ausgeführten Kupfer-

tafel zeichneten *). Seine Bardiete, seine erhabnen Oden an die Deutschen, seine Strafgesänge gegen ein Volk, das spät noch seine schönsten Hoffnungen so grausam täuschte, sollen mit den Stacheln ihrer Aufregungen und Erweckungen uns gerade jetzt wieder aufs lebendigste anreizen.

Der vielabgebildete und in allen Stoffen und Formen dargestellte Klopstock war besonders in seinen spätern Jahren eine ungemein schwierige Aufgabe für den Künstler, der Wahrheit ohne Karikatur, geistigen Ausdruck ohne Verzerrung, Lebendigkeit ohne Grimasse in sein sprechendes Bild bringen wollte. Das unbeschreiblich Süße, Wohlwollende, Kindliche um Lippen und Mund wollte sehr zart ergriffen und nachgebildet seyn, wenn es nicht in selbstgefälliges Belächeln oder gar in ein häßliches Schmunzeln travestirt seyn sollte. Der epische Ernst und das erhabene Selbstgefühl, das

---

*) Wir meinen das beim Kunsthändler Ritter in Dresden im Jahr 1806 nebst drei andern Denkmale-Blättern auf Herder, Schiller und Kant ausgegebene, in Aquatinta von Herzinger nach Klinsky's Zeichnung gestochene große Blatt: Klopstocks Denkmal, wo im Vorgrund vor dem ägyptischen Tempel, in dessen Säulenhalle die vier Evangelisten thronen, ein Jüngling im Nachdenken über Klopstocks Messiade sitzt.

den Sänger des Messias in keiner Minute ganz verließ, mußte mit zarter Milderung vorgetragen werden, wenn es nicht in anspruchvolle Verdüsterung der obern Theile des Gesichts und der Augenbraunen ausarten sollte. Das Alter hatte tiefe Furchen in seine Stirn und Wangen gezogen. Dennoch behauptete er stets und bis kurz vor seinem Tode, daß eine unvergängliche Jugendkraft in ihm wohne und machte diese Behauptung auch durch Wort und That wahr. Wehe dem Maler, der hier also blos mit Dennerscher oder Seybold'scher Genauigkeit uns diese Runzeln zuzählen wollte!

Darum blieb es auch lange unentschieden, ob sich Klopstock zum 7ten Theil seiner Werke, die in der vollendeten Göschenschen Ausgabe stets sein würdigstes und unvergängliches Denkmal seyn und bleiben werden, und wo doch das Porträt des Dichters am Ende nicht fehlen durfte, aufs neue malen lassen, oder ein schon gemaltes Bildniß aus der frühern Periode seines Lebens dazu vorschlagen sollte. Einige Zeit war er entschlossen, sich en buste, nach einem von dem Stuttgardischen Künstler Omacht, der damals in Hamburg mit Recht viel Gunst hatte, in Alabaster gefertigten kleinen Kopfstück von 9 Zoll Höhe stechen zu lassen. Allein er wählte nach dem Rathe seines ihm bis

zum Tode treuen, edeln Freundes, des Domherrn D. Meyer, dessen geprüftes Kennerurtheil hier alle andere überwog, sein Bildniß aus einer noch jugendlichern Periode, 1780 von Juel gemalt, und darnach ist nun auch wirklich das geistvolleste aller seiner Porträte durch A. W. Böhm's trefflichen Grabstichel in Leipzig 1809 zum Titelkupfer des 7ten Bandes der Prachtausgabe gestochen worden. Das gemüthlichste aus der spätern Zeit ist ohne Widerrede, was Meyer selbst als Titelkupfer zum fünften Hefte seiner Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, worin uns die merkwürdigsten Nachrichten über Klopstocks letzte, herzerhebende Lebensstunden und über sein Grab mitgetheilt werden, aus vielen andern, die ihm zu Gebot standen, ausgewählt hat. Es ist von Maria Elisa Deboor nach dem Leben gezeichnet und von Brückner in Leipzig, noch im Sterbejahre Klopstocks, 1808 gestochen worden. Noch befindet sich bei der ehrwürdigen Witwe Klopstocks sein Porträt von Guadal verfertigt. Man kann ihm das Verdienst der Aehnlichkeit nicht streitig machen. Allein Meyer selbst nennt es in einem Schreiben, als er über das getroffenste der Porträte Klopstocks befragt wurde, geradezu ein Bild, das mehr die Aehnlichkeit des Ster-

benden, als des Lebenden hat, ein Memento mori. Das Porträt, welches von Bolt nachgestochen hier mitgetheilt wird, erschien früher von L. L. Wolf gestochen mit einer kleinen Denkschrift bei Campe in Hamburg. Es ist nach einem Oelgemälde nach dem Leben, welches von Huck gemalt sich auf der Hamburgischen Stadtbibliothek befindet und besitzt, wenn auch nicht die anmuthigste, doch die treueste Aehnlichkeit. Sträflich wäre es aber, hier der trefflichen Büste Klopstocks keine Erwähnung zu thun, welche der hochherzige Beschützer deutscher Wissenschaft und Kunst, der Kronprinz von Baiern für sein Pantheon der Würdigsten vom Prof. Schadow in Berlin nach allen Materialien erhielt, welche dem Bildhauer mit unermüdetem Fleiße und in größter Vollständigkeit der verdienstvolle Kenner und Förderer jeder Kunst D. Meyer in Hamburg lieferte. Diese Büste ist eine der gelungensten und geistreichsten Arbeiten Schadows, die er mit großer Liebe behandelte und wovon auch einige bronzirte Gyps-Abgüsse hier und da in den Museen der Liebhaber sich befinden. Doch wer vermag den Geist, dessen, vielleicht erst von einem spätern Geschlecht ganz zu würdigenden, Gesänge in unberechenbaren Schwingungen fortwirken, in Stein oder Erz zu fesseln? Wie wahr mag auch hier

Klopstock's eigner Ausruf in der zarten Ode: das Wiedersehn, die er als 73jähriger Greis sang, seine Anwendung leiden:

Nicht ich! das ist mein Schatten nur!

II.

Anti-Kant.

Klopstock hatte eine große Ehrerbietung vor Leibnitz, über dessen Theodicee er einst in Leipzig mit so vieler Begierde herfiel, daß er vierzehn Tage nicht aus seiner Wohnung kam. Mit großer Achtung sprach er von Leibnitzens etymologischen Kollektaneen und empfahl sie als Muster jungen Leuten. Vor allen aber ehrte er ihn als Stifter der Berliner Akademie der Wissenschaften und hatte große Freude noch in seinen letzten Lebenstagen, als ihm erzählt wurde, daß ihr Curator, der Minister Herzberg, dem ursprünglichen Plan Leibnitzens gemäß eine eigne Abtheilung derselben zur Vervollkommnung der deutschen Sprache einzurichten gesonnen sey *). Leibnitz dachte klar und

*) Man vergleiche Beiträge zur deutschen Sprachkunde, vorgelesen in der Berl. Akad. der Wissenschaften.

wollte unsre Muttersprache zu Ehren bringen. Das gnügte dem Dichter, dem die deutsche Sprache gleich nach dem Messias und nach seiner Meta stand.

Man denke sich nun, welchen widrigen Eindruck die ganze sprachverwirrende Kantische Schulsprache und die dadurch wiedererweckte Scholastik, zu deren Entwickelung und Entwirrung es wohl mehr als eines Wörterbuchs von Mellin bedurft hätte, auf unsern für die Schönheitsfülle und unbefleckte Reinheit der Teutona hoch begeisterten Dichter in einem Alter machen mußte, wo es ihm durchaus nicht mehr verstattet war, durch diese rauhe Schale in den Kern einzudringen und die höchstwichtige und erweckende Seite der kritischen Philosophie kennen und würdigen zu lernen. Der Alte eiferte daher unaufhörlich gegen die Sinn- und Sprachumnebelnde Häbsa, wie sie Herder, darin ganz einverstanden mit Klopstock, in der Vorrede zu seiner Metakritik getauft hatte, rüstete alle Arten Waffen gegen sie, auch die Pfeilspitzen des Epigramms, und konnte es dem damals in Hamburg an dem Spectateur du

---

Ite Sammlung. Berlin 1794, wo zur Einleitung Leibnitzens unvorgreifliche Gedanken zur Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache abgedruckt sind.

nord thätigst theilnehmenden Villers, den er sonst wegen seiner Liebe zur deutschen Sprache wohl zu achten wußte, kaum verzeihen, daß er, mit sichtbarem Erfolg, Versuche machte, die Hauptsätze jener Philosophie in der Klarheit seiner Muttersprache zu verdeutlichen.

Da Klopstock vernommen hatte, daß auch Wieland in geistverwandter Unfähigkeit, der kritischen Philosophie, wäre es auch sogar durch das Medium seines Schwiegersohnes Reinhold in Kiel, einigen Geschmack abzugewinnen, gleiche Gesinnungen oft laut genug vernehmen lasse, so schickte er ihm einst durch den Schreiber dieses Aufsatzes eine Bannformel gegen die Zudringlichkeiten der Kantianer zu. Wieland versprach sie sogleich in seine sympathetische Hausapotheke aufzunehmen. Hier ist beides, das Recept und die Einleitung dazu:

Hamburg, den 7ten August 1797.

Ich erfuhr vor einigen Tagen, daß sich ein junger braver Mann (ein Däne R....z) in die Kantische Philosophie vertieft und erstochen hatte (er stürzte sich in den Degen und wurde gleichwohl gerettet.) — Wenn mir zuweilen Reisende, die mich besuchen, durch zu viele Fragen nach meiner Meinung von dieser traurigen Sekte

zu lästig werden und mit mir disputiren wollen, so lese ich ihnen dieses Blatt vor. Wenn sie dann stutzen und ein wenig merken, was das für ein Philosoph sey, der so etwas sagen könne; so ist es gut, und ich überlasse sie dem Eindrucke. Wenn sie nichts davon merken; so lasse ich es auch gut seyn, und rede mit ihnen von ihrer Reise, ob sie in den schlimmen Wegen ein Rad zerbrochen hätten? — Vielleicht mögen Sie von diesem Blatte einen gleichen Gebrauch machen; und deswegen schicke ich es Ihnen. Man muß wirklich thun, was man kann, um besonders brave junge Leute aus dieser Barbarei herauszuziehn. Dies war mein einziger Zweck, als ich das grammatische Fragment über die Kunstwörter schrieb *).

Frage.

„Man findet in einer unsrer neuen philosophischen Schriften eine von beiden folgende Stellen:

---

*) Klopstock meint hier sein 11tes und letztes Gespräch über die Bedeutsamkeit, welches im Archiv der Zeit 1795. 1796. in 5 Abschnitten abgedruckt wurde und gegen Kant's Sprachverderbnisse gewaltig einherschreitet. Warum ist es doch so wenig beachtet und widerlegt worden? Zum vornehmen Stillschweigen ists doch warlich nicht geeignet. B.

1.

Eine Einheit der Idee muß sogar als Bestimmungsgrund a priori eines Naturgesetzes der Causalität einer (gewissen) Form des Zusammengesetzten dienen.

2.

Die Causalität einer (gewissen) Form des Zusammengesetzten muß einer Einheit der Idee sogar als Bestimmungsgrund a priori eines Naturgesetzes dienen.

Welche von diesen beiden Stellen steht in dem Buche?

III.

Die herkulanischen Papyrusrollen.

Klopstock konnte bei gewissen Entdeckungen, die große Folgen für die allgemeine Kultur versprachen, sehr warm werden und sie mit seiner ganzen Fantasie verfolgen und ausschmücken. Nur den Luftballons und der ganzen Aeronautik konnte er nie Geschmack abgewinnen. Darüber pflegte er sogar oft angenehm zu scherzen und allerlei Variationen auf die Icarusfabel zu machen.

Unter den Dingen, von welchen er sich sehr sanguinische Hoffnungen bildete, waren auch die 1400 Pa=

pyrusrollen, die in der berühmten aufgegrabenen Villa bei Pompeji aufgefunden, unter der Benennung der herkulanischen Schriftrollen von Winckelmann an bis auf die letzten Zeiten, wo Morgenstern uns die interessanten Bruchstücke eines lateinischen Gedichts aus den Zeiten Lykans, das 1809 abgerollt wurde, aus seinem Tagebuche mittheilt *), und Sickler den Abwickelungsprozeß selbst mit vielem Scharfsinn zu verbessern suchte **), in Deutschland weit mehr, als in allen übrigen Ländern Europas ***), die regeste Wißbegierde und Forschungslust geweckt habe. Als daher einer seiner jungen Freunde eine literarische Geschäftsreise nach Neapel zu machen veranlaßt wurde, schrieb er ihm folgendes:

---

*) Auszüge aus den Papieren eines Reisenden. St. 1. S. 149—177.

**) S. Göttinger gel. Anzeigen 1814. No. 200. und den lehrreichen Aufsatz über diese Schriftrollen von Sickler in den Curiositäten IVr Band, 1 St, S. 1—23.

***) Jedermann erinnert sich der 6 Rollen, die der französische Kaiser von Neapel fürs Nationalinstitut requirirte, von welchen nie weiter die Rede gewesen ist, und an die mehrjährigen Bemühungen des vom Prinz-Regenten abgeschickten Haiter, von welchen nie etwas zum Vorschein kam.

Hamburg, den 7ten Juli 1798.

Ich dachte, da Sie nach Italien gingen, Ihnen zu schreiben und zwar einen recht langen Brief (um meine so alte Schuld doch endlich, aber auch recht vollwichtig abzutragen.) Eh ich mich es indeß versah, waren Sie weg und so konnte ich Ihnen, wie ich vorhatte, nicht mehr schreiben; und so unterblieb es dann wieder (ich glaube zum zehnten Male) mit dem Briefe. Mit diesem Unterbleiben soll es denn endlich einmal aufhören. — Sie reisen entweder nach Napoli zurück, oder Sie reisen nicht zurück. In beiden Fällen habe ich folgende sehr wichtige Bitte an Sie: Sie sollen und müssen sich mit den gefundenen griechischen Handschriften (die jetzt im Grabe liegen und ach! ich mag dies kaum hinschreiben, vielleicht schon anfangen, zu verwesen), mit diesen Handschriften müssen Sie sich bekannt machen, das heißt: Sie lassen von jeder durch die bekannte und, wie ich hoffe, noch vorhandene Maschine so viel Zeilen abnehmen, als zureichend sind, um zu sehen, wovon das Manuskript handelt. Wenn sich dann eins, — wie glücklich, wenn das geschähe! darunter fände, das auch nur Bruchstücke von Sophokles oder Alcäus (ich schließe hierdurch andere griechische Dichter nicht aus) enthielte, so würde es gleich,

aber mit der größten Sorgfalt abgenommen, hierauf abgeschrieben, und wenigstens von zwanzig Augen verglichen. (Wenn die Ihrigen Falkenaugen sind, so mag es bei achtzehn sein Bewenden haben). An wen diese verglichene Abschrift geschickt werden soll? an mich, sage ich, und sagen, wie ich fest glaube, auch Sie. Aber was wird die Königin sagen? Wenn sie noch eine Deutsche ist, so sagt Sie was ich und Sie sagen. Wenn hier und da ein Buchstabe verdorben seyn sollte; so wird er, wie er da steht, nachgezogen. Wenn die achtzehn Augen hier irgend eine Lesart wagen wollen, so mögen sie; aber in den Text muß sie nicht kommen, sie kommt in eine Anmerkung. In dem Texte muß blos nachgezogen werden, aber sehr genau, wie sich versteht. — Es würde zu weitläuftig seyn, Ihnen zu erzählen, was ich mir schon ehemals, vor langer Zeit, für Mühe gegeben habe, es dahin zu bringen, daß jene Manuskripte untersucht würden. Die Frau von Gr .... betrieb damals dies mir so sehr am Herzen liegende Geschäft. Die Erzherzogin Christine wollte sich sogar darein mischen. Aber eh dies geschah, so ließen wir schon ab, weil wir sahen, daß es nicht zu Stande kommen würde. — — Ich umarme Sie von Herzen.

Der Ihrige

Klopstock.

P. S. Sollte man eine kritische Schrift entdecken, so ist zu vermuthen, daß Stellen aus Dichtern darin angeführt werden. Diese Stellen können leicht solche seyn, die wir noch nicht kennen. Eine solche Schrift müßte also auf gut Glück, daß man merkwürdige Stellen darin finden würde, abgeschrieben werden.

X.

Neunzehn ungedruckte
Epigramme
von
Klopstock.

V o r w o r t.

Klopstock hatte schon in den Jahren seiner männlichsten Kraftfülle sich einige Epigrammen entschlüpfen lassen, die seinen Beruf für dieses „Spiel mit geistigen Stralen und Pfeilen" zur Gnüge beurkundeten. Einige hatte sein Freund V o ß als Zierde seines Almanachs aufgenommen. Sein M e i s t e r u n d G e s e l l im Voßischen Musenalmanach von 1773. war lange auf den Lippen unsrer Meister, wenn sie nur der Gesellen-Wanderung nicht zu früh entlaufen waren. Auch in seiner G e l e h r t e n r e p u b l i k waren dem Gesetzgeber, troß des gewaltigen Ernstes, mit welchem er sein Geschäft dort betreibt, einige sinnvolle Lehren in epigrammatischer Einkleidung gleichsam wider seinen Willen aufgesprungen. Da er bei der letzten Ausgabe seiner Werke sehr darauf rechnete, daß diese Gelehrtenrepublik darin auch eine Stelle finden werde, so sind sie in die von ihm selbst veranstaltete Epigrammensammlung nicht mit aufgenommen worden.

Wer sie in jenem Werk selbst, das sich leider jetzt nur in wenigen Büchersammlungen findet und doch fürs tiefe Erfassen unsers eigenthümlichen Genies so herrliche Winke enthält, nachzulesen nicht gleich Gelegenheit hat, findet sie im dritten Band der Chrestomathie von Vetterlein, der gewähltesten und zweckmäßigsten unter allen Sammlungen, die zu einem bestimmten Gebrauch gemacht worden sind, mit Wohlbedacht aufgenommen.

Leben und Dichten war bei Klopstock Eins. Wie der Seidenwurm sich selbst sein Grab spinnt, so spann sich der Dichter zuletzt in seine eignen Dichtungen ein, von fremden nur immer fernere und leisere Kunde aufnehmend. In den letzten 15 Jahren seines Lebens, wo ihm die Eingebungen der Muse zum höhern Odenschwung fast eben so oft im Traume, als im Wachen zu Theil wurden *) — ich besorge hier nicht von denen

*) Man erinnere sich nur an das, was in dem Aufsatz: Klopstock im Sommer 1795 in unserer Minerva vom Jahr 1814. S. 332. über die mitternächtliche Geburtsstunde seiner damaligen Odendichtungen, aus seiner eignen Erzählung mitgetheilt worden ist. Mit tiefem Sinn verbanden die Alten die Verehrung des Schlafgottes mit dem Musendienst, weil, wie der alte Reisebeschreiber Pausanias sagt (II, 31) der Schlaf den Musen

misverstanden zu werden, die mit seiner damaligen Lebens- und Dichtungsweise vertrauter gewesen sind — war ihm die Form des Epigramms zum Erguß seines Muths und Unmuthes oft die willkommenste, und so erwuchs ihm nach und nach eine bedeutende Zahl von Sinngedichten, die der Abdruck seines innigsten Lebens voll mannigfaltiger Beziehung auf literarische und politische Erscheinungen sind, wie sie ihn eben mehr noch durch mündlichen Bericht als schriftliche Mittheilung und Lectüre anstreiften und berührten.

So erwuchsen ihm denn nach und nach eine nicht unbedeutende Anzahl reflectirender Kunsturtheile und Sentenzen in epigrammatischer Form, in welchen die

am meisten befreundet ist. Darum fand man auch seine sinnreich symbolisirte Statue in der Tiburtinischen Villa des Cassius neben dem Musenverein, die dann alle aus dem Vaticanischen Museum nach Paris gewandert sind. Visconti hat bei der Erklärung dieser Statue im Pio-Clementino T. I. p. 58. f. diese geistige Vermälung des Fantasie beflügelnden Schlafgottes mit den Musen geistreich erläutert. Schubert in seiner Symbolik des Traums hätte an mehrern Stellen, als S. 13. 137. billig darauf mehr Rücksicht nehmen und erwägen sollen, ob sein Cerebral- und Gangliensystem — gewiß eine sehr fruchtbare Idee — auch darauf anwendbar sei.

Gedrängtheit, die Göthe (Dichtung und Wahrheit II, 133) Klopstocks kleinern Gedichten zuschreibt, oder Sinnfülle mit Wortkargheit oft zum Nachdenken reizet. Am Schluß des siebenten Bandes von Klopstocks Werken nach Göschen's Ausgabe sind 67 dieser Epigrammen zu einer kleinen Sammlung vereint erschienen. Allein mehr als die Hälfte hatte der Dichter einstweilen zurückbehalten, nicht um sie auf immer zu unterdrücken, sondern weil er das Publikum eben jetzt noch nicht reif und empfänglich dazu hielt, oder auch andere Rücksichten nahm, die er bei dem festen Glauben an seine unerschöpfliche Jugendfülle und Gesundheit alle selbst noch zu überleben und dann rücksichtlos zur Herausgabe der übrigen schreiten zu können hoffte. Als er noch einmal einen Blick auf die damals noch unangetastet wipfelnde Kirchhofs-Linde in Ottensee gethan hatte (vergl. Meyer's Skizze zu einem Gemälde von Hamburg Heft V. S. 121.), winkte der Engel des Friedens immer ernster und ernster und bald darauf rauschte die Linde auch über sein Grab. Der Schreiber dieser Nachricht erhielt regelmäßig die neuesten epigrammatischen Ergüsse des dadurch sich mannigfach erleichternden und verjüngenden Dichters zugeschickt mit dem gemessenen Befehl, sie, falls sie der Dichter nicht selbst zurückriefe,

wenigstens der alten Horazischen Vorschrift gemäß noch neun Jahr ruhen zu lassen. Diese Quarantäne ist nun schon lange vorüber, und so findet wohl kein Bedenken weiter Statt, sie in einem Taschenbuche, dessen würdiges Aeußere dem Dichter selbst nicht misfällig gewesen seyn würde, einer erwählten Zahl von Lesern aus der guten alten Zeit, denen der neueste Gesang nicht eben darum, weil er der neueste ist, auch der begehrungswürdigste erscheint, jetzt ganz unverändert, so wie sie aus der Feder des Dichters kamen, mitzutheilen. Drei Tendenzen der sein Greisenalter umgebenden Mitwelt, die der Alte schon überlebt hatte, wie Nestor im dritten Geschlecht, waren ihm sehr zuwider, die Scholastik der kantischen Philosophie, deren süßen Kern zu finden ihn die äußere rauhe Schale des Vortrags und der neuerschaffenen Schulsprache stets gehindert hatte, die Abgötterei einer neuerstandnen Kunstschule, deren wahrer, höherer Gesichtspunct ihm wohl nie recht klar wurde, und der jacobinische Sauerteig der neugebornen Republikaner, denen er es nie verzeihen konnte, daß sie gegen das Ehrwürdigste gefrevelt, ja ganz eigentlich die Sünde gegen den heiligen Geist begangen hatten. Von diesem Widerwillen tragen auch die hier mitgetheilten Sinngedichte, denen wir in einem folgenden Jahrgang noch eine gleiche

Anzahl nachfolgen lassen können, die deutlichsten Spuren. Bei einem Oberalten unsrer Literatur, wie Vater Klopstock stets bleiben wird, ist auch da, wo über den Gegenstand eine ganz entgegengesetzte Ansicht Statt fände, und uns sein Urtheil nur Vorurtheil wäre, doch dessen Aussprache selbst nichts weniger als gleichgültig, und wäre es auch nur um der Form willen. Das 13te Epigramm, der epikurische Leser, ist zwar schon in der oben erwähnten Sammlung abgedruckt, allein wegen einiger Abänderungen und wegen einer vom Dichter selbst beigeschriebenen Randglosse nicht für unwerth gehalten worden, hier noch einmal abgedruckt zu werden.

Böttiger.

I.

Kant*).

Nehmt ihm, was lange bekannt, zu oft, und bestimmter gesagt ist,
Nehmts Unerklärbare mit; aber nun bleibt ihm auch nichts.
„O du Blinder, wie falsch, was zu sagen du wagtest.“ Ich habe
Gröblich geirret, weil ihm eure Bewunderung bleibt.

*) Wir wissen, daß Klopstock dieß Epigramm um dieselbe Zeit niederschrieb, wo er auch im Berlinischen Archiv der Zeit Jahrgang 1795. St. 6. S. 558 ff. in dem von ihm selbst später nicht ganz gebilligten Aufsatze: über die Bedeutsamkeit, seinen ganzen Spott gegen Kant's Cant, wie ihn Herder zu nennen pflegte, richtete.

2.

L e i b n i t z.

Leibnitz kam zu früh für seine Zeiten; und damals
Lebte doch der und der Deutsche, so über ihm war,
Wie er vermeinte, und wie man auch wohl vermeinete. Jetzo
Ist das anders; denn uns ist nur Leibnitz bekannt.

3.

Die Republikaner.

Je scharfsinniger denkt der Geist der Franzosen, je toller
Treiben mit ihm ihr Spiel Leidenschaft und Phantasie,
Denn es erfindet nun für die beyden herrschenden Mächte
Gründe, die scheinbar sind, desto leichter der Geist.
„Aber sie sind gleichwohl Republikaner.“ Mit dir treibt
Noch, wie ich sehe, das Wort ohne die Sache sein Spiel.

4.

Die epischen Hauche.

Wer in Homers Gesang gern ny, ge, ke, gar, de, men, po hört,
Wünsch' auch an Pallas Helm allerley Blümchen zu sehn.

5.

Grausame That.

Dein Gedicht hat edle Gestalt; halb sehend den Plan, fälscht
Ihn der Kritler, und ihr sind nun die Glieder verrenkt.

6.

Ursache und Schuld.

Mundart heißet die Sprache dem kennenden Adelung;*) Maulart

*) Der unpoetische Lexikograph hatte nicht einmal das Wort Bardiet in sein Wörterbuch aufgenommen.

Lallt er zur Strafe dafür, wenn er sich lehrhaft ergießt.
Ist die Ursach an etwas schuld; so ist auch die Schuld auch
Ursach an etwas: er hat gleichwohl das erste gelallt.

7.

Guter Rath an die neuen Herolde der Griechheit.

Neu sey das Bild, ihr wollt es ja! das von den Griechen ihr aufstellt,
Aber verlanget nur nicht, daß es das ihrige sey.
Wenn ihr zu fragen verstündet; so würd' ich euch rathen, der Griechen
Werke zu fragen, bevor von den Verkannten ihr schreibt.

Was hier mit 4 Reihen scharf genug bezeichnet wird, führt Joh. Heinr. Voß in seiner berühmten Recension der Jenaischen Allgem. Lit. Z. 1804 durch 8 Stücke schonungslos aus. B.

Lasset doch endlich euch die Geschichte lehren, daß nie noch
Schiefgesehenes wahr wurde durch Modegeschwätz.

8.

Die Rhapsoden.

Wird das Gedicht nicht gesprochen; so seht ihr die Seelen nicht, denen
Inhalt, treffendes Wort mit zu erscheinen gebot.
Spricht man's nicht gut; so entbehrt ihr nicht jene Seelen nur, anders
Zeigt sich der Inhalt auch, ist euch der wahre nicht mehr.

9.

An die Bewunderer eines Meisters.

Ihr versteht ihn nur nicht, den Meister. „Daß dieses der letzte
Winkel der Ausflucht sey, das verstehn wir, Gesell."

10.
Gründlichkeit.

Ist es uns angebohren? ist es erlernet? wir Deutschen
Sind weitläuftig, und ach selber die Denkenden sind's.
Wenn es erlernt ist; so sey, Apoll, noch einmal Barbar, und
Wie den Marsyas einst, kleide die Lehrenden aus.

11.
Ruga senilis.
Die Runzeln.

„Alt ist dieses Gedicht, neu jenes.“ Das frag' ich nicht; frage:
Welches von beyden das bessere sey?
„Vieles entschuldigt die Zeit.“ Kann nur beschönigen! Wollt ihr
Ewig denn Mitbeschöniger seyn?

12.

An Fr. Schiller.

Ward dir Blickes genug, Darstellung von der Beschreibung
Rein *) zu sondern; so stehn weisere Dichter dir auf:
Stände, wofern du hinab zu den Hainen Elysiens walltest,
Und dort redetest, selbst Jlions Sänger dir auf.

13.

Der epikurische Leser.

Wenn ich die Dichter lese, so hüt' ich mich weislich, und klüglich
Nachzuspähen, ob stets treu sie geblieben, und hold
Ihrer Beherrscherin sind, der Schönheit. Denn des Vergnügens
Such' ich, suche Genuß, überschleyere gern.

*) Ich meine besonders da, wo beyde vermischt sind. Kl.

Aber wenn einer auch wo zum Hochverräther an ihr ward;
Schon', ich seiner nicht mehr, lege den Schuldigen weg,
Und dann liegt er auf immer, nichts reitzet mich, daß ich ihn wieder
Nehme, nicht Weisse des Blatts, selbst nicht der Griffel *); er liegt!

14.

Der Gerührte.

Wenn man sich widerspricht, so lächelst du:
Und lachst, thut's einer, der des Geistes viel
Zu haben glaubt.
Allein wenn einer, wo der Philosoph
Am tiefsten gehen muß, bey metaphysischer
Bestimmung, da sich widerspricht,
Dann schlägst du wohl ein laut Gelächter auf?
„Das Mitleid weint.“

---

*) Der Griffel steht, um im Bilde zu bleiben, für die schönen Lettern. Kl.

15.

Neuer Beweis.

Nun, so führt denn auf immer der Krieg den eisernen Zepter,
Und die Vernunft entscheidet umsonst.
Denn sie selbst, der Franzosen erhabene Stellvertreter,
Prügeln, wenn Rath sie pflegen, sich aus.

16.

Patriotische Ausgleichung.

Hat's Manifest? hat die Hymne Delillens mehr von den Deutschen
In die Grube gesandt? Mir ist die Frage zu schwer *).

*) Klopstock hatte mit dem gepriesenen Dichter Delille, als er im Jahre 1795 sich einige Zeit in Hamburg aufhielt, oft scherzhaften Streit über die verruchten Folgen seines Siegesliedes, welches eine Zeitlang allen republicanischen Weltstürmern in Mund und Herzen war. Ueber

17.
Er, und Sie

Mana der Gott (wir nennen den Mond ihn) glaubte, die Sonne
Wär' eine Göttin; denn sie daucht' ihm das schönste Gestirn.
Warum unsere Väter so fabelten? Weil sie die Weiber
Mehr verehrten, als sonst irgend ein anderes Volk.
Väter, empfahet den Dank der Enkel, daß euch in den Weibern
Etwas, so Zukunft sah, etwas vom Göttlichen war.
Fahret denn fort, Ausländer, den Mond zu besie'n, und die Sonne
Er zu nennen; ihr habt niemals die Liebe gekannt *).

Urheber und Wirkung des berüchtigten Manifests des Herzogs von Braunschweig ist jetzt aus v. Massenbach's Memoiren alles klar. B.

*) Es ließe sich aus Klopstocks Bardieten und mehrern Stellen seiner prosaischen Schriften (die viel zu wenig gekannt sind) eine eigne Apotheose der germanischen Frauen zusammensetzen. Jedermann weiß jetzt, daß der Lunusdienst

18.

Der alte und neue Faust.

Was man erzählt von Doktor Faust
Ist weiter nichts als Lug der Möncherei;
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen braust,
Wie Windsbraut saust
Von Doktor Faust,
Ist, bei den Alten! lediglich,
Kraft männiglich
Verwünscht Geschrei
Der traurigen Genieerei.
Obs Alte oder Neue besser sey,
Zu schlichten, wär Bockmelkerei *).

von Vorderasien das Räthsel der Vermännlichung des Mondes in unsrer Sprache aufschließt. Da ferner der Germane alles mit der Nacht begonnen (S. Anton's Geschichte der Germanen, S. 206 f.), so mußte der Mond, ihr Wohlthäter und Zeitmesser, männlich personificirt bleiben.
B.

*) Man vergesse nur nicht, daß dieß Epigramm 1795, also 10 Jahr vor der Erscheinung des vollendeten Faust von Göthe gedichtet ist. Dieser kann also hier nicht gemeint seyn. Allein wie viele andre Dichterlinge haben an diesem bösen Schwarzkünstler von jeher unter uns sich den Hals gebrochen!
B.

19.

Schreibakademien.

Dieser schreibt mit der Hand, und der mit der Faust; mit der Pfote
Das da, und preiset die Faust, aber bekritelt die Hand.

20.

Der Ruf und die Ehre.

Ruf ist ein Leben, das athmet der Mund des Schwatzenden; Ehre,
Das in dem Herzen des Edleren schlägt.

XI.

Der Rheinfall.

Von

August Lafontaine.

Ich weiß nicht, ob der Zufall, der sogar in dem Leben der weisesten Männer eine größere Rolle spielt, als sie wohl denken, oder ob seine Schicksale, oder seine Philosophie, oder seine Narrheit den Grafen von Tengenbach bewogen, sein Schloß und seine Grafschaft, die in der schönsten Ebene an der Donau lagen, zu verlassen, und mit seinem Sohne, dem Doktor Schott und seinem Bedienten die Donau hinauf in den Schwarzwald zu ziehen, wo die Quellen der Donau, des Neckars und der Kinzing entspringen, wo er nahe bei Sankt Georg ein kleines Ding von einem Schlosse in einer wilden, öden Gegend hatte. Es ist wahr, die Schicksale, die der Graf erlebt hatte, konnten einen weisen Mann wohl in die Einsamkeit treiben; denn alles, was andern Menschenkinder wohl geräth, nahm in des Grafen Leben eine ganz verkehrte Wendung; weil, sagt der Bediente, der seinen Herrn unbeschreib-

lich liebte, weil er alles verkehrt angriff. Der Graf meinte, daß jeder weise Mann das Leben so angreifen sollte. Denn, lieber Doktor, sagte der Graf: es ist schlimm genug, daß die Natur vor den Wagen des menschlichen Lebens das allerübelpassendste Gespann gehängt hat: die erhabene Vernunft oder Philosophie, die aber so schwach und kraftlos ist, daß sie den Wagen in jedem Schlammloche, oder bei jedem Stein im Wege, stehen läßt; daneben zieht die Klugheit, die nie ziehen, sondern immer am Wege weiden will, und voran die Leidenschaft, die bald störrig wie ein tückisches Maulthier, bald wild wie ein Sturmwind den Wagen vom ebenen Wege ab in Abgründe, auf steile Höhen so gewaltsam wegreißt, daß die Vernunft niederfällt, die Klugheit sogar weggerissen wird, und man Gott danken muß, wenn nicht der ganze Wagen zertrümmert wird.

Der Graf dachte und sprach nicht nur so, wie die weisesten Männer auf Kanzeln und Kathedern. Nein. Er war überzeugt, die Weisheit müßte nicht nur gelehrt, sondern auch geübt werden, und so, da er vier und zwanzig Jahre alt wär, nahm er eine Frau, nicht die er liebte — denn lieber Doktor, sagte er: die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ist ein so erhabenes Geschäft, daß es ein Jammer ist, daß

es die Natur der Leidenschaft, und wie mich dünkt, der schlimmsten übergeben hat, und da für das Glück und für den Charakter des Kindes so sehr viel auf die gehörige Krasis und Mischung der Charaktere der Aeltern ankommt, so —

So wählte er nach diesen Grundsätzen ein armes Mädchen, das aber jung und gesund war und alle die Eigenschaften hatte, die er verlangte. Er liebte seine junge Frau; denn trotz seiner Weisheit hatte die Liebe doch den größten Theil an seiner Wahl gehabt; aber er verbarg nicht allein sich selbst, sondern auch seiner jungen Frau, daß er sie liebte. Er sagte ihr sogar, was seine Wahl geleitet hatte.

Die Gräfin lachte; aber sie setzte ihren Kopf darauf, ihren Mann zum Geständniß seiner Liebe zu bringen. Der kürzeste Weg dazu schien ihr die Eifersucht. Die junge, hübsche Frau gebrauchte den vertrauten Freund ihres Mannes, ihren Mann eifersüchtig zu machen. Der Graf, der es merkte, lächelte dazu wie ein Weiser. Kurz, die drei spielten ihre Rollen so lange, bis aus dem Scherz Ernst wurde. Der Graf wurde eifersüchtig, aber zu spät.

Er traf seine Frau in seines Freundes Armen. Sie erklärte ihrem Manne mit Thränen des Zorns,

daß er sie so weit gebracht hätte, und daß er weder Liebe, noch Treue verdiene.

Sie wurden geschieden; die Frau heirathete des Grafen Freund, und wurde eine tugendhafte Frau und Mutter. Der Graf, betrogen von der Liebe, von der Freundschaft, das Mährchen und der Spott der ganzen Gegend, entschloß sich ins Gebirg zu ziehen, und durch eine weise Erziehung seinen Sohn gegen die Unglücksfälle des Lebens zu waffnen, die ihn unglücklich gemacht hatten.

Da alle Anstalten in und um das Schloß her gemacht waren, die der Graf für nöthig hielt, sich mit seinem Sohne getrennt zu halten von der Welt, so fing er das Erziehungswesen mit seinem Moritz an. Er war nicht, wie die meisten Erzieher, welche die weisesten Bücher über die erste und höchste der Wissenschaften, die Erziehung, schreiben, und um ihre Kinder sich gar nicht bekümmern; sondern er wollte beides, schreiben und thun. Da nun die Erziehung des Kindes, ehe es geboren ist, dem Grafen fast wichtiger schien, als die nach der Geburt; da weiter jeder Punkt zwischen ihm und dem Doktor erst erwogen, dann besprochen, dann durchdisputirt wurde, und der Graf wegen seiner natürlichen Weichherzigkeit, die er selbst den Bankert der Tugend nannte, weil sie der Teufel

eben so oft in seinen Kram braucht, als die Tugend selbst; — weil er also aus Weichherzigkeit dem Doktor die eine Hälfte seiner Einwendungen zugab, so daß der arme Graf oft selbst nicht mehr wußte, an welcher Seite der Gasse er ging, als ginge er in den engen Gassen Venedigs; so nahm die Erziehung vor der Geburt Moritzens mehr als neun Monate weg, und da Moritz schon zwei Jahre alt war, als sie das Schloß betraten; so sieht jeder, der rechnen kann, ein, daß die Erziehung, die der Graf und der Doktor für den Kleinen bestimmten, sein Leben niemals einholen würde, und der Bediente des Grafen, Namens Johann, ein schlichter und weichherziger Mensch, erzog während deß den Knaben so gut er konnte, so, daß Moritz, wie die beiden Herren bei den Windeln des Neugebornen eben heftig disputirten, jauchzend in seine ersten Hosen sprang, und mit einem tüchtigen Butterbrote in den Backen und in der Hand, der Untersuchung über die Eigenschaften seiner Amme selbst beiwohnte.

Es wurde in der gelehrten Session beschlossen, dem Kinde am Ende des ersten Jahres einen Hofmeister und einen Spielgefährten zu geben, und nachdem man die Eigenschaften, die Tugenden, die Talente, die Geistesgaben und die Kenntnisse beider zu Papiere hatte, zweifelten beide selbst, ob auf der Erde so ein

Paar Menschen zu finden seyn würden; Johann in seiner Einfalt hatte, ohne ein Wort von dem allen zu hören, ihre Wünsche erfüllt. Moritz hatte einen Hofmeister, der so ehrlich, so treu, so großmüthig, so fromm war, das Talent des Mährchenerzählens in einem so hohen Grade besaß, die Querpfeife fertig blies, und dazu seinen Eleven so sehr liebte, als es beide Philosophen nur wünschen konnten. Es war Johann selber. Seinen Spielgefährten hatte Moritz auch, besser sogar als ihn die Philosophen gewünscht hatten. Er war so ehrlich, so treu, liebte seinen Kameraden so sehr, war so geduldig, und dabei so tapfer und muthig, und selbstständig zugleich, wie es nur möglich war. Eben war Moritz von ihm abgestiegen, lag mit ihm in der Sonne und theilte sein Vesperbrot mit ihm. Es war ein großer dänischer Jagdhund, Roland mit Namen, der sogar zuweilen des Kleinen Hofmeister spielte, wenn es dem einfiel den Tyrannen zu machen.

Moritz hatte im Sommer so viel Geschäfte rings um das alte Schloß her; denn die Eigenschaft seines Vaters, von jedem Dinge den Grund zu wissen, und von dem Grunde wider den Grund, hatte er eben so gut. Er betrachtete also von der kleinen Ebene ab, worauf das Schloß lag, jede Höhe umher, mit der Lust,

wie es drauf seyn möchte. Dann stieg er hinauf, und von da sah er eine höhere Felsenspitze, und er ließ nicht nach, als bis er jede Höhe ringsum erstiegen und gefunden hatte, es wäre jede Höhe der andern ziemlich ähnlich.

Und doch muß ich hinauf, Johann, rief er: eher kann ich nicht Ruhe und Rast finden.

Der Himmel mag wissen, antwortete Johann, warum er uns so gemacht hat, Moritz, aber der gütige Gott, lieber Moritz, sagte selbst, da er alles angesehen hatte, was er gemacht hatte, und dabei, stelle ich mir vor, hat wohl sein Blick am längsten und am freundlichsten auf dem Menschen geruht — da sagte er: es ist alles sehr gut! Und so denk ich, ist auch das gut, daß du hinauf mußt, obwohl ich es nicht begreife. Aber wir begreifen vieles nicht, Moritz.

Der Doktor sagt, Johann, man muß alles begreifen.

Da Moritz mit den Felsen umher fertig war, gings in die Tiefe. Er lief einem Strahl Wasser nach, das von einer Felsenwand herabstürzte, und wie in einer kleinen Rinne zwischen Gestein und Gesträuch tiefer hinabrieselte. Er kletterte ihm nach hinab von Schlucht zu Schlucht durch alle Gefahren nicht aufgehalten, und so kam er von Thal zu Thal, immer am

Ufer des rauschenden Bachs, wo er in einen größern stürzte. Er fragte einen Hirten, wie der große Bach heiße: „Die Donau." Er schlug den funkelnden Blick schnell den Wellen nach, die stürmend und schäumend dahin donnerten. Er wußte, daß der Strom viele hundert Meilen von hier in das schwarze Meer sich stürzte.

Er hatte keine kleine Lust, mit seinem Roland den Fluß zu begleiten; denn er hätte einen Eid darauf abgelegt, wenn er einen Eid gekannt hätte, daß weit hinter den Gebirgen die Erde ein Paradies seyn müsse, wovon ihm Johann so oft erzählte.

Er verfolgte den Fluß noch eine Zeitlang, die Länder, wodurch er ging, mit den schönsten Farben ausmalend, beschloß, wenn er ein Jüngling wäre, die Reise zu machen, fragte nach Sankt Georgen, kam zurück, sagte: ich muß doch hinab mit dem Wasser, Johann; denn mich läßt's nicht Ruh und Rast. Johann antwortete wie zuvor.

Im Winter hielten ihn die Schneebahnen den Hügel hinab auf den Schlitten ab, oder er saß bei Johann, der ihn lesen lehrte, oder Mährchen erzählte, und zum Zeitvertreibe die Querpfeife blasen ließ. Oder Johann ging mit ihm auf die Jagd, Raubvögel zu schießen, die hoch im Gebirge horsteten. Oder er

lief Schlittschuhe auf dem See im hohen Thal, oder er zündete vor einer Felshöhle ein Feuer an, und träumte in der Höhle die Mährchen des guten Johanns noch einmal, oder Wünsche, Gestalten, die in der Brust, in der eine höhere Flamme loderte, als die vor ihm, aus geheimen, dunkeln Tiefen aufstiegen. Und so kam er nicht oft, weder im Sommer noch im Winter zu seinem Vater, und dem Doktor, die ihn auf dem Papier ganz anders erzogen, als der gute Johann in der Natur, und mit Hülfe seiner poetischen Mährchen. Im Frühjahr war er gar nicht zu haben; denn da hatte er seine Brust so voll schwellender Keime und Knospen, so voll Blumen und Nachtigallenstimmen, wie nicht der Frühling hervor trieb. Der Ton der Querpfeife schien ihm im Frühling so widerlich; nur der melancholische Ton des Alphorns der Hirten, und der süße Ton des Jagdhorns im Thal füllte sein Herz mit Sehnsucht, und zog seine Seele in unendliche Fernen.

So merkten die beiden Philosophen nicht, daß Johann ihrem Erziehungsplane recht böse Streiche gespielt hatte, die, sie mochten es anfangen wie sie wollten, nicht wieder gut zu machen waren.

Moritz sollte nicht wissen, daß er ein Graf, daß er reich war. Er sollte die Menschen als seine Brü-

der ansehen lernen, die mit ihm gleiche Rechte, gleiche Ansprüche auf Glück hätten. Das hatte man nothwendig dem guten Johann aus dem Plane mittheilen müssen. Gegen den Punkt hatte Johann nichts. Er ging noch einen Schritt weiter als die Herren, und lehrte den Knaben, daß nach der weisen und gütigen Einrichtung Gottes, im langen Leben keine andre Freude zu haben sey, als die aus der Liebe zu den Menschen erwüchse.

Und wenns Frühling wird, Johann, setzte Moritz hinzu. Johann nickte.

Und wenn man hinauf will, weit weg, bis aus Meer, und über das Meer, Johann, in den Himmel! Und von da noch weiter.

Weiter gehts nicht, lieber Moritz!

Es geht weiter, Johann. Und dann deine Mährchen. Johann erröthete. Der Leser soll hören, warum.

Dazu mußte Moritz alle, den Doktor, seinen Vater und Johann Du nennen, und weil Johann nicht dahin zu bringen war, gleiche Rechte mit seinem Herrn zu nehmen, der Knabe also den Unterschied der Stände gewahr geworden war, was er nicht sollte, so ließ man es überall unerörtert, wessen Sohn Moritz wäre.

Moritz fiel von selbst darauf, er wäre Johanns Sohn. Johann erhielt den strengen Befehl, den Knaben bei diesem Glauben zu lassen. Johann dachte: greift er das Ding nicht wieder verkehrt an? aber er mußte gehorchen.

Den noch strengeren Befehl erhielt Johann auch, den Knaben ganz unwissend über die Liebe gegen das weibliche Geschlecht zu lassen. Denn, sagte der Graf, die Natur hat selbst diesen Punkt des Lebens in die dunkle Scham verhüllt, und der Mensch verhüllt dieses zweideutige Geschäft wie die Natur in die dunkle Nacht. Die Natur hat dem Menschen für diese Empfindung nicht einmal ein Wort gegeben, sondern nur die Schamröthe auf der Wange, um uns damit zu sagen, Johann, daß wir gar nicht darüber reden sollen.

Johann nickte und erröthete zu gleicher Zeit. Moritz solle nicht eher, fuhr der Graf fort, von diesem Gifte, das durch die Ohren so gut eingeht, als durch die Augen —

Durch die Fingerspitzen, im Traume, durch gar nichts, und durch alles, sagte Johann und erröthete wieder, weil es des gütigen Gottes Wille so war, denk ich, daß auch ein Blinder, oder ein Tauber, die Güte Gottes erkennen sollten.

Eben deshalb, Johann, soll Moritz dieses Gift nicht eher kennen, als bis ich ihm das Gegengift dabei setzen kann. Johann sann hin und her, was sein Herr mit dem Gegengift meinen könnte. Er schüttelte den Kopf.

Johann indeß, er mochte von seines Herrn Befehl denken, was er wollte, war gewohnt zu gehorchen. Da er aber anhob dem Knaben Mährchen zu erzählen, fand er sich auf einmal in tausend Schwierigkeiten verwickelt. Nahm er die Liebe aus dem Mährchen, so ists so gut, sagte er, als nähme ich aus einer Pastete das Gefüllsel. — Johann erhob sich immer höher in seinem Klimax — aus dem Jahre den Frühling, aus dem Leben das Licht, aus dem Körper die Seele, und aus der Verwesung im Grabe die Auferstehung. Aber es war befohlen.

Er erzählte ohne Liebe, und sein Mährchen war der trockne Pastetenteig, und eh er sichs versah, war sein Held dennoch mitten in der Liebe, er mochte wollen oder nicht, und da Johann überlegte, daß er bei seines Herrn Befehl hatte zehnmal erröthen müssen, so fand er endlich, daß sein Herr von etwas ganz anderm geredet hatte, als von der Liebe, die in seinen Mährchen vorkam, die so rein und weiß ist, rief er lächelnd, wie eine Lilie, so weiß und kalt, wie eben gefallener

Schnee, so unschuldig wie das Gebet eines Kindes, so rein wie der Himmel, daß der Engel, der über die Unschuld eines frommen Mädchens wacht, mein Mährchen dem Mädchen im Traum zeigen könnte.

Er erzählte also seine Ritter- und Feenmährchen muthig weg, um doch aber etwas gegen den übertretenen Befehl in die andre Schale zu legen, so spann er die Liebe, die in dem Mährchen vorkam, aus so zarten und himmlischen Fäden, daß die Keuschheit selbst, ohne einmal zu erröthen, hätte zuhören mögen.

Worthalten, was es auch kostet, jeder Gefahr entgegentreten für einen Unglücklichen, die Wahrheit reden, treu seyn Gott, dem Vaterlande, dem Freunde, der Geliebten drang aus jeder Erzählung wie ein elektrischer Funken durch des Knaben Seele, erhob sein Herz, und stählte Willen und Arm für die Zukunft.

Da die beiden Philosophen endlich herausdisputirt hatten, daß eine strenge spartanische Erziehung, Entbehren und Arbeiten, den Tod nicht fürchten, die beste für einen Knaben sey, und dem gutherzigen Johann die Ausführung auftrugen, wunderten sie sich, daß Johann schon, zwar auf einem ganz andern Wege, dem poetischen, ans Ziel mit Moritz gekommen war. Die Jagd- und Ritterzüge, die Züge hinauf und hinab in die weite, unbekannte Ferne hat-

ten den Knaben stark gemacht. Die Arbeit, an die er nun angestellt wurde, war ihm leicht; denn Johann arbeitete ohne eine Klage mit ihm, theilte sein Brot und Wasser, zu dem er einen Tag in der Woche verurtheilt war, mit ihm. Die Philosophen triumphirten über den glücklichen Fortgang ihrer Weisheit, der bescheidene Johann wußte nicht einmal, was er gethan hatte. Er liebte nur den Knaben, und die Liebe begeisterte ihn zu seiner Erziehung.

Ich wollt' ich wär' ein Ritter, Vater Johann! hob der Knabe an, da er von einem Jagdzuge zu Hause kam. Er war auf seinem Zuge nach St. Georgen gekommen. Er betrachtete an der Kapelle das Gemälde des heiligen Georgs, der den Drachen unter sich hat, ohne zu wissen, was es bedeutete. Der Sakristan, ein junger Augustiner, sah den dreizehnjährigen Knaben mit der Büchse und Tasche auf der Schulter, und mit dem blühenden Gesicht, das noch viel kriegerischer aussah, als sein Aufzug, den Schutzheiligen seiner Kirche betrachten. Der Sakristan redete ihn an mit den Worten: der Geist des Ritters Sankt Georg sey mit dir, mein Sohn! Woher bist du?

Dorther vom Schloß Tengenbach im Thal. Ritter, sagst du? Das Wort Ritter ergriff ihn.

Der Mönch erzählte die Legende vom Sankt Georg,

wie ein frommer Mann im Gebirg ihm den Ritterschlag gegeben, und wie nun der Ritter den bösen Feind in der Gestalt des Drachen überwunden.

Ich wollt' ich wär' ein Ritter! sagte der Knabe zu Johann. Er wiederholte den Wunsch so oft, bis Johann fragte: wie kommst du darauf. Moritz erzählte von Sankt Georgen, wie ein frommer Mann im Gebirg ihm den Ritterschlag gegeben.

Das muß ein Fürst gewesen seyn, Moritz, wenn nicht gar der Kaiser.

Ein frommer Mann, kein Fürst, Vater. Sie habens da gedruckt im Kloster. Moritz rückte mit der Bitte hervor, Johann sollte ihn zum Ritter schlagen, und ließ nicht nach zu bitten. Johann nahm die Sache eben so ernsthaft als der Knabe. Ich bin selbst kein Ritter, Moritz.

Wer schlug den ersten Ritter, Vater? der Einwurf war wichtig. Der Knabe hatte wieder nicht Ruhe und Rast. Johann eben so wenig. Johann nahm alle seine Rittergeschichten zu Hülfe, worin etwas vom Ritterschlage vorkam. Moritz drang immer mehr in ihn, seitdem der Sakristan ihn noch einmal versichert hatte, daß ein frommer Mann — der Mönch verstand darunter einen Mönch, Moritz den frommen Johann — sehr wohl den Ritterschlag geben dürfe.

Johann hatte keine Entschuldigung mehr. Sie gingen einen Morgen mit Sonnenaufgang auf die höchste Spitze der Gegend, Johann mit dem Degen des Grafen bewaffnet. Hier mitten in der erhabenen Natur, allein gesehen von dem Auge Gottes, der Morgensonne, knieete Moritz an den Boden, und Johann schlug ihn schlechtweg zum Ritter, ohne dazu ein Wort zu sagen, obgleich er sich auf ein Paar hübsche Worte gefaßt gemacht hatte, die aber von Thränen erstickt wurden, und ich setze alle Ritterorden, vom goldnen Vließ an bis auf den Rosenorden, zum Pfande, daß seit drei oder vier Jahrhunderten kein Ritterschlag mit so viel Rührung, Würde und Ernst gegeben und genommen ist, als dieser. Der junge Ritter fiel seinem Vater mit Thränen um den Hals, und schwor seine Ritterehre so glänzend zu bewahren, so rein, als der Himmel und die Sonne, die Zeuge davon gewesen waren. Und seitdem versicherte der Knabe alles Wichtige bei seiner Ritterehre, oder bei seinem Ritterschwur, den niemand gehört hatte, als Gott und sein eigenes Herz.

So wuchs Ritter Moritz heran, seine Zeit getheilt in Arbeit und Vergnügen. Von dem Vater und dem Doktor lernte er denken, analytisch, synthetisch, was er von zwei so feinen Denkern, die gern die Licht-

strahlen noch getrennt hätten, lernen konnte, und eine Art von Menschenkenntniß, nach der aber die Menschen sammt und sonders ein Geschmeiß von Dieben, Mördern, Heuchlern, Betrügern waren.

Ja, Moritz, sagte Johann, den er fragte, ob dem so wäre, mit Achselzucken: ich kanns nicht ganz läugnen. Der Mensch ist ein so wetterwendisches Ding, wie das Wetter selbst. Da ich aber selbst bei dem Bösesten gefunden habe, daß er auch seine gute Seite hatte, Moritz, so hielt ich mich zu den Besten, wenn ichs haben konnte, und an ihre gute Seite, das kann man immer haben, und daran halte dich auch, Moritz, wenn du unter die Menschen kommst.

Dieser Anfang gab zu Erörterungen Anlaß, die des Ritters Sehnsucht, in die Welt zu treten, vermehrte. Deine Mährchen also, Vater, von den guten, frommen Rittern, waren Lügen?

Johann wußte nicht, was er antworten sollte. Du wirst, hoffe ich zu Gott, Moritz, in der Welt zuweilen auf einen Ritter stoßen, und auf einen Engel von Mädchen, wie sie in meinen Mährchen vorkommen, und ich denke, daß auf Erden jeder Mensch ein Paar ritterliche Jahre, oder doch Monate, oder hie und da einen Tag, oder eine Stunde hat, in der er wie ein Ritter denkt und fühlt, und den Drachen, den

der Teufel in unsere Natur gestohlen haben muß, überwältigt.

Das danke ich euch, Vater, denn ich wäre nicht glücklich, wenn das Leben deinen Mährchen gar nicht ähnlich wäre.

Moritz war sechszehn Jahre alt, also in der Zeit, da das Leben sich zur Unendlichkeit, zu der Pforte des Ruhms, und zu dem ersten Seufzer der Liebe zu gleicher Zeit ausdehnt. Er warf die Querpfeife weg, die er recht gut blies, und rief auf dem Horn dem Echo im Felsengebirg, der weiten Ferne, der Geisterstimme, die hinter dem dunkeln Vorhange der Zukunft ihm leise tönte, zu. Er legte seine Hand auf Johanns Lippen, wenn der einmal anfing: es war einmal — Er suchte in seines Vaters Bibliothek, was ihm fehlte; er suchte im wildesten Gebirg, in dunkeln Höhlen darnach. — Er beneidete die Mönche von Sankt Georgen um das Geschäft des Segenspendens, die einsame Zelle, den nächtlichen Chor, das härne Hemde, die strenge Penitenz.

Sieh, Vater, rief er einen Abend, da er von einem vergeblichen Zuge zurückgekommen war, nun muß ich hinaus, nun will ich hinaus. Ich matte mich hier ab in vergeblichen Wünschen. Warum soll ich die Welt nicht sehn? Warum bin ich hier in Fesseln geschlagen?

Wer bin ich? O rede! ich beschwöre dich, rede! Warum soll ich nicht bis nach Villingen, dessen Thürme mir aus dem Thal wie die Lebensbäume eines Paradieses entgegen glänzen? Meinst du! Vater, ich sehe nicht, daß du mir etwas verbirgst? daß etwas vorgeht — Aber ich will hinaus!

Johann beruhigte den Ritter und kündigte dem Grafen an, daß Moritz davon gehen würde, wenn man nicht Anstalt dagegen machte.

Da ließ der Vater den Sohn zu sich kommen. Jetzt ist es Zeit, mein Sohn Moritz, hob der Vater an, daß du dich selbst kennen lernst. Du bist der Reichsgraf Tengenbach, und mein Sohn, nicht der Sohn Johanns.

Moritz fuhr kalt zurück. Er warf einen Blick auf Johann, in dem der Name Vater mit so viel Liebe und Ehrerbietung vergesellschaftet stand, als wollte er sagen: du bist dennoch mein Vater.

Komm in meine Arme, mein Sohn! fuhr der Vater fort. Moritz ließ sich umarmen, aber dann schlang er mit dem Eifer der Liebe seine Arme um Johanns Hals, und rief: ich werde immer dein Sohn seyn.

Der Vater setzte nun dem Sohn auseinander, warum er ihn dem verderblichen Beispiel der Welt,

der Schmeichelei, welcher der Rang und der Reichthum niemals entfliehen können, entzogen hatte. Hier in dieser Einsamkeit, Moritz, bist du ein Mensch geblieben, der weder herrschen, noch beherrscht seyn will.

Der Graf hielt eine lange Rede; aber Moritz hörte nicht ein Wort mehr: denn alle diese neuen Ideen stürmten auf einmal in seine Seele, und erregten einen verwirrten Tumult von Hoffnungen, Erwartungen, Planen in seiner Brust, daß er unfähig war etwas Anderes zu denken.

Der Vater schloß damit, daß er von seinem Sohne das Versprechen nahm, nicht vor dem Ende seines neunzehnten Jahres seine Einsamkeit zu verlassen. Auf mein Ritterwort verspreche ich das, sagte Moritz gedankenlos.

Johann erröthete; der Vater hörte es nicht. Johann verließ das Zimmer, Moritz hinter ihm her. Er zog den alten Johann sogleich in das Freie. Mein Vater, rief er zärtlich.

Ich freue mich sehr, daß ich nun endlich einmal Herr Graf zu Ihnen sagen kann.

Einmal! und von nun an immer Sohn und Vater. Aber erzähle du mir, was es heißt: ich bin Graf, ich bin reich. Erzähle mir alles.

Johann setzte ihm auseinander, welch einen

Rang ihm sein Titel gäbe; wie viel reicher er sey, als Millionen seiner Mitmenschen. Das wollte Moritz nicht wissen; aber er konnte dem treuen Bedienten nicht angeben, was er eigentlich wissen wollte. Das neue Leben lag noch wie ein Chaos, das eben seine Schöpfungen hervorstößt, in seiner Seele. So viele Mühe Johann sich auch gab, ihm zu deutlichen Vorstellungen zu helfen, so blieb ihm, der nie in der Welt gewesen war, doch alles in einer Dämmerung, die nicht hell wurde.

Ich muß selbst sehen! sagte er aufspringend: ich muß fort! heute! oder doch Morgen, und du begleitest mich.

Da erinnerte ihn Johann an das Wort, das er seinem Vater gegeben, vor dem neunzehnten Jahre die Einsamkeit nicht zu verlassen. Er wußte es nicht; aber er hatte sein Wort gegeben, und mit schweren Seufzern rechnete er die Tage der drei Jahre zusammen, die er noch bleiben müßte.

Himmel und Erde! wie langsam spannen die Parzen diese drei Jahre seines Lebens ab. Endlich, endlich ging die letzte Sonne dieser Ewigkeit unter. In den letzten Monaten hatte der Vater den Sohn mit seinen Vermögensumständen bekannt gemacht, mit allen Verhältnissen seiner Familie, mit den Offizian-

ten, welche sein Vermögen und seine Unterthanen bisher regiert hatten.

Es waren Fremde, mein Vater, sagte Moritz, seine Augen niederschlagend; Fremde, die deine Kinder, denn das sind doch Unterthanen, regierten.

Gut denn; ich habe ihnen in dir einen gütigen Vater erzogen. Aber nun höre mich, mein Sohn. Ich nenne dir jetzt eine Leidenschaft, mein Móritz, die gefährlichste, die stärkste von allen, die dir, mit deinem so warmen, vertrauenvollen Herzen sogleich in der Welt entgegentreten wird: die Liebe.

Die Liebe? gefährlich, die schönste, die heiligste Empfindung des Herzens?

Die Liebe gegen das Weib, Moritz.

Eben die, mein Vater, die reinste Quelle alles Guten auf Erden! Der Graf fiel aus den Wolken bei diesen Worten. Aber er ließ sich von seinem Sohn das Versprechen geben, wenn er ein Mädchen liebte, drei Jahre lang seine Liebe dem Mädchen und jeder menschlichen Seele zu verschweigen.

O Vater, rief Moritz lustig: das ist wie eins von Johanns Mährchen. Das verspreche ich mit Freude.

Und dann die drei Jahre hindurch die Liebe, die Treue, und das Herz deiner Geliebten auf alle mögliche Weise auf die Probe zu stellen.

O du kennst Johanns Mährchen, Vater. Recht gern! Ich verspreche dirs.

Schwöre mirs!

Ich schwöre, Vater, bei meinem Ritterwort. Sein Vater sah ihn groß an. Ich bin Ritter von Sankt Georgen, Vater, Johann hat mir den Ritterschlag gegeben.

Johann, sehe ich, hat schöne Dinge mit dir gemacht. Ein schöner Ritter, in der That! Schöne Mährchen!

Vater, ich gab ohne daß ich es wußte, dir mein Wort, hier noch die drei Jahre zu bleiben. Sie wurden mir zur Hölle; jeder Tag plagte mich, wie eine Furie; ich zürnte wie ein Löwe; Vater, da hielt mich mein Ritterschwur, den ich dir gab, und Johanns Ritterschlag. Keine menschliche Gewalt hätte mich gehalten. Noch einmal schwöre ich dir, drei Jahre meine Liebe zu verschweigen, bei Sankt Georg und meiner Ritterehre!

Johann brachte nun des Grafen Staatskleider, die er mit in die Einsamkeit genommen hatte. Sie paßten dem Ritter so gut, wie dem Vater. Alle Anstalten waren auf Morgen zur Abreise gemacht. Ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden erschien. Moritz

war stille, er sah mit süßer, zu süßer Erwartung dem morgenden Tage entgegen.

Der Morgen kam, die stumme Ehrfurcht der Bedienten, die mitgekommen waren, der vergoldete Wagen, die Reitpferde, selbst der goldgestickte Rock, den Moritz trug, brachten eine seltsame Empfindung in seiner Seele hervor. Er blieb still, gleichsam furchtsam vor der neuen Welt, die sich ihm nun endlich aufthun wollte. Er stieg endlich mit seinem Vater und dem Doktor ein. Er wunderte sich in der Stille, daß Johann nicht den vierten Platz im Wagen bekam, und gegen Abend kamen sie in Tengenbach an.

Das Dorf feierte die Ankunft seines Herrn. Am Eingange des Dorfs stiegen die Ankommenden aus. Sie gingen durch eine Triumphforte von Tannen mit dem Namen des Grafen. Das Glockengeläut und der Donner aus sechs Böllern empfing sie. Da stand die Schule des Dorfs, die Fahnen aus der Kirche in ihrer Mitte, hinter ihnen die Jünglinge und Jungfrauen aus der Gemeine.

Moritz hatte nie eine solche Menge Menschen gesehen. Thränen traten in sein Auge aus dem Herzen, das der Anblick der vielen Kinder tief bewegte. Aber da erregte eine frohere und schnellere Bewegung in seinem Herzen die Reihe der geputzten Mädchen,

die blühenden, durch die Feier des Tages, vor Scham und Freude glühenden Wange, die verschämten Blicke, da Moritz mit seinen funkelnden Augen die Reihe hinab ging. Da standen die Hausväter und Mütter vom Altare an bis an den Sarg. Eine Empfindung verschlang in des Ritters Seele die andere. Er wurde unendlich gerührt, es war ihm, als ginge das ganze Leben in feierlichem Geisterzuge an ihm weg. Er fühlte eine unbeschreibliche Liebe gegen sie alle, die aber nur in Thränen hervorbrach. Still begleiteten ihn nun die Menschen durch die große Lindenallee, deren Boden mit Blumen vor ihm her von sechs jungen Mädchen bestreut wurde, welche ihm auf einmal alle die Mädchen aus den Mährchen Johanns vor die Augen zauberten.

Es waren die Töchter der Offizianten im Dorf. In der letzten Ehrenpforte stand die schönste von allen, eine schlanke Blondine, gekleidet, wie er seit dem die Engel dachte, und empfing den Grafen mit einem kleinen Gedichte. O wie schlug des Ritters Herz dieser Welt voll Zauberfreuden entgegen! Er zitterte, da sein Vater das schöne Mädchen auf die Stirn küßte. Er hätte um alles in der Welt nicht den Saum ihres Kleides berühren können. Er war im Himmel!

Das prächtige Schloß, die tiefen Verbeugungen der Offizianten, die Rede des Justizverwalters voll kriechender Schmeicheleien, rührten ihn gar nicht. Da, wie nun alle um ihn und seinen Vater in einem großen Halbkreise standen, da erklärte der Graf, daß er ihnen hier den künftigen Herrn, seinen Sohn, den Grafen Moritz vorstellte, und die Offizianten hefteten ihre Blicke nun in einem endlosen Erstaunen auf den jungen Grafen, den sie lange im Grabe glaubten. Das Gerücht hatte der Graf geflissentlich verbreitet; aber die Bauern drängten sich mit steigender und herzlicher Freude um den jungen Grafen, nannten ihn ihren geliebten, jungen Herrn, und ein Greis bat ihn, sie nie so lange zu verlassen, wie sein Vater.

Dann tönte das Vivat hoch, und die Musik, mit den Böllern, und dann war alles vorbei. Moritz dankte Gott, daß alles vorbei war. Er warf sich in dem dunkelsten Theil des Gartens an den Boden, um Licht in die dunkeln Empfindungen seines Herzens zu schaffen. Vergebens! Im Kopf und Herzen war ein größerer Tumult als im Dorf, wo alles durch und wider einander lief, um sich zu dem Tanz und zur Erleuchtung des Schlosses und der großen Allee vorzubereiten.

Der mildeste Sommerabend senkte sich auf Ten-

genbach herab, und auf Moritz das magische Licht einer Zauberwelt. Die Erleuchtung machte ihn trunken, noch mehr der Tanz der Mädchen. Da brachte der Gerichtsverwalter dem jungen Grafen seine Tochter; sie übergab ihm einen Lorbeerkranz mit ein Paar schönen Worten.

Moritz ergriff ihre Hand, sie meinte zum Tanz, und führte ihn in die Mitte der Tanzenden. Die Musik fiel ein. Tanzen sollst du, Moritz! sagte der Vater. Moritz umfaßte das Mädchen; sie meinte zum Walzer, und so drehte sie sich um ihn, er um sie, so gut er konnte. Aber er zog sie mit jedem Takte näher und enger an die Brust, und so standen sie, sie an einem hochpochenden Herzen, umschlungen von zitternden Händen. So, so, gnädiger Herr Graf, sagte sie ängstlich, kann man nicht tanzen.

Ich kanns auch nicht! flüsterte er ihr zu. Er ließ sie fahren, und mit einem Seufzer stellte er sich an die Seite. Da ihn Johann die Nacht auf sein Zimmer brachte, warf er sich heftig in Johanns Arme, und rief: drei Jahre soll ich warten, ehe ich ihr sagen darf, daß ich sie unendlich liebe? O das ist unmöglich!

Johann fragte fast erstarrt: wen? welch ein Mädchen liebst du? Moritz, rede!

Frågst du? o frågst du? die, mit der ich tanzte. O welch ein Engel, lieber Vater! welch eine Güte! welch ein Geist! welch eine Stärke des Charakters! Ich will von ihren himmlischen Reizen gar nicht reden! Welche Demuth! welche Sanftmuth! wie frei ihr Geist und dennoch wie zart und weiblich! Und dieser Frieden ihrer Seele, aus dem alle ihre Tugenden entspringen! Vergleiche sie! o vergleiche sie, ich bitte dich, mit allen andern auf dem Erdboden. Sie allein tanzt, sie allein lächelt, sie allein versteht zu reden! Welche Weisheit in ihren Worten, und so viel hohe Einfalt, die der Scherz noch verschönert.

Johann konnte sich gar nicht von seinem Erstaunen erholen. O Moritz, rief er, du hast dein Wort gebrochen. Wie lange kennst du sie? rede! Gewiß damals, wie du voriges Jahr die Nacht über wegbliebst.

Ich kenne sie erst seit heute, ich weiß ihren Namen noch nicht.

Johann lächelte. Gottlob, daß dein Vater dir den Eid abgenommen hat, drei Jahre zu schweigen, Moritz. Glaube mir, dieses Mädchen ist deine Geliebte nicht. Das wirst du mir nach vier Wochen glauben. Aber ich gönne dir deine Paradiese, guter Junge, von denen du diese Nacht träumen wirst. Gute Nacht.

Moritz schwor, Johann wäre ein Narr geworden. Er schwor es so lange, bis er mit Johann in Schaffhausen auf der Promenade Mädchen sah — deren Reize — Er erröthete ein wenig und gestand Johann, daß er sich in seiner Liebe geirrt hätte. Aber was wars denn sonst, Johann?

Es war, denk ich, die Liebe deines Vaters, nicht die aus meinen Mährchen, Moritz. Die bedarf keines Gegengifts.

Moritz schämte sich noch mehr, und beschloß ein wenig behutsamer mit seinem Herzen zu verfahren.

Nun wurde ihm nach und nach alles in der Welt bekannter. Er legte seine Kleider, die vor zwanzig Jahren Mode gewesen waren, worin ihn die schönen Schweizerinnen in Schaffhausen ausgelacht hatten, ab, und wurde wie ein anderer Mensch, im Aeußeren wenigstens. Sein Rang in Tengenbach hinderte ihn blöde zu werden, denn man lächelte kaum, wenn er etwas gegen die Sitte machte, was recht oft vorfiel.

In Schaffhausen bist du gewesen? fragte der Vater, und wie gefällt dir der Rheinfall?

Moritz hatte ihn nicht gesehen; er hatte nicht davon gehört. Sein Vater beschrieb ihm das große Schauspiel, und am folgenden Morgen ging er den Weg nach Schaffhausen. Auf der großen Brücke über

den Rhein traf er auf zwei Frauen, Mutter und Tochter, die, wie er aus ihrem Gespräch mit ihrem Führer hörte, nach Laufen wollten, den Rheinfall zu sehen.

Moritz ging hinter ihnen und horchte aus bloßem Instinkt auf des Mädchens Stimme, weil sie so wohlklingend war. Ich scheue mich, liebe Mutter, sagte sie, daß es wieder weniger seyn wird, als ich erwarte.

Du Ungenügsame, antwortete die Mutter.

Ach, Mütterchen, rief das Mädchen lebendig, den Namen verdiene ich nicht. Sie wissen, wie das Kleine mich befriedigt.

Das war alles, was er hörte; aber die Paar Worte trafen sein Herz. Denn alles, was ihm als groß und schön beschrieben war in der Welt, hatte ihn eben so wenig befriedigt. Er hatte sich schon hundertmal wieder in sein wildes Gebirge zurückgewünscht. O behüte mich der gütige Himmel, sagte das Mädchen, da er ihnen wieder näher gekommen war, daß mir meine kleinen Hoffnungen, unser Häuschen, klein und friedlich wie ein Schwalbennest, unser Gärtchen, das zehn Schritte ausmessen, aber meiner Liebe unermeßlich ist, nie, ach, nie zu klein werden, obgleich meine Wünsche, meine Träume nicht kleiner sind, als die Unermeßlichkeit.

Das Mädchen drückte sein eigenes Gefühl ganz vollkommen aus, und er wünschte ihr Gesicht zu sehen, nicht ob es schön sey, sondern zu sehen wie demüthig funkelnd das blaue Auge dabei seyn müßte. In dem Augenblick des Wunsches sah das Mädchen sich um, und er sah nichts als ein holdselig schönes Gesicht. Sie redete nun leise, und so hatte er Zeit die edle Gestalt, den leichten Gang an das schöne Gesicht anzupassen.

Er hätte das Mädchen geliebt, wäre es der erste Tag seines Lebens in der Welt gewesen.

Nahe an Laufen wurde der Weg felsig und unbequem. Der Führer gab der Mutter die Hand, um ihr den Gang zu erleichtern. Moritz sprang um das Mädchen vor, und bot ihr mit einem Gesicht voll gutherziger Höflichkeit seine Hand, ohne ein Wort sie zu grüßen zu sagen. Das Mädchen nickte freundlich mit dem Kopfe und sagte: es muß noch ein wenig gefährlicher werden, wenn ich Hülfe annehmen soll, und das Kleid ein wenig in die Höhe ziehend, sprang sie fast eben so leicht wie er zwischen den Felsen hinauf. Ein Schmetterling, dachte er, könnte nicht leichter von Blume zu Blume fliegen.

Sie gehen nach Laufen, mein Herr? fragte sie, ihn nur mit Einem Blicke ansehend, dann auf den Weg.

Den Rheinfall zu sehen, wie Sie! Dann stand das Gespräch still.

Sie hörten schon den Donner des Stroms in der Ferne. Hörst du, Amelie? sagte die Mutter. Amelie lächelte. Und auf den Donner horchend, kamen sie stumm in Laufen an. Man führte nun die Gesellschaft, zu der Moritz jetzt gehörte; er hatte die Mutter mit dem Führer auf eine steile Anhöhe geführt — auf die erste Laube, von der man den Fall übersehen kann. Amelie betrachtete die schäumenden Ströme, die hier mit einem heftigen Getöse herabfallen. Dann sah sie lächelnd ihre Mutter an, schlug die Hände mit einer komischen Traurigkeit zusammen, und sagte: Verzeihung, liebes Mütterchen, es ist nicht meine Schuld! Wie finden Sie das, mein Herr?

Wir müssen hinab, antwortete er, den steilen Felsen hinabzeigend.

Ja, wenn Sie es wagen wollen, sagte der Führer. Er führte sie an den Rand, von dem enge Felspfade und kleine hölzerne Treppen auf die Gallerie führen, die in den Sturz des Wasserfalls gleichsam hinein gebaut ist. Die Mutter gab es sogleich auf mitzugehen, da sie den steilen Herabgang sah. Dich aber darf ich wohl nicht abhalten, Amelie? sagte sie, doch mit besorgter Miene.

Eine kleine Gefahr ist die Krone jedes Vergnügens, Mütterchen. Der Führer behauptete, es sey ganz gefahrlos. Sie stiegen hinab. Amelie schlug sowohl die Hand des Führers als des Ritters aus. Sie setzte ihren Hut auf, den sie bis dahin getragen hatte, schürzte sich auf, und dann stieg sie behende und leicht hinab.

Sie traten auf die Spitze der Gallerie, dem Wassersturz so nahe, daß der kleinste Luftstoß sie mit den Wolken des Falls bedeckte. Der Boden, auf dem sie standen, zitterte so heftig von der Gewalt des mächtigen Elements, als risse ein Erdbeben ihn aus den Fugen. Amelie faßte hier des Ritters Arm, erst ganz leise, dann fester, dann legte sie ihre andre Hand in seine, sich an ihn festhaltend.

Sie erblaßte; er sah es nicht, denn er war in ein betäubendes Erstaunen versunken, wie Amelie, aus dem er sich später erholte, als das Mädchen. Sie wendete ihre Blicke nun auf ihn, um ihm ein Zeichen zu geben, wie erhaben das sey. Reden war nicht möglich. Aber er sah sie nicht an. Sein funkelndes Auge war in den Abgrund gerichtet, den die Wellen ausgehöhlt hatten, und in den sie noch immer mit unbeschreiblicher Kraft und Schnelligkeit stürzen. Sie sah ihn an, sein Auge füllte sich mit Thränen, von denen

er nichts wußte, und die von seinen glühenden Wangen auf ihre Hand herabtropften. Um seinen Mund schwebte ein heiliger Ernst, der sich von Zeit zu Zeit in ein himmlisches Lächeln verwandelte.

Da bedeckte auf einmal eine dichte Wasserstaubwolke beide. Da ergriff er sie und hielt sie fest an seine Brust, und sie fühlte an ihrem Busen sein Herz stark schlagen. Die Luft wendete die Wolke, sie stand in seinen Armen und blieb so stehen. Sie lächelte ihm jetzt zu, er lächelte wieder und legte seine Hand mit ihrer auf sein Herz, und dann traten sie zurück.

Sie hatten noch nicht zehn Worte gewechselt; aber es war beiden, als hätten sie ein Jahr zusammen gelebt. In der ersten Wendung des Felsens, den sie hinauf stiegen, und wo sie gegen den Donner des Getöses gedeckt waren, sagte er: o es war viel mehr, Amelie, als alle meine Träume! Es übertrifft alles! Es ist das Mächtigste, das Höchste in der Natur!

Höher waren Sie, denk' ich, sagte sie sanft lächelnd, der vor der wilden Gewalt des Verderbens nicht zitterte. Furchtbarer ist sogar des Menschen wilde Leidenschaft, die Herrschsucht, die mehr als Felsen, die eine Welt zerstört.

Zitterten Sie, Amelie?

Ich fühlte, daß ich erblaßte. Er sah sie an und sah, daß jetzt noch die Rosen ihrer Wangen mit der Blässe rangen. Sein Blick machte, daß auf einmal alle Rosen, und dunkler, auf dem schönen Gesicht hervorblühten.

Sie stiegen höher. Ihr Führer sagte, daß sie nun eigentlich auf die andre Seite des Rheins fahren sollten, um den ganzen Fall auf einmal zu übersehen. Moritz forschte in Ameliens Auge nach einer Antwort.

Sie nickte vertraulich. Sie ließen der Mutter hinauf sagen, daß sie noch unten blieben. Dann stiegen sie einen in der That gefährlichen Fußpfad an den Fluß hinab. Amelie wurde mehr von ihm getragen, als sie ging. Am Rhein war nur ein kleiner Nachen. Amelie sollte sich in das Vordertheil neben dem Ritter setzen. Sie stand ein Paar Sekunden bedenklich da, und erröthend. Sie maß den Raum, der sie beide fassen mußte, mit den Augen. Ich allein werde dort kaum Raum haben.

So stehe ich hier. Sie setzte sich nun, aber nach zwanzig Ruderschlägen erklärte der Schiffer, der Ritter müsse zu der schönen Dirne in das Vordertheil; denn Sie halten das nicht aus, sehe ich, ohne zu verunglücken. Amelie machte schnell Platz, und sie saßen eng zusammen gedrückt, beide zugleich erröthend, zu-

gleich lächelnd, beide gleich unschuldig und verschämt. Auf der Mitte des Rheins tanzte der Nachen auf den reißenden Wellen. Sie erblaßten beide. Er schlang die Arme um sie, sie festzuhalten. Aber da sie immer mehr erblaßte, befahl er dem Schiffer umzukehren.

Gottlob! sagte Amelie mit herzlicher Freude, da sie mit ihm am Ufer stand und reichte ihm beide Hände. Nun aber lassen Sie uns eilen. Es muß spät seyn? Er sah in die Uhr. Sie waren erst eine Stunde zusammen.

Eine Stunde? und wie viel, wie sehr viel hat diese Stunde uns gegeben! Vielleicht die schönsten Empfindungen unsers ganzen Lebens. Sie sah ihn bei diesen Worten mit den großen Augen ehrlich und freundlich an. Er wäre ihr jetzt zu Füßen gefallen und hätte gerufen: die schönste meines lebens, die Heiligste, eine unendliche Liebe. Aber er durfte ja in drei Jahren nicht reden.

Sie fuhr lachend fort: seltsam! Sie aus Osten, ich aus Westen —

Das gebe Gott nicht!

Finden uns hier zusammen, und wären wir die nächsten Verwandten —

Das sind wir, Amelie! das darf ich sagen.

Wissen nicht einmal, wie wir heißen; und obgleich ich das liebe, so wollt' ich doch, Sie hätten einen Namen, den mein weitläuftigster Vetter trüge, und ich wüßte ihn. Sie verbeugte sich gegen ihn.

Ich heiße Tengenbach.

Tengenbach? Doch wohl nicht Graf Tengenbach?

Eben der —

Sie wurde einen Augenblick nachdenkend. Dann aber fuhr sie fröhlich fort: sehen Sie, Herr Graf; verwandt nun wohl nicht; aber Sie wurden in einer schönen Einsamkeit erzogen, ohne zu wissen, wer Sie waren; nicht?

Ich könnte sagen, Amelie, ich weiß es jetzt wieder nicht.

In schöner Unschuld; in kindlicher Freude. O Herr Graf, ich habe, da ich es erzählen hörte, Ihre Erziehung beneidet. Ach, ich hatte eine schwere Jugend, eine freudenlose Jugend, ein dunkeles Leben —

O vergönne mir der gütige Himmel, rief er heftig und ergriff ihre Hand, daß ich — Er schwieg, denn drei Jahre mußte er schweigen. Sie sah ihn verwundert an. Dann rief sie: o Sie können mir den heutigen Tag noch schöner machen, wenn Sie mir recht viel von Ihrer Einsamkeit erzählen."

Er wendete den Blick zu Boden. Ich sah an dem schönsten Tage in meiner Einsamkeit, in einem prophetischen Traume eine Gestalt — Er brach seufzend ab. Amelie eben so schnell mit einer Frage nach dem Rückwege.

Sie kamen bei der Mutter an, und Amelie führte ihn mit den Worten: der Graf Moritz von Tengenbach! der Mutter zu.

Tengenbach? rief die Mutter und ein Schleier von leichtem Kummer hing sich über ihre Stirn. Aber auch sie fragte nach seiner Jugend. Er erzählte sie der Mutter, Amelie saß seitwärts, denn sie wußte nicht, ob nicht die Erzählung sie zu Empfindungen bringen würde, die sie verbergen müßte. Amelie war in der Gegend von Tengenbach gewesen. Sie hatte von dem Erscheinen des Grafen mit seinem Sohn, und von dem Sohn die lieblichsten Dinge erzählen hören, von der Pächterstochter, die an dem Feste bei des Grafen Rückkehr zugegen gewesen war.

Da die Erzählung geendigt war, sagte Amelie zu ihrer Freundin: du wirst machen, daß ich von ihm träume.

Ach, Kind, sagte die, es träumen gewiß mehr Mädchen, und im Wachen von ihm.

Und nun stand er vor Amelien, in der jugendlichen unentweihten Schönheit. Sie hatte mit ihm den schönsten Moment des Lebens am Rheinfall erlebt und im Nachen wäre sie fast mit ihm in den Tod versunken, und nun hörte sie ihn erzählen von seiner unschuldigen Jugend, von der unendlichen Liebe seines Johanns, den er noch Vater nenne, von seinen schönen Mährchen, die sein Herz — er erhob die Stimme und wendete sich halb zu Amelien. Er erzählte, ohne etwas zu verbergen von seines Johanns Ritterschlage, wie der seinem Herzen die Weihe zur Kraft, zur Treue, zu allem Edlen und Großen gegeben.

Amelie that wohl, daß sie sich seitwärts setzte; denn Moritz Stimme, so weich, so bebend, oft mit dem Weinen ringend, füllte ihre Brust mit Träumen, mit Wünschen, und brütete einen ganzen Frühling voll Keime der Liebe in ihrer Brust an. Ach, keine Hoffnung war unter allen Blüthen; denn sie war keine Gräfin, kein Fräulein, sie war die Tochter des Rentmeisters Krebs. Ach, ihres Vaters Tod vor Kummer, ihrer Mutter und ihr eigenes sorgenvolles Leben hatten sie ja dem Grafen Tengenbach, einem Verwandten des Ritters Moritz, zu danken.

Der Graf hatte Ameliens Vater um sein großes Vermögen gebracht; der Prozeß darum hatte bis an

des Rentmeisters Tod gedauert, und dann hatte ihn die Wittwe aufgegeben. Jetzt war der Graf gestorben. Sein Gut fiel als Lehn an einen Oberst Tengenbach. Sie kam eben von einer Reise von dem Obersten, ach! mit sehr wenigen Hoffnungen zurück.

Sie gingen nun alle drei nach Schaffhausen zurück. Die Mutter erzählte unterwegs dem Ritter, daß das Unglück ihrer Amelie die Weihe zur Kraft, zur Sanftmuth, und zu allem Edlen und Großen gegeben. Sie blieben den Abend zusammen. Am andern Morgen gestand er der Mutter — der Tochter es zu gestehen, verbot ihm sein Schwur — daß er nicht einsähe, wie er sich von ihnen trennen könnte. Es war so viel Kindliches in diesem Geständnisse und es konnte so vortheilhaft werden für ihre Unterhandlung mit dem Obersten, daß die Mutter zugab, er könnte Amalien, die ohnehin den halben Weg zu Fuße machte, begleiten.

So gingen sie dem Wagen nach, immer den Weg nach Bodmen, einem Dorf dicht am Bodensee, wo sie wohnten. Amelie war diesen Tag sehr heiter nach ihrer Sitte, jedem Unfalle ein Gegengewicht von Heiterkeit zu geben. Da brach auch die frohe Jugendfreude aus seiner Brust hervor. Aber er vergaß auch des Vaters Befehl nicht, die Geliebte auf alle Weise

zu prüfen. Er legte ihr hundert Fragen vor, von denen sie gewiß die Hälfte nicht beantworten konnte; aber das gab ihrem guten Muthe einen großen Zuwachs.

Auf der andern Hälfte der Reise den Nachmittag wurde der Gang der Unterredung wieder ernst, und da er mit ihnen in Bodmen angekommen, er nun ihre Beschränkheit sah, und dennoch überall Beweise ihres Edelmuths, so wendete er noch einmal, da er auf dem Rückwege war, sein Gesicht gegen das Dorf, und schwor bei seiner Rittterehre, er wollte sie unendlich und treu lieben, wenn sie die Probe bestände, die sein Vater ihr aufgelegt hatte.

Er kam am Morgen zu Hause und sagte seinem treuen Johann, mit hochschlagendem Herzen, mit sanfter Stimme: nun habe ich die Geliebte gefunden, mein guter Vater. Er erzählte und Johann schüttelte zu großem Schrecken seines Schülers wohl zehn Mal den greisen Kopf.

Mein Himmel, rief Moritz, was foderst du denn von einem Mädchen, Alter?

Nur ein Herz, treu und rein wie deines, und eine frohe heitre Seele. Das wird sich zeigen, Moritz, denn ich will hin und sie sehen.

Der Alte wollte hin, aber Moritz wollte durchaus mit, durchaus, um seines Vaters Urtheil desto schneller zu erfahren. —

Johann ging ins Dorf, zog behutsam Nachrichten ein über Mutter und Tochter von zwanzig Menschen, an Geschlecht, Alter und Stand von einander verschieden. Er hörte nichts als lauter Lob ihrer Demuth, ihrer Bescheidenheit bei so viel Schönheit, ihres Fleißes, ihrer Armuth und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen des Orts.

Er kam lächelnd zu Moritz zurück, der ihn ungeduldig erwartete. Zu jeder Tugend, die der Alte ihm nannte, zählte er zehn andre, von denen Johann nichts gehört hatte, und schwor für jede.

O Moritz, rief lachend Johann, es ist schon an diesen genug, um aus dir den glücklichsten Mann des Erdbodens zu machen.

Moritz flog an seinen Hals. Aber drei Jahre, Johann, und ich soll ihr nicht sagen, daß ich sie liebe?

Johann schüttelte den Kopf: aber du hast dein Wort gegeben, Moritz.

Wenn sie nun denkt, sie ist mir gleichgültig, weil ich nicht rede?

Schlimm! denn das wird sie denken; aber du hast dein Wort gegeben.

Wenn nun, ich bitte dich, Johann! — wenn nun ein Mann sich zu ihr fände — Jeder, der sie sieht, muß sie lieben —

Freilich schlimm! aber sie leben so eingezogen, und sie ist erst siebenzehn Jahre. Aber wäre es, Moritz, du müßtest es ansehen und schweigen; denn du hast dein Wort gegeben.

O sehen sollte ich, wie ein anderer Mann um ihre Liebe würbe? sehen, wie er ihr Wort erhielte? sie sehen als die Braut eines andern? sehen, daß sie mit einem andern an den Altar träte?

Hülfe doch alles nichts, guter Junge, denn du hast einmal dein Wort gegeben, drei Jahre zu schweigen.

Zu schweigen! Aber dann fliehe ich nach Sankt Georgen, werde ein Mönch und sterbe an meinem Leid.

Das darfst du auch nicht, denn du hast deinen Unterthanen versprochen, ihr gütiger Herr zu seyn.

Was darf ich denn? rief er mit Verzweiflung.

Wort halten, lieber Moritz! hoffen! lieben! dem Mädchen ein unschuldiges, ein tugendhaftes Leben zeigen! Du weißt ja, daß über der Unschuld die gütige Hand Gottes waltet, und sollst du nicht glücklich seyn, so mache glücklich!

Sie gingen heim. Johann erzählte dem Grafen des Sohnes Liebe, des Mädchens Tugenden. Da

er ihren Vater nannte, wurde der Graf aufmerksamer. Er suchte einen Brief hervor, las den und sagte dann: das Mädchen ist ein unschuldiges, liebliches, tugendhaftes Wesen, edler als du denkst, Johann; aber das war ja meine Frau auch, o sie war's! Und dennoch, dennoch war sie treulos.

Gnädiger Herr Graf, ich denke immer, Sie griffen die Sache nur nicht recht an, und daraus entstand alles Unglück. Ich bitte Sie, geben Sie dem jungen Herrn sein Wort zurück. Er liebt sie unendlich, und wenn nun das Mädchen, weil er nicht redet, einem andern Mann ihre Hand gibt?

So liebte sie meinen Sohn entweder nicht, oder liebt sie ihn und gibt einem andern ihre Hand, so ist sie — treulos.

Dagegen konnte Johann nichts sagen, obgleich er immer in seiner Einfalt den Kopf schüttelte. Der Graf nahm von Johann das Versprechen, alle seine Befehle in Absicht des Mädchens zu erfüllen. Denn ich, ich will sie auf die Probe stellen!

Johann seufzte; denn was konnte er anders machen? Was? Er ging mit seinem Herrn nach Bodmen, er sah Amelien, er sprach sie. Sie freute sich unendlich den Mann zu sehen, von dem Graf Moritz die Weihe zur Tugend erhalten hatte. Jo-

hann war nicht drei Tage mit Amelien und ihrer Mutter zusammen, so wußte er, es waren vortreffliche Menschen.

Moritz kam oft und Johann begleitete ihn. Aber es konnte der Mutter nicht länger verborgen bleiben, daß der Graf ihre Amelie liebte, und Ameliens Erröthen, da die Mutter davon anhob, war ein Zeichen, daß sie nicht gleichgültig dagegen war. Amelie warf sich der Mutter voll Vertrauen an den Busen, und gestand ihr, daß sie des Grafen Empfindung theile. Aber hast du überlegt, Amelie?

Die Liebe, Mütterchen, überlegt nicht. Ach, liebste Mutter, was hat mir alle Kenntniß dieser gefährlichen und unbegreiflichen Leidenschaft geholfen? gar nichts. Ich liebte ihn längst, ohne es zu wissen. Ich wehre mich, und jeder meiner Siege über mein Herz macht mich schwächer, als ich war. Sie wissen, ich werde nichts thun, was ich nicht darf. Aber ich fühle, ich fühle wie mein Daseyn, ich werde den Mann nicht vergessen, so lange ich fühlen kann, welch ein Reiz Unschuld und Tugend ist. Ach, ich darf ihn nicht vergleichen mit irgend einem Manne, den ich kenne.

Er ist ein Graf, Amelie, und dieses Wort allein —

Mütterchen, vor einigen Tagen erzählte der alte ehrliche Bediente, während der Graf der unglücklichen Mutter so großmüthig half, von den Grundsätzen des alten Grafen. Haben Sie wohl bemerkt —

Recht wohl, Amelie, auch sah ich, wie du erröthetest, wie du vielleicht vor Freude zittertest —

Vor Freude, liebe Mutter. — Ich that doch nicht Unrecht? Er sagte so bestimmt, daß der Graf gar keinen Werth auf den Stand, auf die Geburt lege. Und was Sie nicht zu bemerken schienen, er setzte nachher hinzu, daß Moritz die vollkommenste Freiheit hätte, sein eigenes Schicksal zu entscheiden, wie er wollte.

Der Graf liebt dich, liebe Amelie. Er liebt dich mit der ganzen Kraft seines reinen, unschuldigen, starken Jugendgefühls. Wenn er so ganz frei ist, wie der Alte sagt: warum redet er nicht? Ich bewundere deine Stärke, womit du ihm den Anblick deines warmen Herzens entziehst — Ja, mein Kind, du bist ein sehr edles Mädchen. Aber, wenn du lange mit ihm geredet, so wendet er Blicke voll einer gefühlvollen Liebe auf dich. Sein eigenes Herz überrascht ihn. Ich erwarte, er wird jetzt seine Leiden gestehen. Auch hebt seine Lippe an; aber nach ein Paar Worten bricht

er ab und versinkt in einen sichtlichen Kummer. Warum redet er nicht, wenn er frei ist, Amelie?

Amelie trocknete ihre Augen und küßte der Mutter Hand ohne zu antworten. Ich wollte, sagte sie nach einer Pause, er wäre unsers Nachbars Sohn. Ach Mutter, auch wenn jede Hoffnung erfüllt würde, der Name Graf wird immer bitter bleiben. Er redet nicht. Er bricht ab. O ist er wirklich frei, und der Grund, warum er nicht redet, läge in seinem Herzen gar. Ach, Mutter, ich überlege mehr als Sie denken.

Vielleicht, wenn du kälter schienst, oder wärmer, daß dann sein Herz sich öfnete.

Scheinen? o meine Mutter, nur das nicht. Ich habe den Muth ihm zu entsagen, wenn es seyn muß; aber seyn will ich ihm, was ich bin, scheinen nie. Ich bin so unschuldig wie er. Ich will gern ablassen, wenn wir uns trennen müssen; aber erröthen will ich nicht vor ihm.

Ich wollte denn, wir hätten ihn nie gesehen, Amelie. Du wärst glücklicher.

Nein, auch das wünsche ich nicht, und müßte es mit einem tödtlichen Erblassen endigen. Ich habe einen Mann gesehen, den ich lieben durfte, weil ich ihn ehren konnte. Wenn auch meinem Leben das Glück fehlt, so wird ihm doch nie eine schöne, die schönste

Erinnerung fehlen. Ach, manchmal fühle ich mich, ohne Hoffnung, glücklich.

Ameliens Mutter war eine brave Frau, und darum fühlte sie etwas Schmerzliches, etwas Unheilverkündigendes in diesem Verhältnisse mit einem jungen Manne, der so weit über ihrem Stand war. Sie faßte also eine neue, schöne Hoffnung, da ein junger Kaufmann aus Konstanz, Namens Brandt, dessen Vater mit ihrem Manne in Verbindung gewesen war, ihr Haus in Bodmen besuchte.

Er sah Amelien, und die Mutter bemerkte den tiefen Eindruck, den des Mädchens Anblick auf ihn machte. Er war nur auf einen Augenblick, wie er sagte, vorgekommen. Jetzt suchte er nach einem Vorwande länger zu bleiben. Die Mutter selbst gab ihm den Vorwand, aber ganz unmerklich. Er reiste ab, und man redete über ihn kein Wort mehr. Aber die Mutter hoffte in der Stille, er würde sich wieder sehen lassen.

Sie hatte nicht geirrt. Er kam wieder und wieder. Die Mutter seufzte; denn Amelie that gar nichts, ganz und gar nichts, dem Mann, dem sein Wunsch aus den Augen sah, einen Schritt vorwärts zu erleichtern. Die Mutter behandelte ihn desto freundlicher. Er redete endlich mit der Mutter, und erhielt

die Antwort, daß Amelie nach dem Wunsche ihres sterbenden Vaters in diesem Punkte vollkommen frei sey, daß sie ihrem sterbenden Manne versprochen habe, sich in diese Angelegenheit gar nicht zu mischen; daß —

Das alles soll ein höfliches Nein seyn? unterbrach sie der junge Mann, sich bückend —

Mit nichten, lieber Freund. Meine Wünsche haben Sie. Meine Tochter will den Mann kennen, dem sie ihre Hand gibt, und ich wüßte nicht, warum sie nicht einen so braven Mann, wie Sie, wählen sollte; bewerben Sie sich um ihr Vertrauen, um ihre Freundschaft. Meinen Muttersegen haben Sie.

Sie trat so fein auf, um voraus ihrer Tochter eine Entschuldigung für ihr Nein zu geben.

Ein Liebender, und wäre er der unschuldigste, und auf einer öden Insel erzogen, erkennt seinen Nebenbuhler auf den ersten Blick. Moritz sah den Kaufmann kaum, so wußte er auch seine Absicht. Das Auge schoß Blitze auf den armen Kaufmann, und er stand, die Arme untergeschlagen, so stolz, so an der Seite auf ihn herabblickend da, daß Amelie alle ihre Kunst und Menschenkenntniß nöthig hatte, den bösen Geist zu bannen. Aber kaum war er bei Johann im Wirthshause, da brach der Sturm los.

Ich werfe den Menschen in den Bodensee, wirft er noch einen Blick auf Amelien.

Wer denn? was gibts? fragte Johann.

O ihr meint wohl, ich kann nicht sehen. Gottlob! ich kann Schwarz von Weiß unterscheiden, und sehn, wie ihn die Mutter in den Schutz nimmt, und wie er sich aufbläht, als wollt' er mich fragen: was will der Herr hier? Und daran seyd Ihr Schuld, und ich Thor, ich verkehrter Thor, daß ich warte, bis die Steine für mich reden, daß ich mich wie ein Bär mit einem Ringe in der Nase führen lasse, wohin Ihr wollt.

Hast du nicht dein Wort gegeben drei Jahre zu schweigen?

Nun, liebster Johann, so bin ich verloren, wenn ich Wort halten soll. Bedenke es doch nur, da ist ein Mann, so wedelnd, gelenkig, weich und schmeichelnd, wie der Schwanz einer Katze, der immer —

Wenn du den Kaufmann meinst, Moritz, der ist ein achtbarer Mann, und einen schmeichelnden Hund oder eine falsche Katze wird Amelie nicht lieben.

Desto schlimmer, wenn es ein achtbarer Mann ist, so sieh doch meine Verzweiflung, Vater!

Das geht mir nahe; aber hier ist die Rede davon, ob du dein Wort brechen darfst? davon!

Moritz besann sich lange, dann schlug er die

Augen gen Himmel, biß die Lippen zusammen, schlug sich vor die Stirn, und sagte bitter: so fahre hin, schöner Traum! Ade Glück und Freude! Laß uns gehen, Alter! Ich ziehe nach Sankt Georgen als Mönch!

Johann folgte ihm, und er suchte den Aufgebrachten zu besänftigen. Er sagte, wie für sich: weiß ich doch, daß Amelie ihn liebt. Ein Blinder mags sehen! Mag doch die Mutter den Freier in ihren Schutz nehmen, dich nimmt Ameliens Herz in Schutz—

Wenn ich immer nicht rede? nie sage, daß ich sie liebe? Soll ich denn gegen Sie ein Lügner seyn, weil ich Euch mein Wort gegeben habe?

Moritz, kurz und gut! Bist du gebunden dein Wort zu halten? Nein, sieh mich nicht so flehend an; denn du dauerst mich ohnehin, armer Schelm! also ja? Nun denn! Willst du es halten oder nicht?

Das eben ist das Elend; ich muß es halten und gehe verloren.

Da aber wurde Johann beredt, überredender wie Cicero, daß Amelie ihn liebte, daß Amelie recht gut wüßte, sie sey geliebt. Kurz, daß Amelie Amelie sey. Dieser letzte Grund wirkte am meisten, und darum eben hatte ihn Johann wie den heiligen Anker bis zuletzt verspart.

Aber Johann tröstete nicht nur, sondern er half

auch. Was sollte Amelie denken, wenn Moritz nie redete? Es war zuviel von einem Mädchenherzen verlangt, alle ihre Liebe an einen Spinnenfaden, an noch weniger als das zu hängen, an den Glauben an einen jungen Menschen, der liebt, frei ist, geliebt ist, und immer schweigt. Ich habe nichts versprochen, sagte also Johann. Amelie liebte den alten Mann sehr. Er mit seinem grauen Haupte, mit seinem ehrwürdig redlichen Gesicht, war ja eben der Grund ihres Glaubens an des Grafen Liebe. Sein freundliches Lächeln, zuweilen eine ganz kleine Anspielung auf eine frohe Zukunft erhielt ihr Herz fest.

Nach einigen Tagen fand Johann Amelien nachdenkend nicht nur, sondern trauernd. Ihre Mutter hatte dem jungen Kaufmann eine warme Lobrede gehalten. Mein lieber, alter Freund, sagte Amelie, ihm beide Hände entgegenstreckend: Du weißt — Sie nannte ihn Du, wie der Graf — so schöne Mährchen, die wie Geisterstimmen zum Guten mahnen. Geschwind erzähle mir eins; mein Herz ist so schwer, und, was noch schlimmer ist, nicht Eins mit sich selbst.

Der Alte sagte lächelnd: ich weiß wohl ein Mährchen, Amelie; aber es darfs niemand wissen, als Sie und ich, und es ist ganz kurz; aber prophetisch.

So erzähle; ich verspreche dir es zu verschweigen.

Es war einmal vor vielen Jahren ein Königssohn, schön, edel und tugendreich, der fand bei ihrer Heerde eine junge Hirtin, von allen Feen reich begabt. Der Himmel hatte beide für einander bestimmt, und so liebten sie sich von dem ersten Augenblick an, da sie sich sahen. Aber der Königssohn, so frei er wählen konnte, hatte dem Könige, seinem Vater, feierlich versprochen, drei Jahre der Geliebten seine Liebe zu verschweigen. Der alte König hatte eigene Grillen, sonst war er ein edler Mann. Er schwieg hier.

Nun weiter, lieber Alter! rief Amelie mit schlagendem Herzen. Weiter! o weiter!

Mein Mährchen ist hier zu Ende, Amelie. Erfahre ich, ob die schöne Hirtin seine Liebe errieth, an seine Unschuld glaubte, an sein Herz, an seine Treue, so sollen Sie die erste seyn, der ich weiter erzähle, Amelie.

O mein guter, edler Alter, rief Amelie voll unendlicher Wonne: ich will dir das Mährchen zu Ende erzählen. Die Hirtin hielt fest an dem Herzen des Geliebten, und da der Tag erschien, an dem er reden durfte, da war sie gerade drei Jahre lang schon sein ewesen, ohne daß er es wußte.

Johann lächelte, und dann segnete er sie mit dem Namen: meine geliebte Tochter!

Herr Brandt kam noch einige Male. Amalie hatte eine lange Unterredung mit ihm am Bodensee. Er trennte sich mit einer hohen Rührung von ihr, und mit dem Gefühl, er werde ihres Gleichen nicht wieder finden. Was sie ihm gesagt, erfuhr nie ein Mensch, nicht einmal die Mutter. Er kam nicht mehr.

Aber obgleich Moritz froher war, seit er den Kaufmann nicht mehr sah, so wurde er dennoch wieder finster, und immer finstrer. Ach, wenn Amelie ihren Blick auf die lange Zeit warf, die Tage zählte, die Stunden, so wurde sie so betrübt als er selbst. Sie begriff eben so wenig wie er, wie sie das süße Geheimniß so lange in ihrer froh beklemmten Brust bewahren wollte, und sie mußte es bewahren, damit dem Geliebten der Ruhm nicht entrissen würde, stärker zu seyn als die allmächtigste Leidenschaft, und ihr nicht das Entzücken des stolzesten Schauspiels eines sichern Mannes, den sie liebt, und so beschloß sie ihm das Opfer leichter zu machen.

Auf einmal wurde sie seine heitre Freundin; mit einer unnachahmlichen Feinheit bemächtigte sie sich seines Vertrauens, und nach und nach legte sie seine Leidenschaft an die Blumenkette der aller vertrauenvollsten, heitersten Ruhe. Er brachte nur das Eine schwere Opfer zu schweigen, was sie auch brachte. Aber

welche Anstrengung kostete es Amelien nicht immer wieder, den aufkochenden Sturm in seiner Seele zu beruhigen, und sich nicht fortreißen zu lassen von seiner tobenden Leidenschaft, und von ihrer tieferen!

Und doch gelang es ihr, und ihrer milden, hellen Seele, das seltsamste Verhältniß zwischen Liebenden zu einer schönen Empfindung zu machen. O es war rührend zu sehen, wie beide einander nach und nach in die reichen Tiefen ihre Seelen sehen ließen, und dennoch sie sein Geheimniß bewahrte; er seins.

Sie schied fast ganz aus der Welt. Sie lebte nur für ihn allein. Sie vermied jeden Umgang mit einem Mann, wer er auch war. So machte sie ihm sein Opfer leichter, und verbarg ihm alle die ihrigen, die sie ihm brachte. War er nicht in Bodmen, so brachte sie ihre Zeit damit zu, daß sie einige junge Mädchen in Arbeiten und im Lesen unterrichtete. Diese schöne Thätigkeit hatte sie schon früher beschäftigt. Jetzt weihete sie ihr alle ihre Zeit, und Moritz saß ganze Stunden mit ihr unter ihren Schülerinnen.

Sie nahm mit ruhiger Freundlichkeit alle Geschenke, die er ihr bot; aber sie verwandelte sie in Almosen für die Armen im Dorf; nur eine Blume von seiner Hand trug sie, bis sie an ihrer Brust in Staub zerfiel.

Leise berührte sie, was er für die Unglücklichen auf seinen Gütern thun könnte, und er sah mit Schrecken, wie viel sein Herz hatte thun wollen, und wie wenig seine Leidenschaft erlaubt hatte. Sobald er zu Hause kam, zog er Erkundigungen ein, und er sah, es war viel zu thun. Sein Vater arbeitete in seinem Studirzimmer.

Er fand nun in der Thätigkeit, womit er den auffallendsten Uebeln abhalf, ein Gegengewicht gegen die Leidenschaft. Er blieb sogar länger weg von Bodmen, und mit Erröthen und Freude erzählte er Amelien, was ihn abgehalten zu kommen. Noch ein halbes Jahr flog hin, und seine Unterthanen segneten ihren jungen Grafen, dessen Herz groß genug war, sie — nicht nur glücklich zu machen, sondern zu lieben.

Der Vater erstaunte, da Johann ihm die Nachricht gab von der heißen Liebe seines Sohnes zu Amelien. Und hat er Wort gehalten? fragte er. Er sprach mit seinem Sohn selbst, und Moritz beschwor ihn mit kindlichen Thränen, den herzzerreissenden Schmerz seines Innern zu endigen, oder vielmehr, setzte er hinzu: das theure Mädchen nicht länger einer Ungewißheit auszusetzen, die mich, mich beschimpft; die mich mehr martert als alles, was ich zu tragen habe. Er erzählte seinem Vater ausführlich alles, alles.

Hm! sagte der Vater den Sohn umatmend: das ist viel, in der That, viel mein Sohn, wenn sie weiß, daß du sie liebst, und dennoch den Triumph aufgibt, den Grafen zu ihren Füßen zu sehen. Das ist viel. Aber viel weniger war ich mir nicht von einer Tochter dieser Aeltern vermuthen. Hm! ja! Moritz, ja! viel milde Weisheit von einem so jungen Mädchen! Das freilich stößt mein System von den Weibern übern Haufen, wenn's nicht Schein ist. Ich wollte ja dich nur glücklich sehen, mein Sohn, und dir in den drei Jahren Zeit geben, in das Herz deiner Geliebten zu blicken. Und so hätten wir ja eine gefunden, die drei Jahre lang — In der That, so etwas wollte ich, mein Sohn. Es wäre denn also gelungen, und meine Erziehung — ich empfehle sie dir, wenn du Söhne hast, — Johann, der übrigens recht gescheidt ist — mag von seinen Mährchen sagen, was er will. Aber — lieber Moritz, so viel habe ich gelernt, daß du ein besserer Herr für meine Unterthanen seyn wirst, als ich leider gewesen bin. Du hast viel in den letzten sechs Monaten gethan. Ich fühle in der That, mein Sohn, daß ich mich oben auf dem Schloß bei Sankt Georgen besser befinde, als hier. Ich übergebe dir die Güter zur Regierung, und, lieber Moritz, dein Glück liegt mir am Herzen. An meinem nächsten Geburts-

tage, du weißt, er ist den 12ten Julius — darfst du deiner Geliebten deine Hand bieten. Achtzehn gute Monate geschenkt.

Da lag Moritz zu seines Vaters Füßen, und seiner Empfindung heiße Flamme erweichte des Vaters Herz, und gab ihm ein Glück, das er lange nicht so tief gefühlt hatte. Moritz sprang zu Johann, um ihm sein Glück mitzutheilen.

Wenns nicht Schein ist, guter Junge, sagte der Graf jetzt: trotz dem, was der Oberst mir schreibt. Ich weiß ja wohl, wie den, trotz seines Alters, ein Lächeln, ein sanftes Mädchenauge begeistert. Und ist es Schein, steckt dem hübschen Dinge der reiche Graf, und nicht der Moritz mit seinem edlen, reinen Herzen im Köpfchen, so paßt sich alles vortreflich. Johann zwar schwört Stein und Bein, sie liebe den Mann, und ließe gern den Grafen fahren, wenns ginge. Hm! wenn das ist, so will ich mich mit meiner Frau versöhnen; denn Johann redet mir das Herz weich, wie groß Unrecht meiner Frau geschehen. Wenn nur der Oberst seine Rolle übernimmt. Aber — er hat es ja selbst gewünscht, und so sehe ich zugleich in zwei Herzen in Moritzens Herz, und in eines Weibes Herz. Ich denke, ich werde Recht haben.

Der Graf übergab die Regierung der Güter nach ein Paar Tagen in Gegenwart der versammleten Unterthanen feierlich seinem Sohne, und ging mit dem Doktor und einem größern Haushalt ins Gebirge zurück. Moritz war selig wie ein Unsterblicher. Er machte sogleich Anstalt für den zwölften Julius; dann, rief er: wenn Amelie mich liebt, will ich nicht eine Stunde länger unsre Verbindung aufschieben. Er ließ die Zimmer, die Amelie bewohnen sollte, mit der verschwenderischen Pracht seiner Liebe ausschmücken. Die Erleuchtung des Schlosses war in Bereitschaft, ein ländliches Fest war von ihm erfunden, er wußte, es würde für Amelien das Schönste von allem seyn, wenn die Kinder des Dorfs, und die jungen Mädchen in die Farbe der Unschuld gekleidet, die gütige Mutter seiner Unterthanen auf der Gränze empfangen würden. Gegen Ameliens Zimmern über stieg die Zubereitung zu einem Feuerwerke empor, das den Rheinfall in Flammen nachahmen sollte. Alles war bereit, und da leuchtete der Morgen des glücklichen Tages herauf.

Moritz stand mit dem ersten Strahl der Sonne vor Ameliens Hause. Er pochte, und sie öffnete ihm das Haus, noch den Schlaf und einen schönen Traum auf den trunkenen Augen. Welch ein Tag ist heute,

sagte sie sich besinnend, daß Sie so ungewöhnlich früh kommen?

Der glücklichste Tag meines Lebens, Amelie, o Amelie, der Tag, wo ich endlich dem edelsten Mädchen auf der Erde sagen darf: ich liebe dich! Sie erstaunte, sie wurde verwirrt, sie zitterte. O Amelie, fuhr er fort, ich weiß ja, daß du mich liebst; aber laß dieses Wort, daß du mich liebst, heute das erste Wort und der Segen seyn, den du über diesen Tag und über unser Leben aussprichst!

Sie sah ihn wieder an, aber lächelnd wie der Tag. Moritz, sagte sie mit stürzenden Thränen: ich liebe dich ja unendlich.

Da breitete er ihr die Arme entgegen, und Amelie lag an seinem Herzen, und die Lippen berührten sich zum ersten Mal, und das Meer der Wonne bedeckte ihre Seelen.

Aber welch ein Tag, geliebter Moritz? fragte sie dann; denn die drei Jahre waren ja nur halb vorüber: welchen Tag meinen Sie, Moritz?

Der Altar, geliebte Amelie, in Tengenbach erwartet uns; der Segen der Kirche, ach, Amelie, der dieses Mal gewiß nicht entweiht wird! Die Mutter, die in der Thüre, ungesehen, dies hörte, trat hervor, den leuchtenden Strahl dieser unerwarteten Freude auf

dem Gesicht, und rief: Herr Graf! Amelie! Kinder! Ich stehe hier erstaunt? Ihr redet vom Altar, von dem Segen der Kirche. Ihr Vater, Herr Graf — Ihr Vater —

Da erzählte Moritz alles, und Amelie, in dem stolzen Selbstgefühl der reinen Unschuld, sagte ihm, wie viel sie gewußt, und die Liebenden erriethen einander, und verkannten sich nicht.

Aber jetzt machte die Mutter Umstände. Heute! das sagte sie ein Dutzend Mal, und jedes Mal mit mehr Gewicht, als vorher, während Amelie schon die Blume, ihren einzigen Putz, vor den Busen steckte. Sie war gekleidet.

Moritz fürchtete noch ein Hinderniß. Er hatte zu dem Ende einen Reitknecht mitgenommen, der Johannen in Tengenbach schnell Nachricht geben sollte, ob er die Anstalten zum Empfang Ameliens machen sollte. Die Mutter begriff endlich, daß Amelie heute Gräfin Tengenbach werden sollte. Moritz wollte seinen Boten absenden, da kam ein Bote, der ihm die Nachricht brachte, daß sein Vater durch eine kleine Unpäßlichkeit abgehalten sey, zu erscheinen. Er ließ den Sohn bitten, seine Verbindung mit Amelien noch ein Paar Tage auszusetzen. Der Vater gab ihm den Auftrag nach Tübingen zu reisen und dem Obersten

Grafen Tengenbach Papiere zu geben, die von äußerster Wichtigkeit seyn sollten.

Moritz fand in dem Briefe etwas Fremdes, etwas Heimliches, etwas, das ihn beunruhigte. Amelie fand das nicht. Sie fand die Einwilligung des Vaters in ihre Verbindung und sie blieb ruhig. Der Befehl zur Abreise war dringend. Moritz riß sich aus den Armen der Geliebten, und reiste von hier sogleich nach Tübingen.

Er fand den Obersten in Tübingen nicht, aber seine Frau, die ihn mit einer ungemeinen mütterlichen Zärtlichkeit aufnahm. Sie sagte ihm: die Papiere enthielten höchst wahrscheinlich ein sehr wichtiges Familiengeheimniß, und sie bat ihn, ihrem Manne nach Stuttgard nachzureisen. In Stuttgard erwartete er den Obersten. Ein neuer Brief von der Gräfin Tengenbach wies ihn nach Mannheim, wo der Oberst ihn erwartete.

Der erste Fluch kam über Moritz Lippen, da er den Brief las, der ihn wieder in April sandte; denn auch in Mannheim war der Graf gewesen, und Moritz mußte nach Karlsruhe. So, nachdem er Schwaben und die Pfalz die Kreuz und die Quer durchzogen hatte, war der Oberst verschwunden, und Moritz kehrte nach vier Wochen nach Tengenbach zurück, und

hier traf ihn die furchtbare Nachricht, das sein Vater vor vierzehn Tagen im Gebirge gestorben, und in Sankt Georgen beerdigt war. Moritz war durch ein Paar Worte von seinem Vater angewiesen, des Obersten Befehle für seine Zukunft zu erwarten. Johann war abgereist den Obersten aufzusuchen.

Moritz trauerte um den verstorbenen Vater; denn nach einigen Tagen ging er nach Bodmen zu Amelien. Sie wußte den Tod seines Vaters schon. Die Trauer gebot, ihre Verbindung aufzuschieben. Er blieb, wie gewöhnlich, einige Tage in Bodmen. Da fuhr ein prächtiger Wagen vor die Thür, und ein Mann in Uniform, mit einem edlen, kräftigen Gesicht trat ins Zimmer, den Amelie, doch ein wenig erschreckt, mit den Worten: ach Herr Oberst! empfing. Sieh da, meine kleine Amelie! sagte der Oberst freundlich, und fuhr schnell fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: Frau Rentmeisterin, ich bringe Ihnen eine frohe Nachricht. Das ganze Vermögen Ihres seligen Mannes ist Ihnen gerettet. Es hat mir Mühe genug gekostet, mich durch die ränkevolle Nacht des Prozesses durchzutappen. Gottlob! ich bin durch. Ich gab Ihnen wenig Hoffnung, Madame, da Sie bei mir waren. Ich weiß, daß vergebliche Hoffnungen mehr schmerzen als eine Bürde, an die man gewöhnt ist.

Ich kann Ihnen, sobald Sie wollen, die ganze Summe zahlen lassen. Ich wohne jetzt hier nahe bei Ihnen. Nun, Amelie, Sie sind gar nicht arm mehr; aber Ihr Reichthum kann Ihnen nicht den leichtesten Werth mehr geben, als Sie haben. Ich wohne jetzt in Tengenbach ganz nahe bei Ihnen, und wenn ich mich dort eingerichtet habe, wenn meine Familie erst mit mir da wohnt, Amelie — so —

In Tengenbach? fragte Moritz hervortretend. Wie so?

Ja, sagte der Oberst: interessirt sie das, mein Herr?

Recht sehr; ich bin Graf Moritz von Tengenbach.

Der Graf sah ihn mitleidig an; dann zog er sein Taschenbuch hervor, gab mit den Worten: armer junger Mensch! einen Brief.

Das eben ist der Brief, den ich dem Obersten, Grafen Tengenbach, meinem Verwandten bringen sollte.

Das bin ich. Lesen Sie nur! setzte er sanft hinzu.

Moritz las und erblaßte, und erblaßte immer mehr, je weiter er las. Seine Hände zitterten. Amelie rief erblassend: Moritz, was ist Ihnen? Gott! Moritz! lieber Moritz! Sie erblassen!

Erblasse ich? das sollte ich nicht. Und doch fühle ich, daß es mich erschreckt hat. Amelie, ich bin nicht ein Graf von Tengenbach. Ich bin wieder, was meine Jugend so glücklich machte, des treuen, einfachen Johanns Sohn, zu nichts von dem Glücke berechtigt, als zur Arbeit, zur Geduld, zur Tugend.

Vergiß die Liebe nicht, Moritz! rief Amelie und warf ihren Arm in Gegenwart des Obersten um Moritz Hals; und bist du kein Graf, so bleibst du doch der Ritter von Sankt Georg, und glaube mir, o glaube mir, Moritz, der Ritter ist mir lieber als der Graf. O meine Liebe war rein wie die deine, Moritz, edel wie die deine. Deine schien reiner. Des Königs Sohn wählte die Hirtin. Jetzt drückt die Hirtin den geliebten Hirten an die Brust, und niemand wird, Gott sey gelobt! sagen: Amelie liebte den Grafen. Nein, sie liebte Moritz! dich, Moritz!

Der Oberst lächelte. Er ließ sich dies alles erklären. Nun denn, damit man nun nicht wieder den edlen Ritter da — glauben Sie mir, Amelie, die Ritter von seinem Orden sind so selten wie die Ritter vom Hosenband; aber ich gehöre auch ein Wenig dazu — damit seine Liebe so rein scheine, wie Ihre, statte ich ihn aus, um ihm den Schmerz einer vergeblichen Hoffnung zu ersetzen.

Mit nichten! Herr Graf, die Liebe stattet ihn aus, ich, seine Amelie?

Er ist ein Mann, Amelie. Es wird ihn schmerzen.

O Herr Oberst, rief Amelie: wenn er stolzer wäre, als ich, die von ihm lächelnd eine Grafschaft nahm, wie eine Blume, wie einen Schmuck in mein Haar: wäre er so mißtrauisch, despotisch stolz, nichts aus der Hand der Liebe nehmen zu wollen, als Triumphe, so hätte ich ihn, er mich nicht gekannt. Da drückte Moritz die Geliebte, die mit brennenden Wangen für den Werth seiner Liebe stritt, an seine Brust, und rief: o Amelie, ich werde dich nie verkennen! Er ging mit ihr hinaus an den Bodensee, und sie ließen die Mutter mit dem Obersten rechnen.

Sie kamen zurück mit so viel hoher Freude. Moritz war so unendlich entzückt, daß der Oberst sagte: beim Himmel, ich habe nie mit so gutem Muthe eine Grafschaft, den Reichthum, so viel verlieren sehen, als heute.

Noch weniger, antwortete Moritz: haben Sie so viel von einem Manne gewinnen sehen, als heute.

Beim hohen Gott! der Grafschaften und Glück vertheilt, Sie haben Recht.

Nun aber drang der Graf auf seine Abreise, und Amelie und ihre Mutter sollten ihn begleiten, um

ihr Geld oder die Versicherungen darüber in Empfang zu nehmen, und Moritz mußte ihn begleiten, um seine Rechte abzutreten, und das Geständniß seines Vaters, daß sein Sohn todt, und Moritz Johanns Sohn sey, anzuerkennen. O, rief Moritz, wie freue ich mich an meines theuren Vaters Herzen seinen Segen zu erhalten!

Sie reisten spät ab. Sie kamen im Dunkel an die Gränze von Tengenbach. An einer erleuchteten Ehrenpforte erwarteten alle Kinder des Dorfs weiß gekleidet, und alle junge Mädchen, mit Rosen bekränzt, die Ankommenden, die ausgestiegen waren. Man empfängt, sagte der Oberst, den künftigen Herrn. Ich habe nämlich sagen lassen, daß ich heute ankäme.

Das ist hart, Herr Oberst, sagte Amelie empfindlich.

Ja, es ist grausam! flüsterte Moritz Amelien zu. So, o so wollte ich dich, meine Amelie, empfangen. Es ist sehr hart. Der Oberst antwortete nicht. Er blieb mit Ameliens Mutter, die er führte, stehen, und sagte zu Amelien, die Hand in Hand mit Moritz ging: nur immer vorweg, Amelie!

Da trat ein junges Mädchen vor Amelien, und streute Blumen zu ihren Füßen, und sagte: Willkommen unserer edlen Mutter! Und die Kinder schlossen Moritz und Amelien in Blumenkränze ein, und

aus allen Büschen tönte es; Hoch lebe unsre edle Gräfin Amelie! hoch! hoch!

In dem Augenblick kniete ein Mädchen vor Amelien und bot ihr auf einem Kissen einen Myrthenkranz.

Gott! was ist das! rief Amelie erblassend. Der Lohn treuer Liebe! antwortete der Oberst, und setzte ihr den Kranz auf das Haar, und trieb sie vorwärts durch die zwei Reihen Menschen und erleuchteten Pyramiden in die erleuchtete Kirche. Da stand am Altar der Graf, Moritz Vater, und Johann, mit Thränen in den Augen, der Doktor und des Obersten Familie. Mein Sohn! rief der Graf. Sie haben die Probe bestanden, er und sie! fiel der Oberst ein. Johann sagte leise: mein Sohn! und berührte sanft seine Hand im Vorübergehen.

Die Kirche legte den Segen auf den Bund der Liebe. Aller Augen hingen voll Thränen, und da nun alles wieder vorüber war, Tanz und Lust, kein Lämpchen mehr brannte, der Graf allein mit dem Obersten noch trank, sagte der Graf: siehst du, lieber Oberst, was eine systematische Erziehung ist! Der demüthige Johann, der es hörte, dachte nicht an seine Mährchen, nicht an seinen Ritterschlag, nicht an das Mährchen, was er Amelien erzählt hatte. Er sagte nur sanft lächelnd: wie gütig ist Gott!

XII.

E l e g i e e n

von

Johann Carl August Rese.

Erste Elegie.

Ahndungsvoll regt sich der Hayn, der schöpfrische Odem des Lenzes
Kehrt mit Zephyrs Hauch auf das erstorbne Gefild.
Im Gesträuche, wie bebts! es regt die alternde Fichte
Wie von Geistern bewegt schaurig das finstere Haupt.
Bäch' entwälzen dem Thal die dunkelgefärbeten Fluthen;
Aus den Rainen empor sprosset belebendes Grün;
Still bedeutungsvoll blickt der nächtlich lächelnde Vollmond
Durch zerrißnes Gewölk auf die entfesselte Flur.
Nun entwölkt sich der Sinn, es nimmt der feindliche Winter
Von der entlasteten Brust endlich den eisernen Arm.
Freudiger dehnt sich das Herz und längst erblichene Bilder
Einst empfundener Lust grüßen aus Nächten empor.
Du auch regst dich neu und winkst aus grauender Ferne
Jugendgespielin, mich an, meine romantische Welt!

Wo doch schwandet ihr hin', ihr dräuenden Schlösser der Riesen,
Hoher Mauern Coloß, furchtbar von Drachen bewahrt,
Blinkende Wände von Stahl, der Zauber hesperischer Gärten,
Goldne Aepfel am Baum, schimmernd im sonnigen Strahl.
Jener endlose Wald, durchirrt von Angelika's *) Tritten,
Jener spiegelnde Quell, welcher Medoro **) genetzt.
Schlösser der Nixen, versenkt im Schoß des trüglichen Stromes,
Jene Inseln bewegt auf dem bezauberten See,
Auf umwaldeten Höhn der schwebende Reigen der Elfen,
Und der mondlichen Nacht luftiges Geistergewühl?
Aus der Urzeit Gebilden, aus luftigen Träumen der Lenznacht
Baute der kindliche Sinn harmlos ein magisches Land,
Gab ihm farbiges Licht, durchwebt mit fremder Gestalten
Wunderbarlichem Reitz, hold zu umspielen die Brust.

---

*) Geliebte des Roland beim Ariosto. **) Nebenbuhler des Roland.

Ein romantischer Held erschien sich der werdende Knabe,
Mit gestähletem Arm schwang er das kindische Schwert,
Ging in Kämpfen daher und schritt durchs blache Gefilde
Muthvoll, oder entflog, stürmisch getragen zu Roß.
Wie mit mahnendem Arm umfing ihn das schweigende Dunkel,
Sinkende Schatten der Nacht führten die Geister herauf.
Wo doch schwandet ihr hin? nicht mehr umschwebet euer Tritt mich;
Vor dem erhelleten Blick floh die romantische Welt.
Einzig liebet sie Dunkel und heimliche Schimmer der Mondnacht,
Und entweichet, vom Glanz tagender Sonnen verscheucht.
Leer ist die Gegend nunmehr; die Elfen schlüpfen am Hügel,
Und am schilfigten See lauschen die Nymphen nicht mehr.
Graunvoll schlägt mir ans Ohr des neuern Krieges Getöse,
Sonder bezaubernden Reitz müht sich der eiserne Kampf.

Dennoch bekennt dich mein Herz, obwohl du frühe dahin sankst,
Einen sehnenden Blick send' ich der schwindenden nach!
Komm dann, himmlischer Lenz, und gib dem traurenden Herzen
Deine süßere Lust für den entflohenen Traum!
Dich begleitet Verlangen und hold anlächelnde Liebe,
Unter Rosengedüft wölbet die Ulme sich still.

Zweite Elegie.

Das auch soll ich bestehn, daß sanft, mit freundlicher Rede,
Sie mir quälet die Brust, die sie dem Tode geweiht?
Das auch, neulich von mir mit holder Milde zu fragen,
Wie im lächelnden Mai einsam die Stunden mir fliehn?
Wie sie mir fliehen? durch Thal und Hügel und blühende Felder,
Durch des einsamen Hains wölbend umschattende Nacht,

Durch des Mittages Gluth und stillere Dunkel des
Abends
Treibt mich das kranke Gemüth, Heilung umsonst
zu erspähn.
Im Geflüster des Hains vernehm' ich die Seufzer der
Liebe;
Perlen des rieselnden Bachs, friedlicher Nymphen
Erguß,
Sehn wie Thränen mich an, und all' der lächelnde
Frühling
Lehrt die sehnende Brust, tiefer ihr Leid nur verstehn.
Besser ist's, klagen im Herbst, wenn sterbendes Laub
der Gebüsche,
Fluren in Nebel versenkt traurend begegnen dem Blick.
Manches Sehnen erlischt und heilt auf Gefilden der
Schwermuth,
Wenn mit sanfterem Schmerz mild sich der herbere
eint.
Doch mich Armen ersah im freudigen Lenze der
Kummer;
Thränen des sehnenden Harms trocknen auf son=
nigtem Grün.
Jubelnd schmettern die Sänger den frisch entblüheten
Hain durch;
Heiter lächelt die Flur, nimmer erwiedernd mein Leid.

Jeder beschattete Sitz im Waldesgrün sagt, was mir fehlet,
Jeder umschmeichelnde West, jegliche Ros' an dem Strauch,
Jeglicher Abend, der still mich grüßet in friedlicher Milde —
„O wie hätt' ich mich selig ihr zur Seite gefühlt!
Ihr an wallender Brust wie prangte die Rose bedeutend!
Ihr im wehenden Haar hätte der Zephyr gespielt!
Ihr dann hätt' ich voll Gluth, bei heiligem Sternengefunkel
In die Tiefe des süßlächelnden Auges geblickt!"
Also durchklag ich den Lenz, der lachende Kränze mir darbeut,
Und die winkende Lust, welche den Jüngling umspielt,
Scheucht unbezwinglicher Schmerz, und du, elegische Thräne
Rinnst aus liebendem Aug' glühend dahin auf das Blatt.

Dritte Elegie.

Einsam, o Mally, ergrünt auf Sandgefilden ein Oelbaum,
Den ein zürnend Geschick weit von den Brüdern getrennt.
Ringsum Tod auf versengeter Haid', es schwirren die Lüfte
Seufzend vorüber; das Blatt stirbt in des Mittages Glut.
Einst durchwandelt' ein Jüngling die Flur mit der holden Geliebten,
Und der einsame Baum bot den Ermatteten Rast.
Jetzo wollten sie gehn, da weht aus den Zweigen ein Lispel,
Wie von geistiger Macht rauschten die Blätter bewegt:

„Kinder der froheren Flur, habt Dank, ihr freundlichen Waller,
Daß die Lieb' ihr mit euch brachtet aufs arme Gefild.
Jahrelang harr' ich schon hier am staubumwalleten Pfade,
Sah der Wanderer viel ziehen des Weges vorbei,
Müde des herzlosen Anblicks, so glichen sie einer dem andern;
Und dem betrachtenden schien Leben ein traurig Geschäft.
Eure beseelte Gestalt und im lächelnden Auge der Himmel
Sagten zuerst mir: Es schafft Liebe das Leben allein!“
Also lispelt aus wölbendem Zweig die freundliche Nymphe;
Willst du, Mally, allein weigern der Liebe dein Herz?

Vierte Elegie.

Was umschmeichelst du mich, o Zephyr, mit wehendem Fittich?
Weißst du, daß du der Brust sehnende Trauer nur weckst?
Wohl gedenk' ich der Zeit, als nächtlich einst mir den Garten
Wie mit magischem Strahl dämmerndes Mondlicht umfing.
Und mit kosendem Flug bewegtest du lichte Gesträuche;
Und dein Rauschen im Baum täuschte mein liebendes Herz.
Dennoch zürnet' ich nicht, die neckenden Spiele dir gönnend,
Bis mir innig ersehnt endlich die Liebliche kam.
Und ich erkannte den Schein des weißen Gewandes im Mondlicht,
Flog der Anmuthigen zu, faßte sie glühend im Arm,

Küßte den lächelnden Mund und hing ihr innig am Busen,
Und zum Rausche des Glücks weiht' ich die heilige Nacht.
Zweien Genien gleich, den Sinn voll Himmelsgestalten,
Herrschten wir Liebende dann auf der entschlummerten Flur.
Rings war Farb' und Gestalt und das regsame Leben entwichen;
Uns in der seligen Brust waltet es heilig und tief.
Jetzt entschwanden des Tags bedeutungslose Gestalten,
Was dem Ewigen fremd, menschlicher Irrthum gebar,
Und es blieben allein die Nacht und die heilige Liebe,
Beide höheren Seyns, beide dem Ew'gen verwandt.
Du nur schlummertest nicht, umflatternd grünende Wipfel,
Freundlich gabst du allein Leben der todten Natur!
Was umschmeichelst du mich, als wollst du dem sehnenden Busen
Meiner schöneren Zeit rosiges Traumbild erneu'n!
Geh' und schaue dich um, ob auf entfernten Gefilden
Eine andere Brust etwa den Himmel errang,
Liebend wehe sie an und flüstre: Heiligt die Stunden!
Der entflohene Lenz kehret den Sterblichen nicht.

XIII.

Lukas Kranach.

Ein biographisches Gemälde

von

Dr. Friedrich Cramer.

XIII.

Zwei der vorzüglichsten Männer der deutschen Malerschule, deren einer mit kühnerm Muthe seinen Zeitgenossen in den Kunstbestrebungen voran eilt, deren anderer, in der Größe des Talents jenem nachstehend, in seiner eigenthümlichen Sphäre eine hohe Vollendung erlangt, wurden in zwei auf einander folgenden Jahren in Franken geboren. „Albrecht Dürer erblickte 1471 zu Nürnberg das freundliche Licht des Lebens; Meister Lukas 1472 zu Kranach, einem Bambergischen Landstädtchen. — Und solcher Männer, wie der Genannten, thut es Noth, wenn eine Kunst, Wissenschaft oder Gewerbe aus, der unbedeutenden Kindheit soll gehoben werden; da müssen Klarheit des Geistes, Festigkeit des Willens und Freiheit der Kraft jede Schwierigkeit der Umgebung besiegen; männlicher Muth muß Hand ans Werk legen, um die edle Ausbeute zu Tage zu fördern, welche bewundert und mit frommer Verehrung betrachtet wird von der dankbaren Nachwelt.

Zwei der vorzüglichsten Männer der deutschen Malerschule, deren einer mit kühnem Muthe seinen Zeitgenossen in den Kunstbestrebungen voran geeilt, deren anderer, in der Größe des Talents jenem nachstehend, in seiner eigenthümlichen Sphäre eine hohe Vollendung erlangt, wurden in zwei auf einander folgenden Jahren in Franken geboren. Albrecht Dürer erblickte 1471 zu Nürnberg das freundliche Licht des Lebens; Meister Lukas 1472 zu Kranach, einem Bambergischen Landstädtchen. — Und solcher Männer, wie der Genannten, thut es Noth, wenn eine Kunst, Wissenschaft oder Gewerbe aus der unbedeutenden Kindheit soll gehoben werden; da müssen Klarheit des Geistes, Festigkeit des Willens und Freiheit der Kraft jede Schwierigkeit der Umgebung besiegen, männlicher Muth muß Hand ans Werk legen, um die edle Ausbeute zu Tage zu fördern, welche bewundert und mit frommer Verehrung betrachtet wird von der dankbaren Nachwelt.

Zur Empfehlung Lukas Kranachs, des Meisters in der Maler- und Holzschnittkunst, genügt es zu wissen, daß er nach einem Dürer mit Achtung genannt zu werden verdient; möge das Gemälde dessen, der so manches treffende Bildniß aufstellte, in der Treue der Andeutung, sich der wohlverdienten Liebe erfreuen!

Wie mehrere Künstler seines Zeitalters nannte sich, und wurde Lukas von seinem Geburtsorte, Kranach genannt, und so können selbst seine Nachkommen, die den von ihm adoptirten Beinamen als Familiennamen führen, nicht bestimmt angeben, ob ihr Stammvater Müller oder Sunder geheißen; doch scheint die Wahrscheinlichkeit für das erstere zu reden. Von seiner Jugend wissen wir nur, daß er von seinem Vater schon früh zur Malerkunst angehalten, derselben mit allem Fleiße sich ergeben und in den reiferen Jahren, zu seiner Ausbildung, eine Reise nach den Niederlanden gemacht habe. Beweisen auch Kranach's mühsame und zahlreiche Arbeiten, daß er sein ganzes Leben hindurch sein Werk getrieben habe, fleißig und rastlos, so scheint doch seine eigentliche Celebrität und Meisterschaft erst mit dem Zeitpunkte zu beginnen, da er über die Jahre der frischen Jugendkraft hinweg, den

ruhigen Geist männlicher Besonnenheit walten ließ. Wer beachtet in Lukas Arbeiten nicht das unverkennbare Hinneigen zu den Fehlern seiner Zeit, die sich aussprechen in der Befolgung des Gebräuchlichen und sich feindselig entgegen stellen dem Streben nach dem Höchsten!

Die bestimmteren Nachrichten von Kranachs Leben erhalten wir erst, als er von Friedrich dem Weisen als Maler zum sächsischen Hoflager gerufen, mit den berühmtesten Männern des Jahrhunderts in Verbindung kam, Freundschaft knüpfte und seinen lauteren deutschen Sinn entfaltete; wie denn auch seine Kunstwerke beweisen, daß er nicht allein nach der Stätte seiner Geburt ein Deutscher war, sondern nach Willen, Streben und That. Es sey dies nicht gesagt, um mit beschränkter Selbstsucht auf die jetzt oft nutzlos gepriesene und überall vermißte Deutschheit ein mächtiges Gewicht zu legen; sondern um in der Eigenthümlichkeit unserer Voraltern anzuerkennen und mit Liebe zu verehren, die herrliche Tiefe des Gemüths, die besonnene Regsamkeit, welche mit unermüdeter Thätigkeit die Blüthen aller Völker pflegt, die nach ewiger Wahrheit strebende Freiheit des Geistes und eine kindliche Reinheit, welche die Elemente ihrer Erhaltung aus den reichen Schätzen der frommen Natur löst. —

Finden wir den Lukas Kranach gleich 1493 in dem Reisegefolge des Churfürsten, so ist doch wahrscheinlich, daß er erst 1504 in Friedrichs Dienste trat, und bestimmt, daß er 1519 das Amt eines Rathsherrn in Wittenberg erhielt und 1537 zur Würde eines Bürgermeisters jener Stadt gelangte.

Sachsen war und blieb Kranachs eigentliche Heimath, deren Glück und Unglück er mit festem Gemüth theilte, indem er durch die Liebe des weisen Churfürsten und seiner beiden Nachfolger so innig mit jenem erhabenen Fürstenhause verbunden wurde. Kenner seiner Gemälde wissen, wie er die sächsischen Familienglieder in einzelnen Bildnissen oft malte, und außerdem noch die seinem Herzen so nahe befreundeten Züge jener kräftigen Gesichter in seinen biblischen Gemälden den heiligen Helden und Patriarchen verlieh, nicht aus Armuth des Geistes, sondern aus Anhänglichkeit, Dank und Liebespflicht. Als er einst auf Friedrichs Verlangen dessen Ahnen der Reihe nach malte, besuchte ihn der Churfürst, als er gerade die Tochter Heinrichs, Grafen zu Henneberg konterfeite, welche ihrem Gemahle die Hennebergischen Lande als Brautschatz zubrachte; da erinnerte der scherzende Churfürst: Meister Lukas solle ja die Hennebergische Henne wohl machen, da sie seinem Hause ein so schönes Ey gelegt

habe. — 1521 ließ der Churfürst die berühmt gewordene Münze mit der Umschrift: V. D. M. Z. AE. schlagen und Kranach erhielt den ehrenvollen Auftrag, dem herrlichen Luther dieselbe als einen Beweis der Huld seines Fürsten zu überbringen. —

Auch ward Kranach nach dem Tode Friedrichs zu dessen Leichenbegängniß berufen und bestimmt, die Gelder auszutheilen, mit welchen die Zeitsitte bei solchen Trauerfeierlichkeiten Dürftige beschenkte. — Alles bedeutende Zeugnisse von dem ehrenvollen Verhältnisse, in welchem der Künstler lebte.

Vorzüglich schätzbar zeichnen sich unter Kranachs Charakterzügen viele unverkennbare Merkmale aus, welche auf eine biedere, treue, nie wankende Freundschaft hindeuten, die er mit vollem Herzen zu Melanchthon, Buggenhagen und vor allem zu Luther hegte. Letzterer erzählt in einem Briefe an den bekannten Spalatin, daß ihm Meister Lukas bei seiner Bibelübersetzung mit Rath und That zur Hand gegangen und vom sächsischen Hofe viele Arten von Edelsteinen zur Ansicht verschafft, damit er bei mehreren biblischen Stellen, zumal bei der Uebersetzung des 21ten Kapitels der Offenbarung Johannis die rechten Benennungen nach den Farben habe finden können.

Auch bei Luthers Verheurathung war Kranach

eine wirksame Triebfeder, denn was lag dem Herzen eines selbst in glücklicher Ehe mit Barbara Brengbier, des Bürgermeisters zu Gotha Tochter, lebenden Mannes näher, als seinen Freund, der die Fesseln hierarchischer Willkühr und klöstlicher Gelübde gebrochen und der Welt ein neues Licht angezündet hatte, nun auch eingeweiht zu sehen in die heiligen Freuden eines genußreichen ehelichen Lebens? —

Ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt: „Käthe von Bora war zu dem Stadtschreiber Herrn Philipp Reichenbach gekommen und lebte dort fromm und eingezogen. Am 15ten Julius 1525 ging Martin Luther unversehens mit dem Doktor Pommern *), Lukas Kranach, sonst auch Lukas der Maler genannt, damals Rathsverwandten, und einem Juristen Apelles, in des Stadtschreibers Haus, daß er um die Hand der Jungfer Käthe von Bora werbe. Diese wußte anfänglich nicht, ob es Ernst gewesen? da sie aber solches vermerkt, hat sie in den Antrag gewilligt. Weil man nun nicht auf die Bewirthung der Gäste gefaßt gewesen, ist ein ehrliches öffentliches Verlöbniß des andern Tages gehalten, zu welchem der Rath der Stadt vierzehn Maß Wein neben gewöhnlichem Glückwunsch, hat anbieten lassen."

*) (d. i. Buggenhagen.)

Der Segen einer zahlreichen Nachkommenschaft beglückte diesen ehelichen Bund; besonders aber entzückte den großen Luther das köstliche Gefühl der Vaterfreude, als er den 7ten Juni 1526 seinen Erstgebornen Johannes (gestorben zu Königsberg 1578) in seine Arme schloß. Eine Stunde nach der Geburt wurde um 4 Uhr Nachmittags vom Diakonus George Röhrer das Knäblein getauft und von Herrn Pommern, dem Doktor Justus Jonas und dem Maler Lukas aus der Taufe gehoben; ein neues Zeugniß des innigen Bandes traulicher Familienverbindung. — Damals galt ja die schöne kirchliche Sitte der Taufzeugenschaft nach ihrem ursprünglichen Werthe und deutungsreicher Heiligkeit, und war unter den Entwürdigsten nie herabgesunken zu einer schlechten Gaukelei. Wirklich war der Pathe dem Pathen verwandt für das ganze Leben durch ein religiöses Gelübde, welches den noch unmündigen Säugling der Fürsorge der Engbefreundeten übergab.

Von Worms aus hat auch Luther an Kranach berichtet, was auf damaligem Reichstage vorgefallen, nebst beigefügter Danksagung an den Rath der Stadt Wittenberg, für den Wagen, in welchem er gen Worms gefahren. —

Herzog Georg der Bärtige, Albrechts Sohn,

war ein rüstiger Feind Luthers, seines Werkes und seiner Anhänger; er ehrte aber den Meister Lukas sehr hoch, ob dieser gleich nie seinen Freundessinn verläugnete. — Luther hatte seine Schrift: daß Kriegesleute auch in einem seligen Stande seyen, drucken lassen, doch war auf mehreren Exemplaren der Name des Verfassers weggelassen. Eins derselben kam in die Hände Georgs, als sich Kranach bei ihm aufhielt; er hatte es gelesen und großes Wohlgefallen daran gehabt. Darum sagte er einst: „Siehe Lukas! Du rühmst mir immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er so gelehrt sey, und allein wohl reden und gute Bücher deutsch schreiben könne; du irrst aber hierin, wie in vielen andern Stücken. Hier hab' ich ein Büchlein, das ist so gut und besser, als es der Luther nimmermehr machen könnte." — Der Maler zog hierauf ein anderes Exemplar des Buches aus der Tasche, auf dessen Titel Luthers Name stand; da verwunderte sich der Fürst und brach in die Worte aus: „Es ist doch Schade, daß dieser verkehrte Mönch ein so schönes Buch habe schreiben können!"

Eben so treu, wie sich Kranach hier zeigt, erblicken wir ihn gegenüber dem felsenfesten Luther, wenn er sich liebend seinem Freunde naht, um des Schmerzes tiefe Wunden zu heilen und bange Gewis-

senszweifel zu lösen, oder wenn er strafend die Stimme erhebt, wo ihm Rüge nöthig dünkt. — In des Vaters Lehre hatte Kranachs ältester Sohn, Johannes, den Pinsel führen gelernt, und wohlwissend, wo der Künste Heimath sey, sandte jener ihn, auf gepflogenen Freundesrath, nach Italien. Der Jüngling, die Hoffnung seiner Aeltern, starb zu Bononien 1536 den 9ten Oktober. Diese Schreckensnachricht erfüllte mit unnennbarem Jammer die Seinigen, die nun sich strafend Vorwürfe machten, daß sie des lieben Sohnes Tod durch die zur Reise gegebene Einwilligung veranlaßt hätten.

Da erschien Doktor Luther den verzagten Seelen, um sie mit Troste aufzurichten, und sprach: „Wenn Eure Gedanken gelten sollten, so wäre ich sowohl hieran Ursach als Ihr; denn ich habe es Euch und Eurem Sohne treulich gerathen, doch nicht in der Meinung, daß er sterben würde. Unser Gewissen gibt uns das Zeugniß, daß Ihr ihn viel lieber lebendig wüßtet, ja deshalb gern Eure Güter verlieren würdet. Darum leget hinweg diesen Stachel aus Eurem Gewissen." — Und dann wendete er sich zu dem weinenden Vater: „Lieber Meister Lukas! haltet still, Gott will Euren Willen brechen; denn er greift gern da an, wo es am wehesten thut, zur Tödtung unsers alten Adams. Ob wir schon nicht die größten Anfechtungen haben, so

schmerzen uns doch diejenigen am meisten, die wir fühlen! —

Dagegen erließ Luther, in der Wahrheit niemand schonend, ein ernstes Ermahnungsschreiben an den Wittenbergischen Rath, als 1539 Hungersnoth die Stadt bedrohte, und Meister Kranach rechtfertigte sich als Bürgermeister, indem er darthat, wie das Getreide in der Mark aufgehalten worden, ohne sein Verschulden.

Auch brachte Kranach Luthern das letzte Zeichen der Liebe und Achtung dar, indem er die irdische Hülle desselben zur friedlichen Gruft begleitete. Schon war Kranach ein 74jähriger Greis, als ihm sein Freund entrissen wurde und vielleicht linderte den Schmerz der Trennung die Hoffnung, daß die wilden Stürme blutiger Ereignisse, die Luther im prophetischen Geiste der nächsten Zukunft verkündet, erst dann eintreten würden, wenn auch er schon der Erde den Tribut gezahlt hätte.

Doch vielfache Prüfungen eines verhängnißvollen Schicksals waren dem betagten Greise noch aufbehalten, an dem Ziele seiner Laufbahn, und wir würden ihn deshalb beklagen müssen, wenn er nicht auch hier die schönen Resultate eines kräftigen Lebens bewährt hätte, durch Muth und Frömmigkeit.

Der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, des Schmalkaldischen Bundes Haupt, verlor den 24ten April 1547 die Schlacht bei Mühlberg, weil er die Zeit der That im wankelmüthigen Rathschlagen vergeudet hatte, ward gefangen und das ganze Sachsenland von den Kriegsscharen Karls des Fünften eingenommen. Vor Wittenberg selbst bezog der Kaiser ein Lager und ließ hier den Meister Lukas vor sich kommen. „Willst du wissen," redete er ihn gar gnädig an, „warum ich dich zu mir entbot? Dein eben gefangener Fürst schenkte mir einst ein von dir gearbeitetes herrliches Gemälde; daran erinnerte ich mich, als ich dich nennen hörte. — Auch habe ich in meinen Zimmern zu Mecheln mein Bildniß als Knabe, von dir gemalt; wie alt mag ich wohl gewesen seyn, als du mich konterfeitest? — „Eure Majestät," antwortete Kranach, „waren damals acht Jahr alt und empfingen gerade die Huldigung der Belgischen Stände. Kaiser Maximilian führte Euch an der Hand, als ich den Abriß machen wollte, und da Ihr sehr unruhig ward, ließ der Hofmeister, der Euren Geist genau kannte, eine Rüstung an die Wand befestigen, welche Eure Blicke so unverwandt auf sich zog, daß ich mein Werk gemächlich vollenden konnte." —

Diese Erzählung gefiel dem Kaiser gar wohl; er

gebot daher dem wackern Greise, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Da machte Kranach dem in treuer Liebe besorgten Herzen Luft, indem er sich mit folgenden Worten auf die Knie warf: „Gnädigster unüberwindlichster Kaiser, da der Rathschluß Gottes Eurer Majestät den Sieg gegeben, da mein Herr, ein erlauchter Fürst, kämpfend in Eure Gefangenschaft gerathen, so flehe und beschwöre ich Euch, des gefangenen Fürsten Strafe zu erleichtern und ihm Gnade angedeihen zu lassen, so wird Euch der allmächtige Gott auch dafür in Eurem ganzen Regimente Glück, Segen und Heil verleihen." Der Kaiser entgegnete huldreich hierauf: „er werde nichts Ungerechtes über den Churfürsten verhängen," und entließ den Künstler mit einer freien Gabe.

Wie wenig Karl dieses Versprechen, des ewigen Rechtes Gebot verhöhnend, erfüllte, wie er Demuth im Glücke heuchelte und Trug auf List häufte, zur Erreichung schlechter Eroberungsplane, wie tief er sich selbst entehrte, indem er den Churfürsten von Sachsen und den durch boshafte Tücke ins Netz gelockten Landgrafen von Hessen mehrere Jahre hindurch zur Schau umherführen ließ, empört ewig jedes deutsche Gemüth und erfüllt das Herz mit gerechtem Abscheu.

Als der Kaiser von Wittenberg aufbrach, um nach

den Niederlanden zu gehen, forderte er den Meister Lukas auf, ihn zu begleiten, und übersandte ihm eine silberne Schale voll Dukaten. Kranach nahm davon, um durch das Verschmähen des Geschenks die kaiserliche Ungnade nicht auf sich zu laden, nur so viel, als er mit zwei Fingern fassen konnte, und sandte das Uebrige mit der Bitte zurück: Karl möge ihm vergönnen, daß er seinen gefangenen Landesherrn begleite und mit ihm theile die Stunden des Elends. Solcher Wunsch ward dem Greise gewährt, und Müller, der Verfasser der bekannten sächsischen Annalen, findet in dieser bewährten Treue die Veranlassung zu folgender Parallele: „Als der heilige Apostel Paulus zu Rom um das Leben gefangen gelegen und alle andere Brüder und Glaubensgenossen ihn verlassen hatten, verharrte der Evangelist Lukas allein zu seinem Beistande im Gefängniß; so trug auch Lukas Kranach, der alte fromme Mann, nicht Scheu, seinem gnädigen Churfürsten in die Gefangenschaft zu folgen, ihm allen Beistand zu leisten und treulich bei ihm auszuhalten.“— Auch Hortleder erzählt von des Churfürsten Gefangenschaft zu Inspruck, wo er sehr hart gehalten wurde, weil er das berüchtigte Interim, jene für die Vorzeit einzige Geburt eines vermessenen Herrschers, nicht gut heißen wollte: „wenn seine Churfürstlichen Gnaden des

Morgens aufgestanden, hat er eine Stunde in seinem Gemache allein gebetet, und in der Bibel oder in D. Martin Luthers Schriften gelesen, und demnächst seine Zeit sich damit vertrieben, daß er den berühmten Maler, den alten Lukas Kranach, allerhand Bildwerk hat malen lassen." —

Als endlich der zermalmende Druck den Thatsinn der Deutschen aus dem Schlummer erweckte, und der Kaiser die Nichtigkeit seines Stolzes in der Verzagtheit beim Unglücke bekundete, erfolgte die Freilassung des Churfürsten. Auf der Rückreise nach seinen Erbländern saß mit dem ältesten Prinzen, Kranach der fromme Greis, in seinem Wagen. Hiervon wird noch berichtet, daß, als die Rückkehrenden in die Gegend von Jena angelangt und von den entgegenkommenden Professoren und Studenten empfangen wurden, der Fürst bei Erblickung des Menschenhaufens seinem Begleiter zurief: „Siehe da ist Bruder Studium! —

Gemeinschaftlich überstandne Leiden verknüpfen die Gemüther am innigsten, darum trennte sich Kranach auch nie wieder von seinem Fürsten und verlebte seine letzten Tage zu Weimar, wo der befreite Churfürst sein Hoflager hielt. Nur zu willfährig zählt man ein hohes Lebensalter, mit Sirach, zu den besonderen Vergünstigungen des Schicksals; wer aber berechnet

den Schmerz, der in des Greises Seele hervor tritt, wenn er die, an welche ihn die süße Gewohnheit des Lebens fesselte, in die Gruft sinken sieht? Solchen Verlust erfuhr Kranach vielfach; die letzte Wunde dieser Art wurde seinem Herzen geschlagen durch den Tod seines geliebten Herrn Johann Friedrich des Großmüthigen 1552. Doch nicht lange brauchte er nach dem Vorangegangenen die stille Sehnsucht zu tragen, denn er beschloß schon im folgenden Jahre den 16ten Oktober 1553, im 81sten seines Alters das ruhmvolle Leben.

Auf dem Kirchhofe zu Weimar ward der Mann neben der Thür zur Erde bestattet, der mit deutschem Sinne und biederer Treue seinen Beruf als Mensch, als Freund, als Staatsbürger und als Künstler erfüllte.

Wie schon erwähnt, war Kranach an die Tochter des Bürgermeisters zu Weimar Justus Brengbier, Barbara, verheurathet. In dieser Ehe erzeugte er fünf Kinder, wovon ihn drei Töchter und ein Sohn überlebten. Erstere waren an den Juristen Dassius, an den berühmten Kanzler Pontanus und an den Medikus Casper Pfreund verheurathet; letzterer, wie der Vater Lukas mit Vornamen, war von diesem zur Malerkunst angeführt und erlangte zwar nicht dessen Ruhm als Künstler, wohl aber in Hinsicht des Menschenwerthes.

Der jüngere Kranach war, wie sein Vater, Rathsherr, dann Bürgermeister zu Wittenberg; seine Grabschrift in der dasigen Pfarrkirche bezeugt, daß Treue, Würde, Freimüthigkeit und Einigkeitssinn auf ihn ver-

erbt waren und daß er, ein ehrenwerther Mann seines Zeitalters, der lutherischen Kirche standhaft anhing.

Wenn nach den Begriffen unserer Voraltern es preiswürdig ist, eine durch mehrere Jahrhunderte hindurch fortlebende Nachkommenschaft zu haben, die den schönen Ruhm der Rechtlichkeit unbescholten fortpflanzte, so ward dem edlen Kranach auch dieser Preis, denn bis zu den neuesten Zeiten lebten seine Descendenten in Sachsen geachtet und geehrt. Sie führen das Wappen, welches Churfürst Friedrich der Weise zu Nürnberg am heiligen drei Königstage 1508 dem Meister Lukas auf eine ausgezeichnete Weise ertheilte. In dem Gnadenbriefe heißt es, daß dem Lukas von Kranach das Wappen einer schwarzen geflügelten Schlange mit einer rothen Krone auf dem Haupte und einem güldenen Rubinring im Munde, im gelben Schilde verliehen sey, wegen seiner Kunst und Redlichkeit.

Heil dem Familienbunde, welcher auf einen Ahnherrn zurückblickt, der Lukas Kranachs Künstler- und Menschenwerth zum erfreulichen Bilde der Nachkommen aufstellt! —

XIV.

Epigrammatische
und
andere Gedichte

von

Friedrich Haug.

1.

Lovingwar.

(Frei nach Henry James Pye.)

Jung Lovingwar, der Tapfre,
Kommt an aus fernem Land.
Sein Roß ist selbst in London
Als Bestes anerkannt.

Sein gutes Schwert genügt ihm,
Wenn Feinde rundum dräu'n.
Er trägt sonst keine Waffen,
Und reitet ganz allein.

An Treuheit in der Liebe,
An Kühnheit in der Fahr
Gleicht Keiner von den Rittern
Dem jungen Lovingwar.

Ihn säumte kein Verschanzen,
Kein hochgethürmter Damm.
Des wilden Eske Wogen
Zu Roß Er hui! durchschwamm.

Doch, eh der Ritter abstieg
Zu Netherbey vorm Thor,
Kam still ein Nebenbuhler
Dem Bräutigam zuvor.

Ein Wüstling in der Liebe,
Ein feiger Wicht in Fahr,
Will freien Scum das Liebchen
Des jungen Lovingwar.

Kühn mischt der in der Halle
Von Netherbey sich ein
Zu Schön-Ellinas Freunden
Und in der Gäste Reih'n.

Ihr Vater, sich erbosend,
Die Hand am Schwerte, spricht:
(Denn Scum, die Memme, zittert,
Und weicht und redet nicht.)

„Stell'st du dich heute feindlich,
Sag', oder freundlich dar
Und lüstets dich zu tanzen,
Du junger Lovingwar?" —

Ich warb um deine Tochter;
Du zwangest sie zum Nein.
Wiss', auf der Liebe Fluthen
Tritt Ebben mählig ein.

Ich will mit der verlornen
Gespons zum letzten Mal
Anführen heut den Reigen,
Und leeren den Pokal.

In Schottland gibts der Jungfrau'n,
Weit schöner noch, fürwahr,
Die gern sich anvermählten
Dem jungen Lovingwar.

Die Braut kredenzt den Becher;
Schön dankend nimmt er ihn,
Stürzt rasch den Wein hinunter,
Und wirft den Becher hin.

Sie, blassend und erröthend,
Beseufzet ihr Geschick,
Ein Lächeln auf den Lippen,
Und eine Thrän' im Blick.

Er faßte sanft ihr Händchen,
Eh Mutter nahe war.
„Laß uns den Reigen führen!
Sprach Ritter Lovingwar.

So stattlich all sein Wesen!
So lieblich ihr Gesicht! —
Zwei tanzten so bezaubernd
Seit hundert Jahren nicht.

Die Mutter stand entrüstet,
Der Vater stand voll Wuth,
Der Brautmann drehte sinnlos
Den neuen Federhut.

Zuflüsterten die Jungfrau'n
Sich' ob dem holden Paar:
„Die Freundin taugte besser
Zum jungen Lovingwar."

Er drückt Ihr stark die Rechte,
Er flüstert Ihr ins Ohr;
Sie nah'n der Halle Pforten;
Kein Söldner wacht davor.

Wie leicht er nächst zum Sattel
Die schöne Lady schwang!
Wie leicht zu seinem Kleinod
Er in den Sattel sprang!

„Fleug über Thal und Hügel!
Du trägst ein Liebespaar.
Laß, Renner, nach sie tauchen!"
Rief lachend Lovingwar.

Auf stiegen flugs die Häupter;
Scum blieb allein zu Haus.
Vasallen, Förster, Schützen,
Sie rannten wild hinaus.

Sie wagten Roß und Leben,
Sie jagten, rasch und treu,
Umsonst nach der Verlornen,
Der Braut von Netherbey.

An Treuheit in der Liebe,
An Kühnheit in der Fahr
Wo gleicht, ich frag', ein Ritter
Dem jungen Lovingwar?

2.

Krone und Flöte.

Die großen Götter, allzumüßig,
Und ihres Glanzes überdrüßig,
Beschlossen, wieder sich zu freu'n,
Und luden in die schönste Halle
Die Halb- und Viertelgötter alle
Zu Momus neuen Spielen ein.
Er schritt, sie menschlich zu ergetzen,
Daher mit einer Lotterie.
Man sieht ein solches Heer von Schätzen,
Vom Zepter bis zur Flöte, nie.

Die Thorheit bat, doch einzusetzen,
Und hohe Preise zahlten sie.
In Plutus Händen war die Casse,
Wie harrte der Olymp in Masse
Als Zeus gebot: „Fortuna, zieh!" —
Sie zog mit Amors feinstem Pfeile.
Die Krone fiel der Langenweile,
Die Flöte dem Vergnügen zu.

Ob dieser Theilung lächelst du?
Doch selten ist der Größe nieden,
Was rein vergnügen kann, beschieden.

3.

Der kleine Theodor.

Ein Knabe stand am Strome
Verlassen, traurig da.
„Todt Mütterlein, und Vater
Weit in America.

Sanft hub des Stromes Nixe
Ihr schönes Haupt empor,
Und voll Erstaunens weilte
Der kleine Theodor.

„Ich hörte deinen Jammer,"
Sprach sie mit süßem Ton,
„Und will dir Trost verkünden.
Komm näher! Muthig, Sohn!

„Die du vermissest, wohnen
Tief im Palast bei mir;
Sie leben wie die Götter
Und sehnen sich nach dir." —

Wie brausen Wog' an Woge!
Tief unten ist der Tod. —
„Hörst du die Mutter rufen?
Sey folgsam, eh sie droht!"

„Ich trag' auf meinen Armen
Dich unversehrt hinab." —
Zu Mütterlein! Mit Freuden!
Er stürzt in's Wellengrab.

Ein Reiter hört das Knäbchen
„Oh weh!" und „Hülfe!" schrei'n,
Sieht mit der Flut es ringen
Und spornt sein Roß hinein.

Er hascht es noch am Kleide;
Es athmet wieder — lebt!
Wie dankbar es die Händchen
Empor zum Fremdling hebt.

„Trieb dich Verzweiflung? Rede!
Bist du verwais't?" — — Ach, ja!
Todt Mütterlein, und Vater
Weit in Amerika.

„Sein Name?" — Rudolf Wacker.
„Und in Amerika
Wie lange schon?" — Fünf Jahre! —
„Gottlob! und wieder da!"

„Mich sandte wohl dein Schutzgeist
Mit Reichthum über's Meer.
Dich, Theodor, zu retten,
Dein Glück zu gründen, her."

„Komm zu der Mutter Grabe!
Dort schwör', Ihr gleich zu seyn.
Wir setzen der Geliebten
Den schönsten Leichenstein."

4.

Feodore.

Ich liebte Feodoren;
Sie hatte feierlich,
Wie oft, mir zugeschworen:
„Ich ehr' und liebe dich;
Nur ziemt es, Theurer, sich,
Daß ich, getreu der Ahnensitte,
Der Aeltern Segen mir erbitte."

„Ich darf den guten Alten
In schlichtem Briefe nur
Mein schönes Loos entfalten,
Frei kundthun meinen Schwur,
Und, wenn des Himmels Spur,
Die sichtbar ist, sie nicht verkennen,
Mich deine Braut und selig nennen." —

Begeistert pries ich Sänger
Die holde Zauberin.
Ich harrte lang und länger
In liebevollem Sinn.
Sie sprach, wie von Beginn:
Nur meiner Aeltern Wort und Segen!
Dann eil' ich meinem Glück entgegen.

Ich schrieb den guten Alten.
Zu Roß entflog mein Freund.
Ums Frühroth ward erhalten,
Was ewig uns vereint.
Mein Wonnetag erscheint.
Ja, mit der Aeltern Wort und Segen
Eil' ich dem schönsten Glück entgegen.

„Erfülle, was in Träumen
Ich längst prophetisch sah." —
Wie könnt' ich länger säumen?
Doch — meiner Aeltern Ja . . . .
Ist da, mein Herz, ist da!
Rief ich entzückt. Sie stand verlegen.
„Hier ist der Aeltern Wort und Segen.

O weh mir! — Ein Geheimniß
Entschuldigt meinen Trug.
Vergib die stäte Säumniß!
Ich bin verlobt! — „Genug!
Das ist kein edler Zug —
Mißhandlung — aber ich verzeihe.
O quäle später nie dich Reue!" —

So wurd' ein Band zerrissen,
Das nie geschlungen war.
Mit folterndem Gewissen
Trat sie zum Hochaltar.
Unselig rasches Paar!
Er schweift' umher und buhlt' aufs Neue.
Sie litt — verblüht' — und starb voll Reue.

5.

Die Jahreszeiten, von Hilario.

1) Frühling.

Willkommen, süßer Flühling,
Die stralende Stirn mit Rosen umkränzt!
Gesträuch und Bäume trau'rten,
Zu lange des reichen Schmuckes beraubt.
Du kehrtest endlich wieder,
Besätest mit Blumen Thal und Gebirg
Und Philomele zaubert
Auf blühendem Ast ihr schmelzendes Lied.
Den ungeschlachten Nordsturm
Verjagt ein gelinder magischer Hauch.
Wo kaum noch Schrittschuhläufer,
Da gleiten jetzt Fischerbarken umher.
Allein, trotz deiner Spenden
Wohlthät'ger Lenz, dir schwiege mein Lied,
Durchdrängst nicht du mit warmer
Verjüngender Kraft die Reben der Höh'n!

2) Sommer.

Unbarmherziger Sommer!
Hirt und Städtler verwünschen dich.
Gras und Blüthe verdorren;
Flur und Garten entschmückest du.
Ja, Vergißmeinnicht welken
Und die Rosen verblättern rasch.
Das versiegende Bächlein
Tränkt die schmachtenden Au'n nicht mehr.
Weder Heerdengeläute
Noch die Flöte des Schäfers hallt.
Und die Schönen des Dorfes
Lockt kein Tanz, kein Schalmeigetön.
Deine Flammen, sie wüthen!
Wäldern flüchten die Thiere zu
Und der Mensch, in Verzweiflung,
Ob die Fabelepoch' erneut,
Und ein Phaeton wieder
Kühn den Wagen Apolls bestieg
Ruft zum Donnerer: „Gnade!
Schleudre Hochgewitter umher!
Fluthen stürze herunter!
Oder soll, was da lebt, vergeh'n?
Ich nur kann dir nicht grollen:
Flamm, o Sommer! der Weinstock reift.

3) Herbst.

Gejubel und Dithyramben,
Und Tanzmelodien,
Umdonnert vom Hall und Wiederhall
Glutsprühender Rohre,
Tönen auf dem Gebirg' umher!

Denn Bacchus und seine Tochter,
Die Freude, regieren:
Sie gossen ihr Füllhorn segnend aus;
Den Kufen entrieselt
Hochwillkommenes Traubenblut.

Hervor, du Mänadenhorde,
Ihr Satyrn und Faune,
Versteckt mit Silen im Waldgebüsch!
Mit Klappern und Cymbeln
Unter Evoeruf hervor!

Ich opfre dem Gott des Weines
Danksingend ein Böcklein,
Wenn anders, vom nektargleichen Trank
Süßtrunken, nicht früher
Ich, sein Priester, entschlafen muß.

4) Winter.

Aus Nordens Höhlen wer kommt,
Hochwaltend auf schwarzen kalten
Flockenstäubenden Wolken? —
Der Winter, tödlichen Hauchs.

Weilt, Hirt und Heerde, nicht mehr!
Stürzt nieder in eure Tiefe,
Nymphen! und birg, o Dryas
In's Herz der Eiche dich rasch!

Sonst blumenreiches Boskett!
Du bist ein Symbol des Todes! —
Eis umringelt die Aeste.
Die Fluth im Rollen erstarrt.

Der abgestorb'nen Natur
Einförmiger Traueranblick,
Wie dein Stürmen, o Winter,
Lockt mich in's traute Gemach,

Wo von wohlthätiger Gluth
Das Holz im Kamin knattert,
Wo mich Phöbus und Bacchus
Zu Sang einladen und Wein.

Doch soll im Klubb dir mein Lied,
Geflohener Winter, hallen:
Du begrubest ja schirmend
Die weichen Reben im Schnee.

6.

Als Theon begraben wurde.

Du, Jüngling, hast mir Thränen ausgepreßt.
Wer konnt' auch ahnen, daß man dich begrübe
Vor deinem nahen Hochzeitfest!
Der Tod fliegt schneller, als der Gott der Liebe.

7.

Venus und Amor.

Du gäbest der Psycharion
Den goldnen Apfel? — Wie, mein Sohn?
Du fühlst, wie groß die Kränkung ist!
„Vergib der Wahrheit freien Ton:
„Du bist so reizend, als Psycharion.
„Nur ists schon lange, daß du reizend bist."

8.

Louise.

Euch, Lydia, Lesbia, Delia, priesen
Einst Gallus, Tibull und Katull im Gesang.
Erständen sie jetzt — im harmonischen Klang
Besängen sie treulos nur einzig — Louisen.

9.

Seiltänzerin Thais.

Auf dem Seile pflegt Sie nur zu scherzen,
Ach! und springt mit Füßen in die Herzen!

10.

An Cölestinen.

Amor lieh die Feder mir
Und sein holdes Bild zum Siegel —
Ach, warum nicht seine Flügel?
O dann wär' ich längst bei dir.

11.

An Glorwina,

die nur vor ihren trautesten Freunden singen will.

Hätt' ich die jüngste der Rosen und wohlduftreichste gezogen,
Durch der Natur Hochgunst verschönt und sorglichste Pflege,
Wünschen könnt' ich, sie möchte die Luft mit köstlichem Balsam
Würzen, obschon allein so gehegt für die Brust der Geliebten.

12.

An Cölestinen.

Ich liebte dich als Kind, als Schülerin noch mehr,
Als aufgeblühte Jungfrau sehr,
Als Guidos holde Braut nicht minder.
Ich liebe noch, ein halber Greis,
Dich, schöner Frauen Stolz und Preis,
Dich, edles Vorbild guter Kinder!
Wie mächtig irrt, wer da von Thorheit spricht!
Er folg're nur: Die Herzen altern nicht.

13.

Freunde.

Freunde, Honig auf dem Munde,
In dem Busen Trug und List,
Zärtlich um die Tafelstunde,
Kalt, wenn sie vorüber ist,
Freunde, die sich unterwinden,
Dich mit falschen Eiden nur,
Mit Gefühls-Karikatur
Zum Vertrauen zu entzünden,
Die im Sonnenschein des Glücks
Deine Trefflichkeit verkünden;
Aber heimlich, Augenblicks,
Wenn dir Unglück droht, verschwinden,
Die den süßen Herzvertrag
Auf ihr Interesse gründen,
Solche Freunde könnt Ihr finden.
Thor, wer sie noch suchen mag!

XV.

Agrionien

für das Jahr 1816

gesammelt

von

Theodor Hell.

1.

Doppel-Räthsel.

Zwei rasche Mädchen nenn' ich Euch,
Das eine Feuerkind,
Das and're aus Neptunus Reich —
Zwar beide hochgesinnt,
Doch sanftern Herzens die Undine,
Und stolzern Muths Salamandrine,

Hochfahrend strebt das schlanke Paar
Hinauf zum Himmelszelt;
Drum wird der Fluch an beiden wahr,
Daß wer hoch steigt, hoch fällt;
Doch wo die eitle Hoffarth minder,
Da straft auch Nemesis gelinder.

Es stürzen beide, doch die Gluk
In Asch und Rauch verkehrt,
Da reuevoll das Kind der Flut
Zum Arm der Mutter kehrt;
Sternschnuppen gleich ist die gefallen,
Die andre darf durch Blumen wallen.

F. Kind.

2.

Ein herrlich Bild wird Euch die Flur gewähren,
Wenn von der Sonne Glanz umschimmert,
Auf ihr das Erste farbig flimmert.
Nur selten kann das Weib das Letzte wohl entbehren;
Doch muß dem Manne dies allein oft — Leben,
Charakter und Bedeutung geben,
Sonst glich er einer todten Büste:
Drum dients oft nur, daß man sich brüste.

Den Damen, die gern breit sich machen,
Kann ich das Ganze anempfehlen;
Doch wird sie, wenn sie's wirklich wählen,
Die ganze heut'ge Welt belachen.

Bachmann.

3.

Räthsel.

Der Brüder zwei sind wir untrennbar,
Der Unterschied oft kaum erkennbar.
Ist auch in Afrika nicht unser Vaterland,
Sind wir doch meist wie Neger schwarz gebrannt,
Die uns erzeugen, eine wilde Race,
Zerschneiden, bohren, hämmern nicht zum Spaße.
Dann stellen sie uns aus zum Kaufe,
Und wer da Hülfe nöthig hat zum Laufe,
Erhandelt uns alsdann zu seinen Knechten,
Doch weh ihm! sind wir nicht die Rechten.
Zwar dieser neue Herr ist erst Barbar,
Der tritt uns nun mit Füßen gar.
Doch können wir auch quälen ihn dafür,
Daß er vermeint, er geh' auf Nesseln.
Und scheinet er der Herr, die Sklaven wir,
Wir Sklaven halten doch den Herrn in Fesseln.
Auch darf er thun für sich nicht einen Schritt;
Wir gehen allenthalben mit.

— * —

4.

Räthsel.

Ich bin ein leblos Ding, und doch kann nicht das Leben,
Wenn ich mich ihm entzieh', besteh'n,
Dagegen bin ich nicht dem Tod gegeben,
Ob Leichen schon nothwendig mit mir geh'n.

Dem Laster bin ich treu,
Die Tugend muß ich meiden,
Ich bringe Glück durch Lust,
Doch trüb ich auch mit Leiden.
Wenn ihr voll Hochgenuß mich in der Liebe fandet,
Und darum fester euch und unauflöslich bandet,
So schwind ich doch, ob's schlecht, ob's gut auch gehe,
Aus jeder Ehe.

Th. Hell.

5.

Räthsel.

Ich steig aus finstern Tiefen,
Die Wiege kennt man nicht,
Weil Geister bei mir schliefen,
Empor ans Sonnenlicht.
Bald thun der Menschen Hände
Die Augen auf mir dann,
Bald komm ich selbst und spende
Was ich nur spenden kann.

Ach! rein bin ich geboren
Und klar und lieblich zart,
Doch geht mir's bald verloren
In eurer Gegenwart.
Zu gut für eure Erde
Ihr Menschen und für euch
So bin ich, und doch werde
Ich bald euch Menschen gleich.

Doch kann ich nicht erdulden
Die Schmach, die mich umgibt,
Und ohne mein Verschulden
Den reinen Spiegel trübt,

Ich sehne mich nach oben
Um wieder rein zu seyn,
Warm werd ich aufgehoben
Und werde wieder rein.

Und senke dann mich wieder
In meine tiefe Nacht,
In meine Wiege nieder,
Bis neu die Lust erwacht.
Ich kann's, ich kann's nicht lassen
Empor zu geh'n an's Licht
Und doch, ich muß es hassen!
Dort bleibt mein Wesen nicht.

Friedrich Kuhn

6.

Homonyme, in drei Bedeutungen.

Wenn ich als Eins Dir pflege Lust zu geben,
Stell' ich als Zwei Dir böslich nach dem Leben,
Und werd' als Drei vor Deinem Anblick beben.

Mich bringt wohl der Geliebte kosend Dir,
Ich trenn euch oft mit wilder Ruhmbegier,
Ein Theil von mir, dient Dir und ihm zur Zier.

Du hegst mich zart, doch bald werd' ich vergehen,
Mich hassest Du, doch kann ich lang bestehen,
Ich sah mein Kleid auf Deinem Haupte wehen.

Leb' wohl! im Garten seh' ich wieder Dich.
Leb' wohl! Du wirst es thun, verlierst Du mich.
Leb' wohl! Beim Ball treff' ich Dich sicherlich.

Th. Hell.

7.

Räthsel.

Wie hast du alles mir zerstöret,
Was sonst so lieblich mir gelacht!
Der Augen Stern, der mich bethöret,
Der Wangen zarte Rosenpracht,
Den weichen Pflaum der frischen Lippen,
Der blonden Locken Zauberring,
Und ihrer Zähne Marmorklippen,
Wo ganz mein Schifflein unterging.

Was ist von Mally mir geblieben?
Was unter deiner Räuberhand?
Ich soll des Lebens Schatten lieben,
Da mir das Leben selbst verschwand!
Du hast verlöscht das Götterfeuer
Und alles steht so todt und kalt
Und doch auch noch im schwarzen Schleier
Uebt über mich sie noch Gewalt.

Friedrich Kuhn.

8a.

Charade.

Billet.

Ich höre, daß vor wenig Stunden
Du Dich im Städtchen eingefunden, —
So sey denn hier der Erstling deiner Freuden
Die Botschaft, die Dir diese Zeilen deuten:
Ich drücke, schon seit mehrern Tagen,
Mein liebes Erstes an die Brust, —
Mit welchem Siegsgefühl der Lust,
Das mögst Du, Freundin, selbst Dir sagen.

Doch welchen Kampf hab' ich zuvor bestritten!
Man sollte traun! das Ganze sich verbitten.
Mehr mündlich; komm! umarme mich.
Nicht irren aber mög' es dich,
Daß dieses Briefchen, das die Schrift nicht zieret,
Sich von dem Letzten herdatiret.

Bachmann

8b.

Charade.

Antwort.

Mögst Freundin Du die Ersten glücklich enden,
Und Dir der Himmel neue Kräfte spenden.
Was eben ich zu thun gedachte,
Ich und mein Mann, als man Dein Briefchen brachte,
Das nennet Dir mein letztes Paar.
Und weil Dein Leibgericht zur Stelle war,
So fiel uns ein (Du wirst den Schwank belachen)
Schnell, ehe noch mein Mund Dich überzeugt,
Daß nichts den treuen Sinn aus meiner Brust verscheucht,
Das Ganze Dir zu übermachen.

Bachmann.

9.

Charade.

Das erste Pärchen, eine Frucht,
Die fernher Schiffe bringen;
Das zweite läßt zu Sieg und Flucht,
Den rauhen Ton erklingen.
Im Ganzen schwitzt das erste braun,
Eh' man's zum Trank kann brauen;
Dann wird's gerädert, und ist, traun!
Ein Nektar für die Frauen.

F. Kind.

10.

Räthsel.

Vier Brüder sind's. Der Erste, Maler,
Lebt nur in bunten Phantasei'n;
Der Zweite, Landmann, denkt auf Thaler,
Fährt fleißig in die Scheuern ein;
Der Dritte, Schenkwirth, wohl gelitten,
Schafft für die Gäste Wurst und Wein;
Der Vierte, Steinmetz, rauh von Sitten,
Haut grob und kolossal in Stein.

Fr. Kind.

11.

Logogryph.

Kopf und Fuß sind mir gleich; auch der Ton gleich, rückwärts gelesen.
Forschest dem Wesen du nach: schlank und am häufigsten hohl,
Seltener voll, stets rund, bring' Würz' ich und labende Süße,
Leite die Blicke zum Pol, bläue den Rücken dir durch.
Indien Beid' erzeugen, auch Spanien mich und auch England;
Dorten mit sklavischer Müh', hier nur durch emsige Kunst.
Kopflos, bin ich am Kopf ein Vermittler menschlicher Rede;
Fußlos werd' ich gehaßt, höchstens geduldet als Erz.

— * —

12.

Charade.

Der Winter war vergangen,
Und Rosen auf den Wangen,
Stand schön der Frühling da,
Schnell sah man meiner ersten
Braun Schlafgemach auch bersten,
Sie glänzten fern und nah.

Und, bei den Blüthenglocken,
Mit silberweißen Locken,
Stand meiner letzten Paar,
Es nahm mit stillem Leiden,
Als müsse bald es scheiden,
Die neue Schöpfung wahr.

Und rief: Ach! als das Ganze
Noch mit der Freude Kranze
Mein braunes Haar geschmückt,
Da hat mich Lieb' und Blüthe
Im fröhlichen Gemüthe
Alljährlich neu entzückt.'

Jetzt aber, wo für immer
Des Ganzen heller Schimmer
Aus meinem Leben schwand,
Seh' nur des Grabes Hügel
Ich blühen, wenn der Flügel
Des Lenzes weckt das Land."

Ich aber sagte: „„Armer!
Es waltet ein Erbarmer
Im hohen Sternrevier,
Der gibt, kann nicht auf Erden
Das Ganze mehr Dir werden,
Es oben ewig Dir."" Th. Hell.

13.

Charade.

Klage.

Die ersten Menschen, Weib und Mann
Ach! hätten sie das Erste nicht gethan!
Dann würde man das Letzte nicht erstreben,
Um nur nicht stets auf Kriegesfuß zu leben.
Dann herrscht' auf diesem Runde weit und breit
Die Eintracht nur und Wonn' und Seligkeit;

Dann würden wir nicht unter Thränen,
Im Drange schwüler Lebensnoth,
Die gold'ne Zeit nur stets zurück uns sehnen,
Wo uns das Ganze Schutz und Zierde bot,
Die Zeit wo wir kein Paradies vermissen
Und nichts von jenem Unglück wissen,
Das ach! die ersten Menschen, Weib und Mann,
Das Erste einst, — das Erste einst gethan.

Bachmann.

14.

Charade.

Die erste Sylbe an die letzte.

Du lebst und webst und hast so gut,
Als ich, Dein eigenthümlich Blut,
Es gleichet Deine Form sogar
Wohl oft der meinigen auf's Haar.
Du streust mit Hülfe Deiner Brüder
Auf die Ermüdung Schatten nieder: —
Wohl mir, wenn ich mich gleich Dir fühle
Und dem, der bei des Lebens Schwüle
Nach Labung seufzt, die Wange kühle! —
Ich heiße Dich mit Innigkeit
Willkommen: denn nach langem Tode
Bist Du der Auferstehung Bote,
Die himmlischen Genüß' mir beut.
Einst gabst Du noch erwünschtre Kunde:
„Land! Land!" erschols von jedem Munde. —
Uns lieben, wenn man uns gepaart,
Zumal die Mütter heiß und zart;
Doch oft wohl reut's uns mit den Jahren,
Daß wir das Ganze ihnen waren.

Bachmann.

15.

Logogryph.

Ich stamm' aus Palästina her,
Mich trugen über Land und Meer
Die Abkömmling' aus Abrams Samen,
Von denen mich auch Christen nahmen.
Doch magst du jüdisch oder deutsch mich lesen,
Rechts her und links bleib ich das gleiche Wesen.

—*—

16.

Charade.

Sofern dem Erdenball mein Ganzes angehört,
Wird euer Witz es nicht ergründen.
Nun bleibe zwar Euch Lesern unverwehrt,
Im Räthsel selbst mein Letztes aufzufinden;
Und obendrein in nicht geringer Zahl, —
Daß ich's nur sage, — mehr als zwanzigmal;
Und doch sollt Ihr zuletzt bekennen,
(Wenn Ihr, — mit Scharfsinn wohlbegabt, —
Das Räthsel mir enträthselt habt,)
Es sey nach meinem Ersten zu benennen.

Bachmann.

17.

Logogryph.

Wo ich walte flieht die Freude;
Zähren fließen, Trauer weilt,
Bald werd' ich von Haß und Neide,
Bald von Hinterlist ereilt,

Bald steh ich an Krankenbetten,
Bald, ach! an der Theuern Grab;
Und ich schlinge Centnerketten,
Und ich breche Altersstab.

Aber laß näher die Zeichen sich rücken,
Welche mir bilden den Anfang, das End',
Laß sie nur einen Buchstab behend
G'rad aus der Mitte heraus mir drücken,
Fröhliche Lieder vernimmst Du dann immer,
Lachen und Leben beseligt die Flur,
Und es erglänzen im rosigen Schimmer,
Herzen und Wangen, die ganze Natur.

Th. Hell.

18.

A n a g r a m.

Ein zartes Band, aus Pflanzenstoff gewoben,
Hab' ich schon oft die Blüthe, welche sank,
Zum Himmel auf, mit treuer Hand, gehoben,
Daß sie den Thau der Lüfte wieder trank.
Doch bin ich selbst ein schwaches, armes Wesen,
Selbst haltlos, doch zum Halten auserlesen.
Wenn aber rückwärts ihr mich wollt betrachten,
So steh' ich fest, im herrlichen Beruf,
Oft trug man stolz mich im Gewühl der Schlachten,
Ja, Einen gab's, der Wunder durch mich schuf.
Dem Knaben dien' ich oft zu leichtem Spiele,
Der Greis geht sicherer mit mir zum Ziele.

Th. Hell.

Auflösung.

1. Rakete und Fontaine.
2. Reifrock.
3. Die Schuhe.
4. Der Buchstabe L.
5. Die Quelle.
6. Der Straus.
7. Der Schattenriß.
8. Kindbett und Wochenessen.
9. Die Kaffeetrommel.
10. Die Jahrszeiten.
11. Rohr. Ohr. Roh.
12. Blüthenalter.
13. Der Fallbund.
14. Herzblatt.
15. Nathan.
16. Schwerpunkt.
17. Schmerz. Scherz.
18. Bast. Stab.





